

Die Beatles Story

8. Dezember 1980

Ich muß zugeben, es war meine Schuld. Ich habe John Lennon auf dem Gewissen. Ich hatte nur einen Augenblick zur Seite geschaut, wo Yoko stand mit ihrer viel zu großen Brille. Sie war für diese Jahreszeit zu leicht gekleidet. Denn es war mächtig kalt an diesem Dezemberabend vor dem Dakotahaus in New York am Central Park. Sie hatte sich ein Taschentuch an die Nase gedrückt und schniefte kräftig. Eigentlich mochte ich sie nie so recht leiden, was eigentlich seltsam war, weil Wesen wie ich Gefühlsregungen dieser Art nicht mehr haben. Trotzdem stand ich einen Augenblick einfach so da und dachte: »Was um alles in der Welt findet er an ihr?«

In diesem Augenblick krachte es hinter mir. Es war kein lautes Knallen, eher ein dumpfes Bamp-

Bamp-Bamp! Ich war vor Entsetzen wie gelähmt, wieder eine Regung, die uns Lichtwesen fremd ist. John taumelte auf den Eingang des Dakota zu und rief zum Pförtner: »Mein Gott, der Typ hat auf mich geschossen!« Dann ging er zu Boden.

Wieso hatte ich nicht auf diese Gestalt geachtet? Nie und nimmer hätte ich gedacht, daß dieses Pfannkuchengesicht einen Revolver ziehen würde. Man vermutet das nicht von einem Fan, der noch am Mittag ein Album des größten Musikers dieses Jahrhunderts in den Händen gehalten hatte. Ich war erstaunt und gleichzeitig angewidert von dieser Kaltblütigkeit.

Der Typ stand regungslos da und verzog keine Miene. Jemand fragte ihn: »Wissen Sie, was Sie da getan haben?«

»Ja«, antwortete er, »ich habe John Lennon erschossen.« Das klang so, als habe er gerade eine Tüte Popcorn bestellt. In diesem Augenblick verlor ich die Fassung. Ich schrie wie ein Besessener: »Du dummes Schwein!« Dann prügelte ich los. Der ganze Frust der letzten Jahre hatte sich aufgestaut und entlud sich in dieser Sekunde. Ohne Wirkung natürlich, denn niemand sah mich, außer Poseidon, der auf der anderen Straßenseite stand und sehr ernst zu mir herüber schaute. Er winkte mir kurz zu, als ich ihn erkannte, und dann machte er eine Handbewegung nach oben. Da wußte ich, daß ich in bösen Schwierigkeiten war.

»Wo um Himmels Willen hattest du deine Augen?« fragte mich Poseidon.

Ich hatte nicht den Nerv, ihm zu antworten. Zu sehr war ich geschockt von den Ereignissen der letzten Minuten. Es hatte so ausgesehen, als ob ich wieder alles in den Griff bekommen würde, und dann dies. Ich biß mir nervös auf die Unterlippe. »Hast du nicht das Taxi gesehen? Das mußtest du doch sehen! Es war schwarz. Es gibt sehr wenige schwarze Taxis in New York, nicht wahr?«

Poseidon hatte recht. Ich hatte dieses verdammte Auto nach den Schüssen davonfahren sehen und mir nichts dabei gedacht. Ich konnte nur auf diesen kurzen Revolver starren und laufend denken: Nein, nein, nein, bitte nicht! Sie hatten es also geplant, und ich war drauf reingefallen. Ein einfacher Trick der Schattenwesen – plumper denn je, und ich hatte nichts gerafft. Wie oft hatten sie es schon probiert, damals in Manila, als wir knapp einer Katastrophe entgingen, oder auf der US-Tour, als ich im letzten Augenblick den Heckenschützen im Publikum sah. Immer war ich einen Tick schneller als diese Flaschen, aber heute hatte ich verloren. »Wissen sie es schon?« fragte ich Poseidon, und ich traute mich nicht, ihn dabei anzuschauen. »Natürlich wissen sie es«, schnappte er, »sie wissen es auf allen Ebenen.« Plötzlich begann ich zu schlottern wie ein nasser Hund. Poseidon legte mir die Hand auf die Schulter: »Beruhige dich, ich kann mir denken, wie du dich jetzt fühlst. Vielleicht ist es auch unsere Schuld, wir hätten dich nicht damit alleine lassen sollen.« »Warum ausgerechnet er? Wieso nicht irgend so ein abgefixter Durchschnittsmusiker, wieso der Größte von allen?« »Beherrsche dich, Raimond!« flüsterte Poseidon. »Wir sind da.« In seiner Stimme lag so was unbeschreiblich Trauriges. Ich blickte ihm ins Gesicht, und ich sah sofort, daß es ihm arg war, das Ganze, denn seit er mich vor zirka neunzehn Jahren in diesen feuchten Keller nach Liverpool mitgenommen hatte, um mir meine neue Aufgabe zuzuteilen, war ihm die ganze Sache doch sehr ans Herz gewachsen.

»Poseidon« – ich mußte heftig schlucken – »werden sie mich aus der Ebene nehmen?«

Poseidon hob die Schultern: »Ich kann es dir nicht sagen.« In der Stadt, in der ich vor über 400 Jahren geboren wurde, sagt man »Rien ne va plus«, wenn nichts mehr geht. Man hat im nächsten Spiel jedoch erneut die Chance. Mein Spiel schien hier zu Ende.

1961

»Raimond, der Chef will dich sehen, sofort. Auf der Stelle, laß alles liegen, beeil dich, spute.....!!«

»Wie oft habe ich dir schon gesagt, daß du beim Sprechen nicht immer so fürchterlich spucken sollst?« »Tut mir leid, aber der Boss, es scheint wichtig, ich möchte nicht schuld sein, wenn du was verpaßt.« Schon wieder ein »s«! Rupert war gefürchtet für seine feuchte Aussprache. Wenn Regenschirme nicht schon vor mehreren hundert Jahren erfunden worden wären, Rupert hätte dafür gesorgt. Hinzu kamen die nervösen Zuckungen in seinem Gesicht, während er sprach, und wäre er nicht schon zweihunderteinundsiebzig Jahre tot, dann wäre er in der Zwischenzeit vermutlich schon zigital einem Herzinfarkt erlegen. Nun, das bleibt ihm für alle Zeit wohl erspart. Rupert ist ein Rotschopf aus Irland, ein Bär von einem Mann, und da die Natur immer einen Ausgleich sucht, fehlt ihm das, was er in den Muskeln hat, im Hirn. 1690 war er in der Schlacht an der Boyne in seiner Heimat gefallen, nachdem er stundenlang mit bloßen Händen gekämpft hatte. So wenigstens lautete seine Fassung der Geschichte. Die Wahrheit ist, wie wir alle wissen, oft viel unromantischer. Rupert waren kurz vor der sich anbahnenden Schlacht Zweifel gekommen, ob er heil aus dieser Geschichte herauskommen würde, und er zog es vor, nach Derry zu fliehen, wo er sich auf einem Bauernhof versteckte. Als er versuchte in der Scheune unters Dach zu klettern war er ausgerutscht, da mehrere Balken lose nebeneinander standen. Den sechs Meter tiefen Fall hätte Rupert locker weggesteckt, denn wie gesagt, er war kräftig – die nachfolgenden Balken jedoch hatten einen Stier platt gemacht. So starb er am 1.6.1690. Wäre er bei seinen Kumpels geblieben, er hätte gute Chancen gehabt, mehrfach den Jahrestag dieser Schlacht zu feiern, denn bis zum heutigen Tag ist der erste Juni ein Gedenktag der Protestanten in Irland. Für Rupert ist es auch so irgendwie ein Cedenktag geblieben, denn immer am ersten Tag im Juni spötteln seine Kollegen, und Rupert muß sich solche Sachen anhören wie »Gut, daß Wolken keine Balken haben« und »Paß auf, daß sich keine Planke biegt!«

Rupert wird dann sehr ungehalten. Aber sonst ist er ein herzensguter Kerl, der einen nie im Stich läßt, wenn man ihm genau sagt, was er zu tun hat. So stand er also vor mir, der Held von Derry,

und schnappte wie ein Goldfisch nach Luft. »Raimond, der Boss! Der Boss persönlich!«

Das war genau ein »s« zuviel. Ich wischte mir mit dem Ärmel übers Gesicht und erwiderte gelassen: »Rupert, wie oft soll ich es dir noch sagen? Der Boss ist der ganz oben, verstehst du, ganz oben. Der, den du meinst, das ist nur der Abteilungsleiter, compris?«

»Nein«, japste er und verdrehte die Augen, »genau der nicht. Man erwartet dich auf Ebene 1 !«

Für einen Augenblick blieb mir die Luft weg, dann flüsterte ich nur noch: »Mon dieux!« »Ja«, grinste der Rotschopf, »sag ich doch die ganze Zeit.«

18. Oktober 1961

Ein Keller voller Krach

18 Stufen, ich habe sie so oft gezählt, genau 18 Stufen, dann war man unten. Pilatus meinte, es sehe hier aus wie in der Totengruft seiner römischen Familie. Womit er recht hatte, es war nur wesentlich wärmer und vor allem lauter. Man verstand sein eigenes Wort nicht. Bumm – Bumm – Bumm – Bumm. Nach zwei Minuten dröhnte mir der Kopf. Was um alles in der Welt war das denn? Da standen dichtgedrängt Hunderte von jungen Menschen und ließen sich von diesem Lärm foltern – freiwillig.

Nicht nur das – eine Frischluftzufuhr schien dieses Kellergewölbe nicht zu besitzen. Reihenweise fielen vor allem die ganz vorne vor der Bühne standen um, da war wohl die Hitze am größten. Panik brach dennoch nicht aus. Die Ohnmächtigen wurden in die Höhe gehoben und über den Köpfen der Zuschauer Stück für Stück nach hinten gereicht. Am Ausgang kamen sie meistens wieder zu sich. Und was machten diese Opfer? Kaum konnten sie wieder stehen, gingen sie wieder runter.

Bumm – Bumm. Faszinierend. Auf der Bühne hopsten vier junge Männer umher, die sichtlich Spaß an dieser ganzen Geschichte hatten. Eigentlich hopsten nur drei – der vierte saß hinter ein paar Pauken und sah immer so aus, als müßte er sich sehr konzentrieren bei dem Krach, den er machte. Keine zehn Pferde hätten mich hierher gebracht – unter normalen Umständen. Da waren wir aber nun – Poseidon, Rupert und ich. Körperlose Lichtwesen in einem Keller in der Mathew Street in Liverpool.

»Hey Poseidon, mit deinem Bauchumfang würdest du hier nicht mehr reinpassen, schätze ich.« Er brummte nur vor sich hin, denn auch ihm donnerte diese Musik mächtig auf die Ohren. Rupert schien das alles nichts auszumachen. Er bewegte sich immer mehr auf die Bühne zu und winkte uns dann herüber. »Hierher, Raimond, hier sieht man besser«, schrie er. »Kommt her!«

»Was für eine Musik spielen die da?« fragte mich Poseidon. Er verzog dabei sein Gesicht und schloß entsetzt seine Augen. »Ich

glaube, das nennt man Rock and Roll.« Rupert stieß mir seinen Ellenbogen in die Rippen: »Hey, hörst du das, die singen was von Beethoven?« »Ja«, erwiderte ich, »hab ich eben auch so gehört, obwohl es gar nicht nach Beethoven klingt.«

Auf der kleinen Bühne wackelte zwischenzeitlich alles, was nicht festgenagelt war. Der eine von den dreien an der braunen Gitarre sang die Hauptstimme, während die anderen im Refrain kräftig mithielten. Roll over Beethoven.... Roll over Beethoven..... Roll over Beethoven... Bumm Bumm, fertig!!! Die Menge raste vor Vergnügen und plötzlich schneite es von der Decke. Weißer Kalk staubte die kreischenden Mädchen in den ersten Reihen ein. Natürlich unter dem Gejohle der anwesenden Jungs.

»Na Poseidon, was meinst du?« Er hatte zwischenzeitlich die Augen wieder geöffnet und blickte mit offenem Mund in die Runde. »Unglaublich dieser Krach. Wenn das Beethoven hört, wird er auf der Stelle taub.« Na immerhin hatte er nicht den Humor verloren.

Auf der Bühne war es mittlerweile etwas stiller geworden. Die Jungs stellten ihre Gitarren weg und verschwanden durch den Seitenausgang. Einer von Ihnen machte noch ein paar Faxen am Mikrofon, worauf die Menge wieder losgröhlte. Er kniff dabei die Augen zusammen, wie jemand der etwas nicht klar erkennen konnte. Dann verschwand auch er, gefolgt von einem Schwarm kichernder junger Mädchen .

»Wie komme ich zu diesem Job? Ist das hier ein Witz?« Poseidon zog die Schultern zusammen, was er übrigens immer tat, wenn er unsicher war: »Ich glaube, du bist einer der wenigen, die etwas von Musik verstehn. Vielleicht deshalb.« »Aber das hier ist keine Musik. Das ist Lärmbelästigung. Ich habe in meiner Jugend Laute gespielt, das konnte man als Musik bezeichnen.« »Na die haben doch auch laute gespielt«, grinste Rupert. »Gehen wir, bevor ihm noch ein Witz einfällt«, meinte Poseidon. Wir stiegen die 18 Stufen wieder hoch, und als wir wieder an der frischen Luft waren, atmeten wir ein paarmal tief durch.

Poseidon machte einen gestreßten Eindruck, denn er schaute irgendwie verstört nach allen Seiten. Vielleicht vermutete er eine Falle. Konnte ich ihm nicht verdenken. Er war Abteilungsleiter der Ebene 10, ein Job, um den ich ihn nicht beneidete. Rupert schien sich

wohlzufühlen, denn nach langer Zeit war es wieder ein Job nicht allzu weit weg von Irland. Er hatte mir auf dem Weg hierher erzählt, daß er Verwandte hier habe in Liverpool. Keine Engländer, deutete er an – Iren natürlich, so wie er.

Er stand am Eingang dieser Höhle der Lärms und schaute vergnügt zwei jungen Mädchen nach, die ihre Mittagspause beendet hatten und aufgeregt schwatzend nach draußen kamen. »Ist Paul nicht süß?« meinte die eine. »Oh, he's so cute«, erwiderte die Kleine mit den schwarzen Haaren und stieß dabei einen Freudenschrei aus. Dann verschwanden sie um die nächste Ecke. »Scheinen sehr begehrt zu sein, die Jungs«, feixte Rupert.

Poseidon hatte seine Fassung wiedererlangt und deutete an, daß wir uns auf den Rückweg machen sollten. Ich ging noch einmal die Treppe hinab, nur um mich zu versichern, daß ich das nicht alles geträumt hatte. Die Musik war jetzt nicht mehr ganz so laut, und ein junger Mann in einem karierten Freizeithemd machte ein paar Durchsagen durchs Mikrophon. »Vergeßt nicht, kauft die neue Platte unserer Jungs aus Liverpool: My Bonnie und The Saints!« The Saints – die Heiligen – auch das noch. Gut, daß Poseidon das nicht gehört hatte, es wäre ihm wahrscheinlich wie Blasphemie vorgekommen.

Als wir uns wieder auf den Weg nach oben machten bemerkte ich ein paar weiße Flecken auf dem Gewand von Poseidon. Zuerst sah es so aus wie Schuppen, dann bei näherem Hinsehen erkannte ich die Farbreste aus dem Beatkeller, die von der Decke gefallen waren. »Poseidon, hast du Schuppen?« Dabei deutete ich auf seine Schultern. »Nicht daß ich wüßte«, entgegnete er. Dann glaube ich, daß deine Toga schimmelt.« Er kniff die Lippen zusammen, grinste und klopfte sich die Schultern ab.

Ich hätte es mir denken können. Rupert hatte mal wieder übertrieben. Der Boss will dich sehen – von wegen. Der hat wichtigere Sachen zu tun, als sich mit mir zu unterhalten. Aber immerhin war's die Ebene 1 – dahin wird man normalerweise nur eingeladen, wenn Dinge sehr schief laufen. Bei mir war bis auf Kleinigkeiten eigentlich wenig schiefgelaufen in den letzten 500 Jahren. Das lag sicher weniger an mir als an der doch angenehmen Arbeit, die mir bisher jedenfalls mächtig Spaß bereitet hatte. Ich mochte Menschen sehr, vielleicht weil ich sie in der kurzen Zeit, die ich auf der Erde verbrachte, nie richtig kennenlernte. Gerade nämlich,

als mein Leben so richtig begann, war es schon zu Ende. Ich wurde ermordet.

Am 30. Mai 1418 starb ich überraschend in Paris, nur weil ich zur falschen Zeit zur falschen Familie gehörte. Meine Familie war entfernt verwandt mit dem Grafen Bernhard dem siebten. Wir gehörten zur Familie der Armagnacs.

Mit mir starben so ziemlich alle meine Verwandten, auch meine Eltern, was immerhin den Vorteil hatte, daß man sich weiterhin regelmäßig sehen konnte. »Traue keinem Burgunder,« hatte meine Mutter mir immer wieder eingebleut. Denn die waren es, die nahezu alle Anhänger des Hauses Orleans ins Jenseits beförderten. Als Kind hört man ja nie auf die wohlgemeinten Ratschläge seiner Eltern. Aber noch heute mache ich einen großen Bogen, wenn ich einen treffe aus dieser Sippe. Poseidon meint, wahre Größe zeige der, der vergibt, aber wer will schon wahrhaft groß sein.

Anfänglich konnte ich mich nicht mit der Tatsache abfinden, so jung gestorben zu sein. Ich empfand es als sehr ungerecht, zudem ich zum erstenmal in meinem jungen Leben bis über beide Ohren verliebt war, in Charlotte. Das zarteste Wesen, welches mir je begegnet ist. Nie werde ich ihre blauen Augen vergessen und ihre immer nach Rosen duftenden blonden Locken. Sie war sechzehn Jahre alt und eine sehr stolze und anmutige Person, und wenn wir an langen Sommerabenden im Garten ihrer Eltern waren, dann schwor ich ihr ewige Liebe.

Charlotte kniff dann beide Augen leicht zusammen, spitzte ihren Mund und sagte: »Rede keinen Unsinn, Raimond!« Das machte mich rasend und ich beehrte sie noch mehr als zuvor. Daß es zum Standardrepertoire einer jungen Frau gehörte, Männer in dieser Situation so zu behandeln, war mir fremd, denn was wußte ich schon über das Leben und die Liebe. Mein Kummer kannte keine Grenzen, nie mehr würde ich meine süße Charlotte in meine Arme nehmen können. Vielleicht war es Zufall, vielleicht auch Fügung, daß ich in der körperlosen Ebene unter die Fittiche von Poseidon kam. Er sagte immer: »Es gibt für alles einen Grund, wenn es auch manchmal nicht so aussieht. Du mußt sie vergessen. Sie lebt dort, du hier, geh deinen eigenen Weg!« Ich hätte ihn erwürgen können und erst mit den Jahren lernte ich, was seine Worte bedeuteten. Charlotte blieb nicht das zarte, junge, immer fröhliche Wesen, das ich in Paris kennengelernt

hatte. Sie wandelte sich sehr eigenartig, und als sie im Alter von 65 Jahren ihre Welt verließ, da waren nicht viele unglücklich, denn sie hatte sich zu einem rechthaberischen, keifenden Weib entwickelt, das einen das Fürchten lehren konnte. Um der alten Erinnerungen wegen, gesellte ich mich zu der Gruppe von Lichtwesen, die sie nach ihrem Ableben in Empfang nahm.

Als sie auf mich zukam rief ich: »Herzlich Willkommen im Garten Eden, Charlotte.« Sie verzog keine Miene, kniff ihre Augen zusammen und zischte: »Rede keinen Unsinn, Raimond!« Das nach all diesen Jahren. Das hatte ich nicht verdient. Später am Abend habe ich diesen Vorfall dann Pilatus erzählt, und der meinte, ich könne jetzt mal sehen, wie groß der Kelch war, der da an mir vorbeigegangen war. »Warst du jemals verheiratet, Pilatus?« fragte ich ihn. Er nickte nur stumm. »Möchtest du darüber reden?« Er schüttelte seinen Kopf.

Als Ziehvater war Poseidon einmalig. Er ließ mir Zeit, mich an meinen Zustand zu gewöhnen und machte mich ganz behutsam mit den Gepflogenheiten im Diesseits vertraut. Nie hat er ungeduldig reagiert, wenn ich einen Fehler machte, allerdings muß ich zugeben, daß ich sicherlich zu seinen eifrigeren Schülern gehörte. Das Ende ist der Anfang, sagte er immer. Angefangen habe ich wieder in meiner Heimat. Es waren einfache Bauern in der Normandie. Menschen, die hart arbeiten mußten, um ihr täglich Brot zu verdienen. Menschen, die während ihres ganzen Lebens nie ihren Heimatort verlassen haben. Das war mein erster Job. Es ist faszinierend, eine Seele durch ein irdisches Leben zu begleiten. Mit allen Höhen und Tiefen. Man lernt oft mehr als in seinem eigenen Leben.

Behutsam eingreifen mußte ich nur selten. Ich war so begeistert von meiner Aufgabe, daß ich oft viel länger arbeitete als man von mir erwartete. Ich tat dies ohne eigennützige Absicht und ohne falschen Ehrgeiz. Ich war nur darauf bedacht, meine mir anvertraute Seele zu beschützen, wo immer ich nur konnte. Stellenweise sah ich meinen Vorgesetzten monatelang nicht, allenfalls bei den Seminaren über Seelenführung, die ich anfangs begeistert besuchte, deren ich aber im Lauf der Zeit überdrüssig wurde, weil die meisten Themen so langweilig vorgetragen wurden, daß oft die Hälfte der Anwesenden sanft entschlief.

Ein Zufall brachte mich in eine höhere Ebene. Dies hatte ich nie geplant, da ich den verbissenen Ehrgeiz mancher Kollegen, die alles versuchten, um in die nächsthöhere Ebene zu gelangen lächerlich fand. Für was? Ich fühlte mich sehr wohl, da wo ich war.

1544 wurde ich nach Kreta geschickt. Zum erstenmal betreute ich ein Wesen direkt von Geburt an. Es war ein begabter Junge. Auf Kreta aufgewachsen, waren seine Möglichkeiten eigentlich sehr begrenzt, aber er machte seinen Weg. Er erhielt eine Ausbildung als Ikonenmaler, ging später nach Venedig, studierte dort, um sich dann in Toledo in Spanien niederzulassen. Heute hängen seine Bilder in den bedeutendsten Museen der Welt. Viele Aufträge erhielt er von Seiten der Kirche. Poseidon hat mir damals ein wenig unter die Arme gegriffen – das nur nebenbei.

Mein Schützling entwickelte eine sehr eigenwillige Technik, die sehr oft auf Kritik stieß, andere wiederum entzückte. Ich mag mir kein Urteil erlauben, denn bevor ich EL Greco kennenlernte, hatte ich absolut keine Ahnung von Malerei. Seine Figuren waren oft länglich geraten, und viele hielten ihn und halten ihn auch heute noch gerade deshalb für genial. Vielleicht ist es ein herber Schlag für alle Kunstkenner, aber El Greco hatte einen fürchterlichen Sehfehler, der mit zunehmendem Alter immer schlimmer wurde. Deshalb sind seine Figuren so in die Länge gezogen. Tut mir leid, daß dies der Grund für seine seltsame Technik war, aber sind seine Bilder jetzt deshalb schlechter, frage ich mich? Ich glaube nicht. Wie dem auch sei – es sprach sich überall rum, daß ich ein Händchen für Künstler habe. In Ebene 1 hatte man diese Entwicklung mit Wohlwollen zur Kenntnis genommen. Poseidon nahm mich beiseite und sagte: »Raimond, das hast du Klasse gemacht, Kompliment! Es wird sich für dich auszahlen. Glaube mir.« »Aber Poseidon«, entgegnete ich, »ich kann da nichts dafür, ehrlich. Der Junge hatte einen Sehfehler. Es gibt viele, die besser malen als er.« Poseidon legte den Zeigefinger auf seinen Mund zog eine Augenbraue hoch und erwiderte: »Also, du weißt es, ich weiß es. Behalte es für dich. Wir hatten Glück. Basta!« Als sich die Aufregung wieder halbwegs gelegt hatte, war ich, ehrlich gesagt, heilfroh, denn ich war es einfach nicht gewohnt, im Mittelpunkt zu stehen. Für Poseidon jedoch muß es ein sehr glücklicher Augenblick gewesen sein, denn er wurde Vorsitzender auf der Ebene 10 . Auf diese Ebene hat er mich 350 Jahre später

nachgeholt. Rupert brachte mir das Dossier. Ein einfacher Umschlag, der irgendwie nach Flieder duftete. Ich schnupperte ein wenig dran und fragte Rupert, ob er in letzter Zeit ein neues Parfum benutze. Er gab mir diesen bösen irischen Blick, und seine blauen Augen funkelten dabei. »Sieh dich vor, du gallischer Frosch!« Dabei schüttelte er seine mächtige Faust. Von allen Wesen, die ich kannte, hatte ich Rupert als letzten zum Feind haben wollen. Als ich den Umschlag öffnete, verstärkte sich dieser wunderbare Duft, und ich schloß für einen Moment meine Augen. Eine neue Aufgabe, ein neuer Anfang. Ich faltete das Papier vorsichtig auseinander. Wie üblich bestand der Auftrag nur aus einer kurzen Mitteilung:

Willkommen auf der Ebene 10, Raimond
Auftrag: 3 Seelen
Ort: Liverpool/England 1961
Optionen: 9 Träume, körperliche Interaktion
möglich
Beginn: Sofort
Viel Glück

Unterzeichnet war das Papier von Marc Constantin. Er war mein Gesprächspartner auf Ebene 1. Ein eindrucksvoller Mann mit einem mächtigen Rauschbart, der ihm die Würde verlieh, die man sicherlich in dieser Position benötigte. Er hatte sich viel Zeit genommen für unser Gespräch, hörte sich geduldig meine Fragen an und gab mir alle notwendigen Informationen. Ich kannte ihn schon von seinen Vorlesungen über körperliche Interaktion, aber wenn man dann einem Mann so von Angesicht zu Angesicht gegenüber sitzt, ist es doch ein wenig aufregend. Er war immerhin ein hohes Tier in Ebene 1! Ein wenig juckte es mich ja schon, ihn etwas über die Nummer Eins zu fragen, aber getraut hatte ich mich nicht. Wozu auch – nicht mal Poseidon hatte jemals das Vergnügen gehabt, seinen Meister persönlich kennenzulernen, und er war schon viel länger im Geschäft als ich.

Als ob er meine Gedanken hatte lesen können, verzog Constantin plötzlich seine Lippen ein wenig und sprach: »Raimond, gehe vorsichtig mit deinen Träumen um! Verliere keine Zeit!«

Also machte ich mich zum zweitenmal auf den Weg nach Liverpool...

Samstag, 21. Oktober 1961

Die Warteschlange vor dem Cavern reichte fast um den ganzen Block. Ich schaute mir die jungen Leute genau an. Viele von ihnen waren für ein Spektakel wie dieses sehr anständig gekleidet. Schwarze Jacke, Krawatte und die Mädchen in artigen, knielangen Rocken. Geduldig warteten sie wie Lämmer. Mich hätten keine zehn Pferde freiwillig in diesen Schuppen gekriegt, aber diese jungen Menschen schienen ein diebisches Vergnügen daran zu finden, sich die Füße platt zu stehen, dauernd rumgeschubst zu werden und obendrein noch einen Hörschaden zu kriegen. Denn unten war wieder die Hölle los. (Entschuldigung – ist mir so rausgerutscht.) Der Vorteil, wenn man unsichtbar ist, man muß nicht drängeln, und man spart immer den Eintritt.

Ich bewegte mich in Richtung Bühne, um mir meine Jungs einmal in Ruhe anzuschauen. Der mit der schwarzen Lederjacke mußte nach meinen Unterlagen Paul McCartney sein. Er war der Schwarm der Teenager, und so wie er sich auf der Bühne gab, wußte er das auch. Mir fiel gleich auf, daß er sein Instrument andersrum hielt als seine Kollegen.

»Ey – John, what's next then?« rief er und zupfte auf seiner Gitarre, die aussah wie eine große Violine. Der brabbelte irgend etwas ins Mikrofon, was ich nicht verstand und dann – one... two ... three – hörte man sein eigenes Wort wieder nicht. Das also mußte John sein, der so dastand, als sei er auf die Bühne genagelt, wenn er sang. Fehlte mir also noch einer. Welcher von den beiden anderen war George? Vielleicht der an der Pauke? Um das herauszufinden, beschloß ich, mich einfach neben eine Gruppe junger Mädchen zu stellen, die ganz vorne an der Bühne – soll ich sagen – hingen? Das hier schien alles so recht nach ihrem Geschmack zu sein, denn sie lachten und hopsten und kreischten gleichzeitig. In meiner Jugend hatten sich Frauen so eigentlich recht selten verhalten. Nun ja – sie waren jung und ausgelassen. Und ihre Augen strahlten so, so irgendwie von innen.

»George – come on, play Raunchy!« Großes Gejohle auf der Bühne, und der mit den abstehenden Ohren grinste. Aha – ich hatte meinen dritten Mann. Noch ein Gitarrist. Es schien mir, als ob er etwas stiller war als die anderen beiden. Auch er trug eine Lederjacke

– schwarz, versteht sich. Ich hoffte, daß das kein schlechtes Omen war.

Der junge Mann an den Trommeln machte ein fetziges Solo, und die Mädchen rasteten wieder aus. Ich konnte nur noch den Kopf schütteln. Er trug eine dunkle Brille – wahrscheinlich hatte er sie zum Spaß aufgesetzt – weil: Dunkel genug war es hier unten eigentlich schon.

Ihn sollte ich also nicht betreuen – seltsam. Mir fiel auf, daß er seine Haare anders trug als die drei Gitarristen. Vielleicht war er etwas besonderes. Er erinnerte mich an diesen Schauspieler – wie hieß er noch gleich...? James Dean, richtig! Ja, so ähnlich sah er aus. Ich hoffte nur einen Augenblick, daß dieser junge Mann hier nicht den gleichen Betreuer zur Seite hatte, denn die Sache mit Dean war ja nicht so gut gelaufen.

»Brüder und Schwestern – Ihr werdet die Beatles heute zweimal sehen.« Fanatisches Gebrüll. »Jetzt gleich nach der Pause und nochmal nach Mitternacht.« Frenetisches Gejuchze. »Für all diejenigen, bei denen jetzt schon das Sandmännchen kommt – heim zu Mami!« Gelächter! »Morgen ist Sonntag, und wer nicht in die Kirche geht, der geht in den Casbah Coffee Club, denn da spielen John, George, Paul und Pete.« Hoffentlich hatte mein Chef diese letzte Bemerkung nicht gehört, sie hätte ihm wahrscheinlich nicht gefallen.

An den jungen Mann mit der kräftigen Stimme, der jetzt am Mikrofon war, konnte ich mich erinnern. Er war das letzte Mal auch hier unten: »Und vergeßt nicht – kauft die neue Platte der Beatles – My Bonnie!«

Ich hatte genug gesehen für heute abend und beschloß, diese Platte, von der er so überzeugt war, zu finden. Als ich das Cavern verließ, klingelten mir wieder die Ohren. Ich spürte, das hier würde kein leichter Job. »Rupert, hast du das Geld?« »Klar, Boss!« »Ich bin nicht dein Boss, merk dir das ein für alle mal!« »Mach ich, Chef.« Hoffnungslos! Irischer Sturkopf. Für unsere erste Mission in Liverpool hatte ich mir eine schwarze Aktentasche besorgt und Rupert gebeten, möglichst viel Kleingeld zu organisieren. In Dingen dieser Art war Rupert sehr zuverlässig. Er war normalerweise nicht unbedingt der Schnellste, aber wenn der Auftrag nicht allzu

kompliziert war, hatte man die Sache aus dem Kopf. »Woher hast du das Geld so schnell gekriegt?« Rupert führte seinen Zeigefinger an sein linkes Auge und zog es etwas nach unten. »Man hat so seine Kontakte«, blinzelte er. Aus einem großen Beutel griff er sich eine handvoll Kleingeld und ließ es krachend aus einem Meter Höhe auf den Tisch fallen. Ich zuckte zusammen. »Mach bitte nicht so einen Krach!« sagte ich leicht genervt. »Oh pardon, Monsieur ist heute morgen mit die linke Bein aufgestanden, hä?« Sffte er mich nach. Ich hatte keine Lust, mit ihm zu diskutieren, aber ich arbeite in der Regel gerne in aller Stille, denn ich hatte festgestellt, daß etwaige Fehler dann den anderen gar nicht so auffallen. Diesmal schien das also nicht zu klappen, denn alle, die in unmittelbarer Nähe standen, unterbrachen ihre Unterhaltung und schauten auf den Tisch, von dem links und rechts die Geldstücke herunterpurzelten. Nach dem Geschepper kurzes Schweigen, dann kam die erste schnippische Bemerkung: »Na, das werden doch wohl die nicht dreißig Silberlinge sein, oder?« Es war Micado aus der 14. Ebene. Ich konnte ihn verstehen, er wartete schon zig Jahre vergeblich darauf, in die nächsthöhere Ebene aufzusteigen, aber irgendwie hatte man ihn immer wieder übergangen. Das erfordert ein gerütteltes Maß an Selbstbeherrschung, vor allem dann, wenn wesentlich Jüngere das Rennen machen. Ich wollte ihm deshalb freundlich Auskunft geben, was mit dem Geld geschehen sollte, als Rupert mir zuvor kam. »Nein, wir haben alle gesammelt, um den Abteilungsleiter zu bestechen, damit er bei der nächsten Beförderung ein Auge bei dir zudrückt!«

Für einen Augenblick war es totenstill. Micado, eben noch mit Siegerlächeln, wurde kreidebleich, seine Unterlippe bebte, und dann schrie er mit hochrotem Kopf: »Das nimmst du zurück, und zwar sofort, oder ich werde dir...« Weiter kam er nicht. Rupert hatte ihn am Kragen und schüttelte ihn. »Du wirst was? HS! Was bitte?« Rupert reckte seinen Hals nach vorne, so wie ich das früher bei meinem Onkel auf dem Bauernhof gesehen hatte, wenn die Hähne einem anglotzten. »Du hirnloser Kretin, laß mich sofort los oder das wird nble Konsequenzen für dich haben!« Ich sah, wie die Halsschlagadern von Rupert mächtig anschwellen. Das war ein schlechtes Zeichen. Ich rannte auf die beiden zu, da ich Schlimmstes befürchtete, aber ich kam zu spät. Wenn Engel durchs Zimmer fliegen, mag das in der Phantasie der lebenden Menschen sehr romantisch erscheinen. Micado flog aber sehr unbeholfen und krachte

mit voller Wucht an die Wand. Er lag da wie ein Bündel weißer Wäsche und regte sich nicht mehr. »Rupert, was soll das, er hat dir nichts getan.« »Doch, ich habe ihm schon hundertmal gesagt, er soll nicht dauernd Fremdwörter benutzen, wenn er mit mir redet.« »Aber deshalb brauchst du ihn nicht gleich durch die Gegend zu werfen«, entgegnete ich. Ich beugte mich zu Micado hinunter und half ihm auf die Beine. Ich entschuldigte mich für das rnde Verhalten von Rupert, aber er warf mir nur diesen vernichtenden Blick zu, ohnmächtig vor Zorn. Wenn Blicke töten könnten, dann wäre ich wohl in diesem Augenblick zum zweiten Mal gestorben. »Das wirst du büßen, Raimond!« zischte er zwischen den Zähnen. Ich war mir sicher, daß er es ernst meinte.

Mittlerweile hatte sich die gesamte Abteilung eingefunden. Sichtlich enttäuscht, daß das ganze Spektakel schon vorbei war. Es wurde aufgeregt diskutiert, aber nach fünf Minuten ging man zur Tagesordnung über. Ich ging zum Tisch zuruck und half Rupert, die Geldstücke wieder einzusammeln. Die ganze Sache war mir unangenehm. Schweigend füllten wir den Geldsack. Als wir damit fertig waren, schaute ich Rupert an, aber er wich mir aus. »Das war unnötig, Rupert«, sagte ich. »So macht man sich keine Freunde!« »Auf so einen Freund kann ich verzichten«, brummte er. »Man zeigt Schwäche, wenn man so impulsiv reagiert.« »Fängst du jetzt auch an mit diesen beschissenen Fremdwörtern?« »Reg dich ab, Rupert! Wir haben einen Haufen Arbeit vor uns. Laß uns damit anfangen.« »Was hat der Typ zu mir gesagt, was ich bin?« fragte er plötzlich. »Ein Kretin«, antwortete ich. »Hört sich französisch an, was ist das?« »Ich schätze, er meinte wohl damit einen Idioten«, erklärte ich. »Gut zu wissen. Das nächste Mal breche ich ihm sämtliche Knochen, dann kann er damit Mikado spielen.« Er schnippte dabei mit dem Finger und ließ eine Münze hochfliegen, die er mit der anderen Hand wieder auffing. Es war eine eckige Münze, wie ich sie noch nie gesehen hatte. »Was für ein Geldstück hast du da eben hochgeworfen?« »Threepence – noch nie gesehen?« »Nö – ihr habt komisches Geld, ihr Engländer.« »Ich bin kein Engländer«, antwortete er, »ich bin Ire.« »Tut mir leid, hatte ich beinahe vergessen. Wieviel Geld haben wir insgesamt?« fragte ich ihn. »Na, so ungefähr 45 Pfund in kleinen Münzen.« »Was verdient ein Arbeiter in Liverpool zur Zeit?« »Na, ich schätze so ungefähr 22 Pfund die Woche«, erwiderte er. »Gut, laß uns gehen!«

»Während wir nach Liverpool unterwegs sind, kannst du mich ja mit dem englischen Geld vertraut machen.« »Oh, nichts leichter als das«, rief Rupert entzückt. »Das hier, das große Ding hier, ist am wenigsten wert. Das ist ein Penny. Hier ist ein Threepence – hier ein Sixpence, man sagt auch Tanner dazu. Das hier ist ein Shilling, oder auch ein Bob. Zwei Shilling und Sixpence sind eine halbe Krone, zwei halbe Kronen sind fünf Bob. Das hier ist eine zehn Bob-Note, genau zehn Shillinge oder ein halbes Pfund. Ein Pfund hat 144 Pence, also 20 Shillinge, und das nennt man ein Quid. Kapiert?« »Kapiert??« Ich war fassungslos. Mit so kurioseem Geld wunderte es mich, daß überhaupt jemand etwas bezahlen konnte. Ich hob die Hände über den Kopf. »Ich ergebe mich, freiwillig. Scheint mir zu kompliziert.« »Mich wundert nichts mehr«, brummte Rupert, »in jedem zweiten Satz ein Fremdwort, aber nicht mal Geldzählen können. Ihr Gallier seid schon ein lustiges Völkchen.« »Was machen wir eigentlich mit all dem Klimpergeld?« wollte er plötzlich wissen. »Ich sag's dir, wenn wir angekommen sind, einverstanden?« »Wir sind bereits angekommen«, erwiderte er muffig. »Liverpool bei Tag – hat mir nachts besser gefallen, irgendwie.« Rupert hatte recht. Ich hatte schon schönere StSdte gesehen. Aber was sollte man von einer Hafenstadt anderes erwarten. Ein bißchen schmutzig war's schon, aber wir waren ja auch nicht zum Vergnügen da. »Was ist der Plan, Boss?« »Rupert, ich habe dir schon...« »Was?« »Vergiß es.« Wenn ich ehrlich war, dann hatte ich eigentlich keinen Plan. Von Rock 'n' Roll hatte ich keine Ahnung. Rupert und ich hatten beide Lederjacken an, so wie die Jungs, die wir von nun an betreuen sollten, und blaue, enge Jeans, in denen ich mich mehr als unwohl fühlte. Zum ersten Mal seit fast 500 Jahren nahm ich wieder Gestalt an und dann in so einem Aufzug. Schrecklich. »Gar nicht so übel für einen Franzosen, wie du aussiehst«, rief Rupert und prustete vor Lachen. »Mach keine blöden Witze und preß die Handflächen aneinander!« befahl ich ihm.

Ein kurzer Blitz – von einer Sekunde auf die andere waren wir nicht mehr körperlos. Im ersten Augenblick konnte ich es nicht fassen. Plötzlich war alles wieder da. Die Gerüche, anders zwar als ich es gewohnt war, aber trotzdem einfach wahnsinnig. Ich spürte die Sonne auf der Haut, den kühlen Wind. Ich lauschte den Stimmen, die vorbeihuschten, als ob ich so etwas nie erlebt hätte. Wir mußten wohl so zwei Minuten wie angewurzelt stehengeblieben sein, als ich endlich wieder zu mir kam. Ich drehte mich zu Rupert um. Der stand

mit offenem Mund auf der Straße und stapfte von einem Bein auf das andere. »Es hat geklappt – es hat geklappt!« japste er. Dann hüpfte er wie ein Stehaufmännchen auf der Stelle. Ich mußte ihn festhalten, denn Aufsehen erregen war das letzte, was ich wollte. »Rupert, das ist nur für kurze Zeit, solange wir an der Sache arbeiten, es ist nur eine Illusion.« »Mir doch scheißegal, Hauptsache, ich kann wieder richtig laufen, diese ewige Geschwebe ging mir auf den Zeiger.« Dann umarmte er den nächsten Passanten und erklärte ihm, daß er jetzt nicht mehr schweben müsse. Ich schlug die Hände vors Gesicht.

»Haut ab, ihr Penner!« schimpfte der Liverpooler, der gerade von einem Wesen aus dem Jenseits umarmt worden war. »Noch einmal und ihr schwebt wirklich!« »Ist schon gut«, beschwichtigte ich. »Mein Freund hat geerbt, er freut sich.« »Der Mann guckte mich schief an und polterte: »Wenn sich dein junger Freund nochmal so freut, dann erbt schon wieder jemand in seiner Familie.« Er hob die Faust, drehte sich um und verschwand. Oha, mit denen ist nicht gut Kirschen essen, dachte ich. Rupert stand da und grientete. Das gefiel ihm.

Wir befanden uns wieder in der Mathew Street unmittelbar vor dem Cavern, dieser Lärmhöhle. Es war kurz nach Mittag, und wiederum standen zig Jugendliche auf dem Gehsteig und warteten. Sie aßen Brötchen oder manche was Gelbliches, Undefinierbares, das fürchterlich stank. »Mm, riecht gut«, meinte Rupert. Ich glaube, er fühlte sich von der ersten Sekunde an wohl, was ich von mir nicht behaupten kann. Wir stiegen die Stufen in den Keller hinab, und waren noch nicht ganz unten, als wir barsch angefahren wurden: »Ey, wie wär's mit bezahlen, und stellt euch gefälligst an, ihr Arschlöcher, wie alle anderen auch!« Im ersten Moment war ich völlig baff. Klar, sie hatten uns erkannt. Das letzte Mal, als wir mit Poseidon hier waren, waren wir unsichtbar, deshalb brauchten wir auch keinen Eintritt bezahlen. »Entschuldigen Sie bitte, aber das wußten wir nicht«, versuchte ich dem Dicken an der Tür klarzumachen. »Erzähl mir noch mehr vom Pferd und komm mit der Kohle rüber, sonst beißt du gleich in ein Knöchelsandwich!«

Rupert atmete schwer. Ich hielt ihn an der Jacke fest und machte mit den Fingern eine Schnippbewegung, die er sofort verstand. Er holte den Beutel mit dem Kleingeld aus der Aktentasche und drückte ihn mir in die Hand. »Was soll's denn kosten?« fragte ich. »Na, einen Shilling, was sonst, und sag deinem Freund da, er soll seinen

Hosenstall zumachen, sonst kassieren wir doppelt!« Hätten wir ihm antworten sollen, daß wir seit 500 Jahren keine Hosen mehr brauchten? Ich drückte ihm wortlos eine Münze in die Hand, und wir betraten den Keller. Da war er wieder, dieser höllische Krach. Nur von unseren Jungs, den Beatles, keine Spur. Ich schaute mich um und sah nur einen Haufen junger Leute, die rhythmisch ihre Köpfe wippten, als ob sie jemand an einem Angelhaken hätte. Ich suchte jemanden, den ich fragen konnte, aber wir waren so eingekeilt, daß wir uns kaum bewegen konnte. Direkt neben mir hopsten zwei verschwitzte Teenager wie blöde, und als ich sie fragte, wo die Beatles heute seien, reagierten sie überhaupt nicht. Ich schaute zu Rupert und traute meinen Augen nicht. Da stand dieser Baum von einem Kerl, der gestern noch tot war, hatte die Augen zu und schüttelte seinen Kopf wie ein Besessener. »Rupert!« rief ich, »was machst du?« Keine Antwort. Langsam glaubte ich, das alles hier sei eine Falle, um uns zu testen. Ich schob mich zu Rupert durch und hatte mir mindestens vier Rippen gebrochen von all dem Geknuffe, bis ich endlich bei ihm war. Ich mußte ich kräftig schnütteln, bis er endlich wieder bei sich war. »Bist du übergeschnappt, Rupert?« schrie ich. »Wir sind hier nicht zum Vergnügen, sollte dir das bereits entfallen sein?« In diesem Augenblick hörte der Krach abrupt auf. Das übliche Gejohle und dann das Geschnatter von Teenagern, die endlich auch mal eine Chance hatten, vernünftig miteinander zu reden. »Das sind nicht unsere Beatles«, gab ich Rupert zu verstehen. »Macht doch nichts, die Jungs hier sind doch auch nicht schlecht«, meinte er. Irgendwie hatte er nicht die richtige Einstellung zu dieser ganzen Geschichte. »Wir sollten sie aber finden, meinst du nicht auch?« »Wen?« fragte er. Langsam wurde es mir zu blöde. »Romeo und Julia, wen dachtest du?« schrie ich. Rupert machte ein nachdenkliches Gesicht, dann antwortete er: »Sind die beiden nicht schon tot?« Ich tat das einzig richtige in diesem Augenblick, ich trat ihm so fest ich konnte ans Schienbein. »Aua, bist du bescheuert? Was soll das? Willst du mich umbringen? Dann mach nur weiter so!« Ich muß zugeben, das war keine nette Geste von mir, aber sie verfehlte ihre Wirkung nicht. Ein Ruck ging durch Rupert, und er erklärte mir, daß die Beatles heute nicht im Cavern spielten. Die beiden hübschen pferdebeschwanzten Mädchen hätten ihm diese Information gegeben. Ich zog ihn am Arm in Richtung Ausgang. Die beiden Mädchen kicherten, flüsterten sich was ins Ohr und riefen dann: »Tschüss, ihr

Süßen, bis morgen.« Da war es wieder, dieses breite Grinsen in Ruperts Gesicht, und zum erstenmal hatte ich Angst um seine Ohren.

Als wir wieder draußen waren, holte ich erstmal tief Luft. Mir war schleierhaft, wie diese jungen Dinger das länger als eine halbe Stunde aushielten und dabei auch noch dauernd hüpfen konnten. Wenn wir auch unsere Jungs heute nicht zu Gesicht bekommen hatten, so hatten wir wenigstens unsere Feuertaufe bestanden. Niemand hatte bemerkt, daß wir eigentlich gar nicht dazugehörten, und das war gut so. Rupert stand etwas abseits und ballte seine Fäuste und sah sich die Hände immer wieder an. »Weißt du was, Raimond?« sagte er plötzlich, »ich wußte gar nicht mehr, wie sich das alles so anfühlt. Es ist irre, einfach toll. Hast du gehört, was die beiden Gören gesagt haben?« »Ja, das hab ich.« »Das hat schon lange kein weibliches Wesen mehr zu mir gesagt, ich erinnere mich eigentlich überhaupt nicht daran, daß eine Frau jemals »Hallo Süßer« zu mir gesagt hat.« Er grinste dabei wieder über beide Backen. »Es ist sicher nur so eine Redensart«, antwortete ich. »Ihr Franzmänner könnt einem aber auch alles vermiesen«, brummte er. Eigentlich hatte er ja recht. Ich bin kein Spielverderber. Ich wollte bloß in der ersten Euphorie nicht gleich überschnappen, deshalb meine Zurückhaltung. Ich mußte zugeben, daß ich mich schon lange nicht mehr so wohl gefühlt hatte. Was mich an der Tatsache, wieder einen Körper zu haben, am meisten beeindruckte, waren die Gerüche, die ich zwar zum Teil noch nicht einordnen konnte, die mir aber beinahe die Sinne nahmen – so intensiv war dieses Erlebnis. Rupert riß mich aus meinen Träumen. »Was machen wir jetzt?« Ich weiß nicht«, erwiderte ich. »Was«, polterte er, »wir kommen den ganzen langen Weg und du weißt nicht, was wir machen?« »Doch, doch«, wehrte ich ab, »habe natürlich alles im Griff.« Ich hatte diese vage Idee, von der ich nicht wußte, ob sie uns viel weiterbringen würde. Mir waren die Worte des jungen Mannes im Cavern wieder eingefallen, der immer die Ansagen in den Pausen machte. Von einer Schallplatte der Beatles hatte er dauernd geredet, die die hüpfenden Teenager kaufen sollten. Ich hatte zwar keine Ahnung, was das für eine Platte war, geschweige denn, wo man so etwas kaufen konnte. Irgendwo in Liverpool mußte es aber ein Geschäft geben, das solche Artikel führte, und das wollte ich finden. Vielleicht gab es auch mehrere. Ich teilte das Geld mit Rupert. Er sollte in nördlicher Richtung Ausschau halten, während ich mein Glück auf der anderen Seite probieren wollte. »Wenn du junge Leute

siehst, die so aussehen, wie die in diesem Keller, dann drücke ihnen Geld in die Hand und bitte sie, die neue Platte der Beatles zu kaufen, von der der junge Mann im Cavern so geschwärmt hat!« forderte ich Rupert auf. »Was? Wie?« fragte er erstaunt, »wir verschenken Geld? Wer sind wir, die Heilsarmee?« »So was Ähnliches«, murmelte ich. »Wir treffen uns in genau zwei Stunden wieder hier. Am besten dort drüben, wo das weiße Schild am Haus hängt. Paß auf, daß du den Weg zurück findest, denn ohne mich kannst du nicht auf die körperlose Ebene zurück. Vergiß das nicht!« »Geht in Ordnung, Monsieur«, rief er und machte eine Handbewegung Richtung Kopf, wie das Soldaten machten. Dann drehte er sich blitzschnell um und stapfte los.

Übrigens, die Platte soll »My Bonnie« oder »When the saints go marchin' in« heißen«, rief ich ihm nach, aber er hörte es nicht mehr und war schon um die nächste Ecke verschwunden. Die Häuser in dieser Gegend waren sehr heruntergekommen. Viele von ihnen sahen aus, als ob sie unbewohnt waren. Vermutlich dienten sie als Lagerhallen. Ein Stückchen weiter vorne gab es ein paar Geschäfte, dort konnte ich wenigstens fragen. In einem Möbelgeschäft gab man mir die Auskunft, daß für Schallplatten eigentlich nur eine Adresse in Frage kam. NEMS Record Store in der Great Charlotte Street. Als ich auf dem Weg dahin war, begegneten mir die beiden jungen Mädchen, die wir im Cavern getroffen hatte. Sie lachten mich fröhlich an, und gerade als ich in meine Tasche griff, um ihnen Geld zugeben, riefen sie mir zu: »Ey, dein Freund ist spendabel. Er hat uns 2 Pfund gegeben für eine Rock 'n' Roll Platte.« »Oh, wie nett von ihm. Und, habt ihr sie gekauft?« fragte ich. »Nö, wir überlegen noch. Tschüss bis bald. Seid ihr Millionäre?« »Eigentlich nicht. Aber Fans der Beatles.« »Wir auch, wir auch«, juchzten die jungen Dinger. Sie liefen eilig davon und winkten mir nochmal zu, bevor sie um in die nächste Seitenstraße abbogen: »Wenn ihr wieder mal zuviel Geld habt, wir sind fast jeden Tag im Cavern. Wir kaufen alles was ihr wollt, jederzeit.«

Ich glaubte ihnen aufs Wort. Nette Menschen, dachte ich. Es klang so viel ehrliche Begeisterung aus ihren Worten. Ihre Augen strahlten, wie ich es selten zuvor gesehen hatte. Vielleicht war diese ganze Rock 'n' Roll Geschichte doch nicht so übel. Ich kratzte meinen Kopf, und dabei fiel mein Blick auf ein großes Fenster auf der

gegenüberliegenden Straßenseite. Schallplatten – jede Menge. »NEMS Record Store – der größte Plattenladen des Nordens« hieß es auf einem Schild. Ich trat ein. Es war nicht viel los hier drinnen. An einer langen Theke saßen ein paar Teenager, hielten sich Telefonhörer ans Ohr und lauschten angestrengt, dabei bewegten sie ihren Oberkörper hin und her, wie ich das schon im Cavern gesehen hatte. Überall hingen Papphüllen an den Wänden mit Bildern drauf. Über der Kasse hing ein Schild »Wir sind stolz darauf, Ihnen jede Platte zu besorgen, die es auf der Welt gibt.« Ich mußte grinsen, genau der richtige Ort.

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?« sagte eine sanfte Stimme neben mir. Ich zuckte zusammen. Vor mir stand ein junger Mann, der mich freundlich anlächelte. Er trug ein getupftes Halstuch und einen dunklen Blazer. Ich schätzte ihn auf zirka 25, vielleicht auch etwas älter. Mir fiel auf, daß er sehr gepflegte Hände hatte. »Kann ich Ihnen helfen, Sir?« fragte er nochmals mit dem gleichen freundlichen Ton.

»Hm – ja ich suche eine Schallplatte«, sagte ich. »Nun, es sieht so aus, als ob Sie am richtigen Ort danach suchen«, meinte er. »Ich bin der Besitzer dieses Plattengeschäftes, mein Name ist Brian Epstein, wie heißen Sie?« Für einen Augenblick verschlug es mir die Sprache. Damit hatte ich nicht gerechnet. »Ich bin, äh, ich bin Raimond«, stotterte ich. Er legte seinen Kopf ein wenig schief, als ob er höflich abwarten wollte, ob ich noch einen Nachnamen nennen würde. Ich war ein wenig in Panik, ich war gekleidet wie ein smarter Rocker aus Liverpool und hatte einen französischen Namen. Wenig glaubhaft, hätte ich jetzt gesagt Raimond Le Faivre. Ein englischer Name fiel mir auf die Schnelle nicht ein. In meiner Panik schaute ich auf die vor mir liegende Wand, um irgendeinen englischen Namen zu lesen. Ich hatte Glück!

»Mein Name ist Raimon... Raimond Jones«, stieß ich hervor, »ich suche eine Platte von den Beatles, vielleicht können Sie mir tatsächlich helfen.« Er schaute verwundert: »Beatles? Noch nie gehört. Welche Musikrichtung? Gibt es einen Titel?« Er ging hinter die Theke und holte ein großes Buch, in dem er blätterte.

»Wissen Sie zufällig den Titel?« fragte er sehr interessiert. »Ja«, antwortete ich. »My Bonnie lies over the ocean, bin mir aber nicht ganz sicher.« Er zog die Stirn in Falten: »Sie wissen nicht zufällig die Firma, bei der diese Platte erschienen ist?«

»Nein«, sagte ich und mittlerweile war mir die ganze Geschichte ein wenig peinlich. Brian war aber schon am Telefon und schien mit einer anderen Filiale Kontakt aufgenommen zu haben. Als er zurückkam zuckte er mit den Schultern: »Es tut mir leid, niemand kennt diese Produktion. Ich fürchte, ich kann Ihnen heute nicht helfen. Würde es Ihnen viel ausmachen, in zwei Tagen noch einmal vorbeizuschauen? Bis dann werde ich sicher etwas herausgefunden haben.« »Machen Sie sich keine Mühe bitte, es tut mir leid« Brian richtete sich vor mir ein wenig auf, dann sagte er sehr bestimmt: »Raimond, es ist mir ein persönliches Vergnügen, Ihnen diese Platte zu beschaffen, NEMS schuldet das seinen Kunden. Bitte fragen Sie in zwei Tagen persönlich bei mir nach!« Dann drückte er mir seine Visitenkarte in die Hand.

»Wenn Sie sich noch umschauchen möchten, wir stehen Ihnen zur Verfügung.« »Oh, nein danke, ich – ich habe noch einen Termin«, log ich.

»Einen schönen Tag noch.« »Ihnen Herr Jones, gleichfalls«, erwiderte Brian. Er brachte mich an die Tür und verbeugte sich höflich. Ich hatte selten einen so freundlichen Menschen getroffen. Als ich wieder auf der Straße stand, war ich wie benommen. Das war meine erste mehr oder weniger vollständige Konversation mit einem Lebewesen nach einer kleinen Ewigkeit, und ich hatte sie total verblasen. Es wunderte mich, daß ich so nervös war da drinnen. Vielleicht brauchte ich ja nur etwas Übung. Zwei Jungs in Lederjacke und Jeans kamen mir entgegen. Ich drückte ihnen 2 Pfund in die Hand mit der Bitte, die neue Schallplatte – long player, wie ich in Brian Epsteins Laden gelesen hatte – der Beatles zu kaufen. Zuerst schauten sie verwundert, nahmen dann aber rasch das Geld. Bevor sie um den nächsten Häuserblock verschwanden, sah ich wie der eine sich an die Stirn tippte. Ich glaube, das hätte ich mir sparen können. Gegenüber gab es ein Geschäft mit alten Büchern. Wie verzaubert blieb ich davor stehen. Ich liebe alte Bücher. Manchmal ist es völlig egal was drin steht, es reicht schon wie sie aussehen, manche aus feinem Leder mit aufwändigen Goldverzierungen. Am liebsten hätte ich eines gekauft. Da fiel mein Blick zufällig auf die Standuhr am Eingang. Donner auch! Die zwei Stunden waren um. Rupert mußte schon zurück sein. Ich eilte die Straße runter – wo zum Bäcker war

jetzt die Querstraße zum Cavern? Da vorne links? Völlig außer Puste sah ich endlich das Straßenschild »Mathew Street«.

Mein Gott, ich hatte vergessen, wie aufwendig es doch ist, sich auf die herkömmliche Art fortzubewegen. Mittlerweile keuchend fand ich mich am vereinbarten Treffpunkt ein – doch alles nur kein Rupert. Er war ohne mich aufgeschmissen, das wußte er. Ich hatte ihn gleich beim erstenmal versetzt. Ich wartete eine halbe Stunde, dann geriet ich in leichte Panik. Was bitte sollte ich oben melden? Daß mir gleich beim ersten Einsatz mein Helfer abhanden gekommen war? Unmöglich! Man hätte mir mit Recht vorhalten können, daß mich meine Mission bereits zu Beginn überforderte. Wo steckte er? Hatte er sich verlaufen? Hatte ich zuviel von ihm verlangt? Mir brach der kalte Schweiß aus. Was sollte ich denn hier machen, mitten in Liverpool?

Verzweifelt sah ich mich um. Keine Spur von Rupert. Es half alles nichts, ich mußte Hilfe holen, so peinlich wie das auch sein mochte. Ich wollte gerade beide Hände zusammenpressen um zurück in die hüllenlose Ebene zu gelangen, als von der gegenüberliegenden Straßenseite lautes Gejohle zu hören war. Dann das Klirren von Glas, Geschepper und erneutes Gejohle. Eine Kneipe, oh pardon, ein englisches Pub, soviel hatte ich schon gelernt.

»The Hope and Ancor« stand auf dem Schild am Eingang. Mir kam da so ein Verdacht. Ich eilte auf die andere Seite der Straße und wäre beinahe von einem Taxi überfahren worden. Lautes Gehupe – Bremsengequietsche – dann nicht wiederholbare Beleidigungen in nordenglischem Dialekt von einem Taxifahrer mit rotem Kopf. Völlig aufgelöst erreichte ich den Eingang des Pub. Bombenstimmung und mittendrin mein Rupert. Er hatte glasige Augen, und als er mich sah ging ein Freudenstrahlen über sein Gesicht. »Raimond, du alte Hütte, laß dich umarmen.« Er stackte auf mich zu, streckte beide Arme aus, und ich konnte gerade noch einem Freundschaftskuß ausweichen. Er drehte sich um und stellte mich den anderen Gästen vor, die ihn alle zu kennen schienen:

»Meine Damen und Herren, das ist Raimond, ein Engel so wie ich, nur ist er schon länger tot.«

Die Leute prusteten vor Lachen. Mir schien Rupert war nicht der einzige mit glasigen Augen in dieser Runde. »Jungs – Prost – alles

auf meine Rechnung!« gröhnte Rupert. Begeisterter Beifall im ganzen Pub. Die leeren Bierkrüge wurden zurückgeschoben, und die Bedienung hinter der Bar hatte alle Hände voll zu tun. Ich zog Rupert beiseite. »Was um Himmels Willen machst du hier?« fragte ich verzweifelt. Rupert schaute mich entgeistert an, dann lallte er:

»Na du kannst vielleicht blöde fragen. ich verschenke unser Geld, genau wie du es mir befohlen hast.« »Doch nicht an diese betrunkene Bande hier. Bist du denn vollkommen verblödet?« Rupert stutzte, dann hob er den Zeigefinger: »ich hoffe, das war keine Fangfrage. Ich weiß gar nicht, worüber du dich aufregst, alles wunderbare Leute hier, obwohl die meisten Engländer sind. Und da drüben sitzen unsere Jungs. Was willst du mehr?«

Jetzt traf mich wirklich fast der Schlag. Er hatte gegen die Grundregel Nummer eins verstoßen und hatte persönlichen Kontakt mit Schutzbefohlenen aufgenommen! Während ich noch nach Worten rang, stand John auf und rief:

»Ey, Rupie, sag deinem Freund, wenn er auch ein Engel ist, er soll einmal durch die Runde hier fliegen.« »Geht nicht«, antwortete Rupert, »dazu braucht er erst 12 Guinness. «Gelächter! Die anderen Beatles waren auch da, bis auf den Schlagzeuger. Einige ihrer Freunde machten Flügelbewegungen mit den Armen und lachten sich halb kaputt.

»Rupert! Komm sofort raus hier!« befahl ich. »Du bringst uns in größte Schwierigkeiten. Verabschiede dich!«

Er zog die Unterlippe nach vorne und machte ein Gesicht, wie wenn man einem Kind die Eistüte wegnimmt. »OK, wenn du unbedingt willst.« Er hob lässig die Hand und rief: »Jungs, muß dringend was erledigen, war mir ein Vergnügen. Bis bald dann.«

Er nahm noch einen genußvollen Zug aus seinem Bierglas und stellte es dann auf den Tresen. Als wir uns auf den Weg nach draußen machten, klopfen uns die Leute auf die Schulter. Einer rief: »War ein mächtig netter Zug von dir, wenn du mal wieder in der Gegend rumfliegst, schau rein, daß wir uns revanchieren können. Die nächste Runde geht auf uns. Tschüss, ihr beiden Heiligen.«

Unter Gelächter stimmten sie »When the saints go marchin' out« an, dann waren wir endlich draußen. Rupert hatte das Genick

eingezogen, als ob ihn gleich der Schlag treffen würde. Hätte ich einen Knüppel gehabt, dann hätte ihn vermutlich auch was getroffen. So aber war ich eigentlich froh, daß er wenigstens heil wieder da war, wenn auch stockbetrunken. Wir hatten genug erlebt an diesem ersten Tag und so beschloß ich, uns beide wieder aus dem sichtbaren Verkehr zu ziehen. Auf dem Weg zurück konnte Rupert mir nicht in die Augen schauen. Die ganze Sache schien ihm peinlich. Ich schwieg. Das traf ihn härter als jeder Vorwurf. Als er es nicht mehr aushielt, murmelte er ganz leise:

»Tut mir leid, Raimond.« Ich blickte ihn eine Weile an, dann erwiderte ich:

»Wenn wir gleich ankommen, dann atme nicht direkt nach vorne aus! Klar?«

»Äh – wieso?« wollte er wissen. »Weil du eine verdammt große Fahne hast, Rupert.«

Jetzt grinste er wieder. Als wir wieder zurückkamen, erwartete uns Poseidon bereits. »Na, ihr beiden, wie war euer erster Tag?« »Och, so lala«, antwortete ich. »Was ist mit Rupert? Er sieht so blaß aus?« »Weiß nicht, kam ganz plötzlich«, antwortete ich schulterzuckend. Poseidon nickte wissend : »Ja, nach so langer Zeit wieder in eine Hülle, das steckt nicht jeder so ohne Weiteres weg.«

»Das wird es wohl gewesen sein«, meinte ich.

30. Oktober 1961

»Was ißt du da, Rupert? Das riecht schrecklich.«

»Fish und Chips, mal probieren?« Er schob mir dieses übelriechende Zeugs unter die Nase. »Nicht für viel Geld, wie kriegst du das runter?« »Ich schlucke einfach«, knautschte er mit vollem Mund. »Schade, daß es das zu meiner Zeit nicht gegeben hat, hätte ich mich dumm und dämlich dran gefressen.«

Das konnte ich mir lebhaft vorstellen, so wie er mampfend neben mir herstackte. Wir waren wieder in Liverpool. Bevor wir diesmal wieder Gestalt annahmen, hatte ich mir Rupert zur Brust genommen. Keine krummen Sachen diesmal, genau an die Abmachungen halten, kein Guinness und vor allem keine Geschichten über unsere Herkunft. Obwohl, das war das kleinste Problem. Kein Mensch hätte uns diese Sache geglaubt, selbst wenn wir es hätten beweisen können. Seltsam, aber vermutlich sind die Menschen zu sehr mit dem Leben beschäftigt, und haben für übernatürliche Dinge wenig Antenne.

Wir waren auf dem Weg zu NEMS-Record Store, um herauszufinden, ob es Brian Epstein tatsächlich gelungen war, die Platte der Beatles aufzutreiben. Er erkannte mich sofort, erinnerte sich an meinen Namen und hob beschwörend die Hände. Kein Glück gehabt. Er hatte in halb England herumtelefoniert, aber niemand kannte die Beatles, geschweige denn diese Produktion. Er erzählte uns, daß noch zwei Teenager heute nach dieser Platte gefragt hatten. Von ihnen kam die Information, daß die Beatles hier gleich um die Ecke spielten. Rupert grinste und machte ein großes »V« mit Zeige- und Mittelfinger. Ich fragte, ob er sich die Jungs nicht mal anhören wolle. Eine Frage, die mir gleich wieder leid tat, da ich Brian für zu gepflegt hielt, in solch ein Loch hinabzusteigen. Überraschenderweise zeigte er sich sehr interessiert. »Welche Art von Musik spielen sie denn?« Bumms, da hatte er mich. Was sollte ich darauf antworten? Laut? Ich hatte keine Ahnung. Da kam wie aus einer Pistole geschossen die Antwort von Rupert: »Oh, Chuck Berry, Gene Vincent, Buddy Holly, Arthur Alexander und ein paar Standardnummern.« Dabei machte er ein Gesicht, als ob er gerade

den Nobelpreis für Musikwissenschaften erhalten hatte. Ich war völlig baff. Auch Epstein schien beeindruckt.

Er versprach, der Sache weiter nachzugehen, dann kümmerte er sich um zwei ältere Damen, die eine Klassikplatte von Claude Debussy suchten. Rupert öffnete sie nach: »Claude Debussy, ist das auch einer von eurer Sippe?« »Kann sein«, murmelte ich. Ich nahm ihn beiseite. »Rupert, ich bin platt, woher hast du das gewußt, mit der Musik gerade eben?« Rupert kam ganz dicht an mein Gesicht, »Beziehungen, alles nur Beziehungen.« »Versteh ich nicht«, antwortete ich. »Ganz einfach – ich hab mit dem Typen geredet, der Elvis betreut. Ist auf Ebene 9, ganz in Ordnung der Bursche. Kennt sich gut aus, hat sich sogar die Mühe gemacht, unsere Jungs anzuhören.« »Und was ist seine Meinung?«

Rupert verzog den Mund: »Er meinte, er würde keinen Hosenkноп auf sie setzen. »Was bildet der sich ein? So etwas zu behaupten, dieser Heini!« »Ja«, rief Rupert triumphierend. »Ja, Raimond, zeigs ihnen.«

Für einen Augenblick hatte ich meine Selbstbeherrschung verloren. Es ärgerte mich mächtig, daß er so geringschätzig über jemanden urteilte, der mir anvertraut war. Und wie ich hörte, ging bei Elvis auch nicht mehr alles so glatt. Für den Augenblick mußte ich jedoch zugeben, daß Rupert, im Gegensatz zu mir, seine Hausaufgaben gemacht hatte. Ich war entschlossen, meine nachzuholen. Ich klopfte ihm auf die Schulter. »Tolle Arbeit Rupert, hat mich mächtig beeindruckt.« Rupert wurde verlegen und stotterte: »Ist doch keine ... keine « »Schon gut, mein Junge, preß die Hände aneinander, wir gehen!«

Johns Mutter war nicht gerade begeistert. Wer wollte ihr das verdenken? Fred Lennon hatte sich in den Kopf gesetzt, seine Familie nach Neuseeland mitzunehmen. Einfach so nach fünf Jahren Funkstille. Nicht mit Julia. Fred muß das gehaut haben, denn er beschloß, John einfach zu kidnappen. Nun haben Mütter anscheinend ja einen siebten Sinn für so etwas. Als Fred mit John auf einem Schiff anheuern wollte, stand Julia vor der Tür – und aus war der Traum mit Neuseeland. Von nun an hatte John keinen Vater mehr. Eigentlich auch keine richtige Mutter, denn Julia war dem Nachtleben mehr zugetan als der Erziehung ihres Sohnes. Aber da gab es ja noch vier Schwestern von Julia, und eine davon hätte den kleinen John mächtig

ins Herz geschlossen. Mary Elisabeth Smith, genannt Mimi, nahm John zu sich. Bei Onkel George und Tante Mimi hatte John dann tatsächlich so etwas wie eine Familie. Mimi regierte mit strenger Hand, und Onkel George drückte immer ein Auge zu, wenn es darum ging, eine Kinokarte zu kaufen, zum Beispiel für den neusten Walt Disney Film.

Im Juni 1953 erlitt George eine Hirnblutung und starb. Für Mimi und für John ein großer Schock. John war gerade dreizehn, ein schwer erziehbares Bübchen, und jetzt, wie es schien, schon wieder ohne Vater. Und es sollte noch schlimmer kommen: Eines Tages im Sommer 1958 standen zwei Polizisten vor der Tür und teilten John und Mimi mit, daß Johns Mutter Julia von einem Auto überfahren wurde. Diesen Schmerz hat John nie richtig überwunden; erst 1970 auf seiner Platte »Plastic Ono Band« hat er sein Leiden eigenwillig und erschütternd musikalisch umgesetzt. Kein Wunder jedenfalls, daß Tante Mimi ihre liebe Not mit dem sensiblen Jungen hatte, der sich bald zum Horror für alle Lehrer und auch für die Nachbarschaft entwickelte. Er klaute alles, was nicht angenagelt war, und wenn irgend ein übler Streich ausgeheckt wurde, war er sicher immer dabei. In der Schule war er der neunzehntbeste in seiner Klasse mit 19 Schülern. Mit sechzehn fiel er durch sämtliche Prüfungen. Alternativen – keine! Die einzige Chance, die ihm noch blieb, gab ihm sein Schuldirektor, der sicherlich ein weiches Herz hatte. Mr. Pobjoy schrieb ihm eine gute Beurteilung und lobte sein Talent in Kunsterziehung. Das, obwohl John bei der Abschlußarbeit in Kunst zum Thema »Reisen« einen buckligen Glöckner gemalt hatte, der riesige Warzen hatte. Zur allgemeinen Überraschung bekam er einen Platz an der Kunstakademie. Wie sich aber herausstellte, hatte John für diese Schule auch keine große Lust. Hoffnungslos!

Und sowas gibt man dann mir!

Doch, es gab etwas, das John interessierte. Elvis! Heartbreak Hotel. Rock 'n' Roll. Das hat ihn fast umgehauen. Elvis vorne, Elvis hinten. Tante Mimi wurde fast wahnsinnig dabei. Aber sie war es, die ihm nach langem Drängen für 14 englische Pfund eine Gitarre kaufte, damit er endlich seinem Idol nacheifern konnte.

Jetzt stand John stundenlang vor dem Spiegel und machte einen auf Elvis. Das ewige Stampfen mit dem Fuß nervte Mimi dermaßen, daß sie ihn vor die Tür schickte, wo er dann lustig weiterstampfte.

Im März 1957 hatte er dann seine erste Gruppe. The Quarrymen. Ein paar Schulfreunde von John spielten Skiffle – eine sehr einfache Form, Krach zu machen. Gitarre, Teebüchse, Banjo, Schlagzeug – und John sang. Nicht gerade Elvis – aber auf dem Weg dorthin. Sie spielten dort, wo man sie spielen ließ, oft für null Gage. Manchmal gab es aber regelrechte Buchungen, so wie an diesem Tag im Juli in Woolton, einem Vorort von Liverpool. Die Quarrymen spielten »Maggie May« und »Come go with me«, verbeugten sich und machten Pause. Ein Schulfreund von John brachte einen Jungen aus der Nachbarschaft mit, der sehr beeindruckt war von der Vorstellung der Jungs. Sein Name: Paul McCartney. Gerade mal 14 Jahre alt und trotzdem selbstbewußt genug, um den Quarrymen zu demonstrieren, daß er es besser konnte.

Er spielte Eddie Cochrans »Twenty Flight Rock«, kannte den genauen Text zu einigen Hits und konnte eine Gitarre stimmen, was damals nicht viele konnten. Als Zugabe ein bißchen was von Little Richard. Tolle Show! Obwohl John schon ein wenig betrunken war, muß er wohl gespürt haben, daß hier ein Talent schlummerte. Zwei Wochen später war Paul McCartney ein neues Mitglied bei den Quarrymen.

Paul brachte dann später auch den dritten Gitarristen in die Runde: George Harrison, noch ein Jahr jünger als Paul, wurde das Rücken bei den Quarrymen. Obwohl noch fast ein Kind, konnte er passabler Gitarre spielen als alle, die ihnen bisher in die Quere gekommen waren. Nun waren's drei, fehlte nur noch einer, der trommeln konnte. Zu meiner Zeit wäre das kein Problem gewesen, aber Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts wohl schon, denn eine Schießbude so nannte man das, kostete ein Vermögen. Und Liverpool war eine arme Stadt. So wechselten die Quarrymen ihre Drummer wie die Socken, und oft genug spielten sie ohne Schlagzeuger. Die Auftritte waren selten, und es gab keine, beziehungsweise wenig Gage. John brachte nun auch seinen Freund in die Gruppe – Stu Sutcliff . Der war ein Kollege auf der Kunstakademie und hatte einen Preis gewonnen. 65 Pfund. Eine Menge Geld damals. John überredete seinen Freund, es in eine Baßgitarre zu investieren. Als ob es nichts Wichtigeres gab!

Von diesem jungen Mann Stu muß auch die Idee für den neuen Namen der Quarrymen gekommen sein. Da niemand aus der Band mehr diese Schule – Quarrybank – besuchte, hatten sie sich was

Neues einfallen lassen. Zuerst The Beetles – Rupert erklärte mir, das seien Käfer – dann tauschten sie einen Buchstaben aus und machten The Beatles draus. Jetzt klang es wie Käfer, schrieb sich aber wie der Rhythmus ihrer Musik. Clever.

Ganz glücklich schienen sie jedoch mit dem Namen nicht gewesen zu sein, denn sie änderten ihn ab und zu in »Johnny and the Moondogs« oder »The Silver Beatles«. Ihre erste Konzertreise oder Tour, wie man in Rock 'n' Roll Kreisen sagt, führte sie nach Schottland mit eher mäßigem Erfolg. Dann kriegten sie einen neuen Schlagzeuger und eine Gelegenheit, im Ausland zu spielen. In Hamburg. Raus aus Liverpool schien eine gute Alternative zu sein. Die Vorfreude war groß, die Realität ernüchternd. Im Rotlichtmilieu der Reeperbahn schufteten sie wie die Büffel. Manchmal bis zu acht Stunden in der Nacht. Knallharte Verträge ließen sie kaum zum Schlafen kommen. Mach Schau! Das wollten die deutschen Kneipenbesitzer!

Alles andere war ihnen wurscht. Es war aber genau das »Andere« das meinem Vorgänger zum Verhängnis wurde. Nach dem zweiten Aufenthalt in Hamburg wurde ihm der Fall »Beatles« entzogen. Fristlos.

Ich war also gewarnt. Man schien keinen Spaß zu verstehen im Umgang mit jungen Seelen. Den fünf Musikern halfen manchmal nur Aufputschtabletten und Alkohol in rauen Mengen, um den Streß auszuhalten. Das hätte man eigentlich berücksichtigen können, meiner Meinung nach. Vielleicht waren es die Szenen, die John fabriziert hatte, über die mein Vorgänger gestolpert war. Da war von Auftritten die Rede, bei denen John volltrunken nur mit einem Toilettendeckel bekleidet auf die Bühne hopste. Völlig überdreht! Welch Wunder auch. Direkt vor der Bühne türmten sich die Sekt und Bierflaschen, die die Gäste den Jungs zukommen ließen. Wie kann man da widerstehen?

Vielleicht war es ja gar nicht der Alkohol, der meinen Vorgesetzten so zu schaffen machte. Ich hatte eher den Eindruck, daß der enge und sehr freizügige Kontakt mit den weiblichen Fans oder den Prostituierten sehr vielen Lichtwesen Bauchschmerzen bereitet hatte. Aber auch da konnte ich den Jungs keinen Vorwurf machen. Wenn etwas so einfach zu haben ist und man die ganze Nacht vor Menschen auftritt, die nichts anders im Sinn haben, wie kann ein junger Mensch

da auf dem rechten Weg bleiben? In dem Bericht, der mir vorlag, war von Orgien die Rede, die in Hamburg stattgefunden haben sollen. Vor allem John und Paul hatten sich dabei sehr hervorgetan.

Es muß wie Sodom und Gomorrha gewesen sein, erklärte ich Rupert. Der zuckte nur die Schultern schob die Unterlippe nach vorne und meinte: »Wer? Die Typen kenn' ich beide nicht!«

19. November 1961

Der Zufall kam uns zu Hilfe. Nachdem Rupert und ich das Plattengeschäft von Brian Epstein verlassen hatten, hatten sich tatsächlich noch einige Jugendliche außer uns nach den Beatles erkundigt. Brian entschloß sich daraufhin, die Jungs im Cavern zu besuchen.

Das war doch schon ein Anfang. So ein gut betuchter Geschäftsmann konnte unseren Jungs sicher nicht schaden. Im Stillen hoffte ich, daß er die Musik der vier Liverpool Kids mochte, und vor allem hoffte ich, daß er nichts gegen Lederjacken und lange Haare hatte. Vielleicht konnte er ja durch seine Verbindungen mit der Schallplattenindustrie behilflich sein. Er hatte sicher von Rock 'n' Roll mehr Ahnung als wir. Das jedenfalls malte ich mir so aus. Zudem schien er mir ein gewissenhafter Mann zu sein, und seine Zurückhaltung und sein Charme hatten mich beeindruckt. Rupert und ich beschloßen, ebenfalls dabei zu sein. Unsichtbar. Ich glaube, Rupert war etwas enttäuscht. Zu gern hätte er wieder Gestalt angenommen, aber ich wollte nichts riskieren. Beeinflussen hätten wir sowie nichts können und ich hatte keine Lust, wieder eine halbe Bierleiche vor mir herzuschieben. Rupert schmolte ein bißchen als wir die Treppe zum Cavern hinabglitten.

»Sieh auch mal die positive Seite Rupert«, flachste ich, »wir sparen den Eintritt.« Er schaute mich mißmutig an: »Raimond, manchmal glaube ich, du bist ganz haarscharf an einem Schotten vorbeigegangen.«

Es war wieder genagelt voll, obwohl es Mittagszeit war. Die Fans tobten wie eh und je, vielleicht war ja das die moderne Art und Weise, Arbeitsstreß abzubauen, denn nach der Lunchpause mußten die jungen Menschen zurück an ihren Arbeitsplatz oder zumindest Schularbeiten machen.

Heute schien mir die Musik nicht so laut zu sein, und Rupert hob den Finger in die Luft und sagte: »A shot of rhythm and blues!« Dann grinste er wieder über beide Backen. Die Beatles waren in blendender Verfassung und beim genauen Hinhören hatte ich das Gefühl, als ob da außer der Musik noch mehr war, was die vielen Fans so entzückte. Natürlich wußten sie, daß heute Besuch kommen würde. Brian hatte

sich ankündigen lassen. Aber noch war weit und breit nichts von ihm zu sehen. Den Beatles schien das wurscht zu sein, sie spielten wie die Besessenen.

Wir schwebten ganz vorne seitlich an der Bühne, wo das dichteste Gedränge war. John und Paul sangen, daß die Fetzen flogen. Ihre Stimmen harmonierten ganz wunderbar, und wenn ich mich recht erinnere, hatte ich damals zum erstenmal das Gefühl, daß diese Jungs es noch weit bringen würden. Und ich kannte sie ja erst knapp drei Wochen. George stand still auf der Mitte der Bühne etwas im Hintergrund. Auf mich machte er einen sehr ernsten Eindruck, aber er hatte genau so abstehende Ohren wie Rupert, das machte ihn sehr sympathisch.

»Was bringt Mr. Epstein hierher?« sagte George plötzlich.

Mist, ich hatte ihn total vergessen. Brian war mit seinem Assistenten gekommen. Er trug einen feinen Anzug, und die Fans der Beatles machten ihm ehrfürchtig Platz. Besonders wohl schien er sich hier unten nicht zu fühlen, kein Wunder. Die Beatles machten Pause und standen schwitzend in der kleinen Umkleidekabine seitlich der Bühne. Brian wurde ihnen vorgestellt, und er unterhielt sich freundlich mit ihnen. Ich schaute nach Rupert, aber ich konnte ihn nirgends sehen.

Nach einer Viertelstunde ging Brian wieder. Zu gerne hätte ich erfahren, ob ihm die Musik gefallen hatte, ob ihm die Jungs zugesagt hatten. Aber Rupert war immer noch nicht in Sicht. Es konnte zwar nichts passieren, aber es ärgerte mich, daß er immer Extratouren machte, ohne vorher mit mir darüber zu sprechen. Endlich fand ich ihn. Er saß neben zwei Mädchen auf der Treppe am Eingang. Das war es also. Ich holt gerade tief Luft, um ihm meine Meinugn zu sagen, aber er legte nur den Finger an seinen Mund und machte mir ein Zeichen, mich noch eine Weile zu gedulden. Er schien den beiden Mädchen fasziniert zuzuhören. Sie hatte eine Zeitung in der Hand und gestikulierten, dann standen sie auf und liefen davon. Rupert schaute ihnen verklärt nach.

»Rupert, wir sind nicht hier unten wegen der Mädchen! Wir haben einen Auftrag, und du solltest diesen Auftrag im eigenen Interesse mit dem nötigen Ernst erledigen.« »Mach ich doch«, raunzte er. »Tust du nicht! Du stiefelst den Mädels nach, ich suche dich, finde dich nicht

und wäre zu gerne bei dem Treffen dabei gewesen, um zu hören, ob unsere Jungs Eindruck auf Brian, Epstein gemacht haben. Konnte ich aber nicht, weil Monsieur lieber bei den Frauen sitzen möchte!«

»Ich war ja unsichtbar. Ich hab sie ja nicht belästigt«, antwortete er. »Das ist völlig gleichgültig«, erwiderte ich leicht gereizt. »Natürlich mag er die Jungs«, sagte Rupert mit gedruckter Stimme. »Wie kannst du das wissen? Rede dich nicht raus, Rupert.«

»Er mag alle Jungs « »Was?? Was hast du da gesagt?« Rupert wiederholte trocken: »ich hab gesagt, er mag alle Jungs!« Ich mußte Rupert wohl eine ganze Weile mit offenem Mund angestarrt haben, als er knapp hinzufügte: »Er ist vom andern Ufer, er hat ein warmes Iglu, er er ist schwul.«

Mir hatte es die Sprache verschlagen. Das durfte nicht wahr sein. Mit allem hatte ich gerechnet, nur damit nicht. Das war eine Sache, mit der ich nicht umgehen konnte. Ich konnte doch nicht die drei mir anvertrauten Jungs in die Obhut eines Menschen geben, der vielleicht nur scharf auf einen von ihnen war. Für einen Augenblick konnte ich keinen klaren Gedanken fassen, als eine sanfte Stimme neben mir sagte: »Brian ist der richtige Mann für euch!« Wie vom Blitz getroffen fuhr ich herum. »Wer um alles in der Welt « Vor mir stand ein anderes Lichtwesen.

»Hallo«, sagte er mit freundlicher Stimme, »ich heiße Jules, ich bin oder besser gesagt, ich war Franzose, so wie du. Ich betreue Brian Epstein. Er ist ein Künstler, so wie ich.«

Da platzte Rupert dazwischen. »Du wolltest wohl sagen, er ist genau so schwul wie du? Hä?« Jules schaute zu Boden. Er tat mir in diesem Augenblick furchtbar leid. Rupert konnte manchmal wirklich ein Depp sein. Gerade überlegte ich mir, wie ich das wieder glattbügeln konnte, aber bevor ich eine Entschuldigung murmeln konnte, hatte sich Jules wieder gefangen. »Ich wollte euch eigentlich nur meine Hilfe anbieten. Aber ich fühle, daß ihr sie nicht wollt.«

»Nein, sagte ich, » ... es ist äh « »Ich habe schon verstanden«, lächelte Jules milde. »Vielleicht ein andermal.« Er warf stolz seinen Kopf ein wenig nach hinten und schwebte einfach weg. Rupert und ich schauten ihm noch immer ziemlich überrascht nach. Rupert schnaufte: »Leicht eingeschnappt der Gute, hä?« »Rupert, das war nicht fair. Er wollte uns helfen. Er war freundlich.« »Wir brauchen

keine Hilfe von dem. Hast du gesehen, er war gepudert im Gesicht. Was ist das eigentlich hier? Hollywood?« »Rupert, machmal gehst du zu weit.«

In der Zwischenzeit war die Lunchpause zu Ende. Die Jugendlichen strömten aus dem Cavern, und das helle Licht der Sonne blendete sie. Sie hatte wieder ihre Idole gesehen und waren glücklich. Wir stiegen nochmal hinab und schauten den Beatles zu, die ihre Instrumente wegpackten. Am meisten Arbeit hatte Pete Best, der Schlagzeuger, aber die andern schien das nicht zu kümmern. Nachdem sie ihre Gitarren weggepackt hatten, standen sie rauchend in der Nähe der Bühne und faxten rum. Das mit Epstein schien sie doch beeindruckt zu haben. Sie redeten von Managern, Plattenverträgen, dicken Autos, und John meinte, daß es jetzt nicht mehr lange dauern würde, bis sie berühmter als Elvis wären. Die anderen gröhlten, nur Pete Best räumte immer noch seine Schießbude zusammen und schien die Unterhaltung gar nicht zu hören.

Ich machte Rupert ein Zeichen, und wir glitten zum Ausgang. Als wir gerade die Kellertreppe hoch wollten, stellte ein junger Mann einen großen Paken Zeitungen auf den Boden. Er ging ein paar Schritte zur Garderobe und in diesem Augenblick schnappte sich Rupert das ganze Bündel und verschwand damit.

»Rupert, was soll das? Du kannst dem doch nicht die Zeitungen einfach so klauen!« schrie ich. »So, kann ich nicht? Kann ich doch, siehst du ja.« »Was willst du damit?« bohrte ich.

Rupert holte tief Luft : »Als ich vorhin bei den Mädchen saß, hatten die eine Zeitung, nämlich genau dieselbe, die wir jetzt haben. Sie haben sich unterhalten und gesagt, daß in dieser Woche ein Wettbewerb ausgeschrieben ist. Die Zeitung sucht die beste Rockgruppe Liverpools. Die Leser sollen entscheiden. Rate mal, Raimond, wer da wohl gewinnt?« Rupert hob grinsend den Paken hoch. »Das ist Betrug, Rupert, das können wir nicht machen.« »Wieso, wir nehmen lebende Personen aus Liverpool und tragen ihre Namen ein. Das macht man so.«

»So, macht man das? Ich mache das nicht. Es ist nicht fair. Fair play – den Ausdruck habt ihr Engländer doch geprägt, oder nicht?« antwortete ich ihm triumphierend. »Ich bin kein Engländer, verdammt, du Froschschenkelfresser! Mach was du willst. Ich fülle

auf jeden Fall diese Zeitungsabschnitte aus!« »Rupert, ich denke, du kannst gar nicht schreiben!«

Er warf mir einen finsternen Blick zu, und seine Backenknochen bewegten sich heftig. Ein anderer wäre wohl schon fällig gewesen. Aber bei mir schien er sich nicht zu trauen. »Ist mir egal, ich füll sie trotzdem aus! Basta!« »Rupert, du bist ein unverbesserlicher Hornochse.« »Ja, du mich auch!!!« brüllte er. Dann aber grinste er mich wieder dumm an. Man konnte ihm wirklich nicht böse sein.

So verbrachten wir die ersten beiden Wochen im Dezember unter anderem damit, Zeitungsausschnitte auszufüllen, in denen wir irgendwelche englisch klingenden Namen einsetzten und bei der Rubrik »beste Band« einfach »THE BEATLES« eintrugen. Ganz wohl war mir bei der Geschichte nicht. Aber wir brauchten es ja auch niemandem auf die Nase zu binden. Der Vorteil war, daß wir ganz nebenbei etwas über die Musikszene in Liverpool und Umgebung lernten, und Rupert lernte schreiben. Alleine schon deshalb schien mir diese Aktion gerechtfertigt.

Mersey Beat hieß die Zeitschrift, weil Liverpool am Mersey River liegt. Die Zeitschrift war lustig und sehr modern gemacht, eben zugeschnitten auf die Liverpool Kids. Man wußte, wer wo spielt und was sich in der Szene abspielte, und so langsam konnten wir mitreden.

Mehr Kopfzerbrechen bereitete mir Brian Epstein. Er hatte nach dem Treffen im Cavern nichts mehr von sich hören lassen. Die Beatles waren ein wenig enttäuscht, und wenn ich ehrlich bin, ich auch. Nach wie vor glaubte ich, daß Brian den Jungs helfen könnte. Eine bessere Möglichkeit sah ich nicht. Ich mußte mich ganz einfach auf meine Nase verlassen. Ich unterhielt mich darüber mit Poseidon, meinem direkten Vorgesetzten, und auch er sah das so ähnlich. Ich hatte für meinen Auftrag neun Träume erhalten, die ich nach Belieben verteilen konnte. Ich wollte den ersten riskieren. Dazu brauchte ich Jules, den Begleiter von Brian. »Siehst du, Rupert«, sagte ich, »wärscht du nicht so vorlaut gewesen, dann hätten wir es jetzt einfacher.«

Rupert sah kurz auf und machte dann eine obszöne Handbewegung, er hatte schon viel gelernt in Liverpool.

Erleichtert stellte ich fest, daß Jules nicht nachtragend war. Er zeigte sich trotz der rüden Attacke von Rupert äußerst hilfsbereit. Ich

hatte eine waghafte Idee, wie man Brian dazu bewegen könnte, sich für die Beatles zu begeistern. Ich stellte mir ein römisches Wagenrennen vor. Mittendrin Brian. Er hatte natürlich das prächtigste Gespann von allen. Vier kräftige Vollblütler zogen seinen kunstvoll verzierten Wagen. Das Rennen startete und Brian brauchte seine Pferde nicht anzutreiben, sie gingen ganz von alleine. Die langen Mähnen der Tiere flatterten im Wind, sie liefen mit der Leichtigkeit eines Uhrwerkes. Die Köpfe der Pferde waren die der Beatles, und als das Gespann mit erheblichem Vorsprung vor allen anderen in die letzte Runde einbog, war der Applaus der Massen unbeschreiblich. Sie alle jubelten Brian zu und überschütteten ihn mit Blumen. Zum Duft der weißen Rosen ließ ich Posaunenklänge ertönen, so ähnlich wie bei Verdis Aida, nur noch viel intensiver. Wahrhaft himmlische Klänge. Überglücklich taumelte Brian zum Podium des römischen Kaisers, um dort unter dem tosenden Beifall aller seinen Lorbeer in Empfang zu nehmen...

Jules brach in Tränen aus, das hätte er selbst nicht besser machen können, sagte er zu mir. Es gäbe da nur ein kleines Problem. Brian Epstein litt unter Schlaflosigkeit. Das konnte wieder nur mir passieren! Wenn ein Traum die erhoffte Wirkung haben soll, muß er in einen ausgeruhten, entspannten Körper geschickt werden. Menschen, die unter Schlaflosigkeit leiden haben so wenig Entspannungsreserven, daß es fraglich ist, ob sie sich überhaupt jemals an einen Traum erinnern.

Jules versprach mir, einen günstigen Zeitpunkt abzuwarten. Strahlend suchte er mich zwei Tage später auf und bestätigte mir meinen ersten Traum (So was gibts bei uns schriftlich). Ich traute ihm immer noch nicht so ganz, mußte aber zu meiner Freude feststellen, daß Brian Epstein am 3. Dezember 1961 die Beatles zu einem ersten Gespräch zu sich ins Büro einlud. Er wollte ihr Manager werden. Alle waren da, außer Paul. Er hatte ein Bad genommen. Epstein war sauer, gleich beim ersten Treff eine Niete. George beruhigte ihn, Paul komme zwar spät, aber dafür um so sauberer. Als dann die Möglichkeit des Managements erörtert wurde hielt ihm John ein Telefon unter die Nase und sagte: »OK, Mr. Epstein, wenn Sie unser Manager sein wollen, spielen Sie erstmal eine Nummer!« Was sagt man zu so einem Humor?

Brian legte sich von Anfang an mächtig ins Zeug. Er organisierte Auftritte, kümmerte sich um den Transport der Anlage, regelte die immer noch recht dürftigen Finanzen der Beatles und vor allem änderte er das Image der Band. Keine schmutzigen Kleider mehr, keine unflätigen Bemerkungen, kein Essen auf der Bühne etc. Während John über diesen plötzlichen Wandel nicht sonderlich erfreut war, fand Brian einen Verbündeten in Paul. Er mochte die professionelle Art, wie Brian seinen Job machte und war gewillt, am gleichen Strang zu ziehen. John war das alles eher wurscht. Er wollte nur berühmter als Elvis werden, und wenn dazu eine Krawatte notwendig war, nun denn, dann eben mit Krawatte.

Zum erstenmal in der Karriere der vier Jungs aus Liverpool erschienen sie pünktlich am Auftrittsort, sehr zur Verwunderung und Freude der Veranstalter, die anderes gewohnt waren. Sie planten die genaue Abfolge der Hits, die sie spielten, und sie hielten sich auch dran, im Gegensatz zu früher, als sie spielten, was ihnen gerade in den Sinn kam. Es war erstaunlich, in welcher kurzen Zeit Brian die Beatles »trimmte«. Jules hatte recht behalten. Epstein war der richtige Mann für die Rocker. In den letzten Wochen des Jahres 1961 machten sich auch die Geschäftskontakte von NEMS, dem Platten-Shop der Familie Epstein, bezahlt. Brian hatte es geschafft, eine sogenannte »audition« zu erhalten. Ihrem wichtigsten Schallplattenabnehmer im Norden Englands konnte die Firma DECCA diese Bitte nicht ausschlagen. John, Paul, George und Pete sollten bei einer der größten Plattenfirmen vorspielen – mit der Aussicht auf einen Vertrag. Termin war der 1. Januar 1962 – ein Montag.

West Hampstead, im Norden Londons. In der Neujahrsnacht hatte es in ganz England geschneit. Die Beatles waren mit ihrem Kleinbus von Liverpool nach London gefahren und hatten sich auf der Autobahn durch das Schneetreiben gekämpft. Gegen 10 Uhr trafen sie sich mit Brian im Studio, und nachdem man sie eine satte Stunde hatte warten lassen, waren sie mit den Nerven ziemlich runter. Rupert und ich waren gar nicht nervös, denn wir hatten unseren Einsatz schlechtweg verschlafen. Auch Lichtwesen feiern Sylvester. Das sollte uns bald leid tun.

Die Aufnahmen für die DECCA liefen nicht gerade toll. Die Beatles und Brian hatten mehr auf die Standardhits vertraut als auf ihre eigene Musik. Man konnte hören, daß sie nervös waren, weit unter

ihrer Form spielten. Hinzu kam, daß die Aufnahme selbst lausig war. Sehr lieblos abgemischt. Von jemandem, der entweder die Beatles nicht mochte, oder, so wie Rupert und ich, an Sylvester zuviel gefeiert hatte. Trotzdem waren sie guter Dinge, denn das Jahr begann vielversprechend. Ein paar Tage nach den Probeaufnahmen in London, kamen die Ergebnisse der Beliebtheitsumfrage im »Mersey Beat«. Erstaunlicherweise hatten die Beatles gewonnen. Rupert kam aus dem Feixen nicht mehr raus und rieb sich die Hände. Ich hatte ein schlechtes Gewissen und hab diese Sache damals schnell verdrängt. Die Jungs waren happy. Endlich tat sich was. Als ich meinen Monatsbericht bei Poseidon vorlegte, nickte er zustimmend.

»Gut gemacht, Raimond«, meinte er, »dein Vorgänger kam nicht halb so weit.« Gottseidank hatte er den Bericht schon vor der ersten Februarwoche vorliegen. Denn völlig unerwartet kam da die Absage von DECCA. Die Beatles und vor allem Brian waren restlos am Boden. All diese Mühe für nichts.

Brian fuhr sofort nach London. Diesmal ging ich mit. Ein Typ mit dem Namen Dick Rowe ließ Brian wiederum unhöflicherweise lange warten, bis er sich bequemte, ihn zu sprechen. Brian kämpfte um die Jungs, aber es half alles nichts. Irgendwann in diesem Gespräch schien Dick Rowe die Faxen dick zu haben, und er erklärte Brian, daß die Beatles keine Chance hätten und er sich lieber wieder um seinen Plattenladen kümmern sollte. Das war ein harter Brocken. Ich ballte meine Fäuste und hätte ihm zu gerne meine Meinung dazu gesagt, aber ich war unsichtbar. Ich wollte gerade diesen Schauplatz wieder verlassen, als ich bemerkte, daß Brian einen hochroten Kopf hatte. Plötzlich schien er zu platzen und schrie: »Sie müssen von Sinnen sein, diese Jungs werden es schaffen, ich bin überzeugt, daß sie eines Tages größer als Elvis werden!« Dann warf er den Kopf zurück, stand auf und knallte die Tür zu.

Bravo! Toller hätte man es nicht machen können. In diesem Augenblick verlor ich alle Vorbehalte gegenüber Brian und wußte von diesem Tag an, daß er für die Beatles alles geben würde. Einen Besseren hätte ich nicht finden können.

Die nächsten beiden Wochen waren die deprimierendsten, die ich seit langem gehabt hatte. Was so wundervoll begonnen hatte, wurde plötzlich abrupt abgebremst. Vor allem machte ich mir Sorgen um John. Ihn hatte die Absage der Firma DECCA ebenfalls in tiefe

Depressionen gestürzt. Er reagierte bitter und machte böse Bemerkungen über Brian, was nicht fair war. Ich hatte jedoch das Gefühl, daß er nur ein Ventil brauchte, um Frust abzulassen. An den andern Gruppenmitgliedern konnte er seine Wut nicht abreagieren, denn die waren zumindest genau so geknickt wie John. Jede Plattenfirma in London, und war sie auch noch so klein, hatte den vier Musikern aus Liverpool den Daumen nach unten gezeigt. Alle waren der Meinung, kein Talent, keine Zukunft, vergeßt es! Brian hatte die Türklinken sämtlicher Plattenbosse geputzt, und allen, die es hören wollten, erzählt, daß seine Jungs eines Tages größer als Elvis sein würden. Immer hatte er daraufhin ein müdes Lächeln geerntet. Es war zum Verzweifeln.

Ich selbst war auch mit meinem Latein am Ende. Für einen Augenblick hätte ich am liebsten hingeschmissen, da kam unerwartete Hilfe. Manche würden sagen, es war Zufall, doch Zufälle gibt es nur in der Phantasie der Menschen.

Auf Ebene 9 war Montagskonferenz. Eine ziemlich schnarchige Sache. Richtlinien über Seelenführung wurden besprochen. Lange Vorträge gehalten und natürlich Beispiele angeführt und kritisch bewertet. Für einen Augenblick fürchtete ich, daß meine Mission Gegenstand der Diskussion werden könnte, doch wahrscheinlich hatte ich mich überschätzt. Es gab wichtigere Dinge. Ich folgte den Diskussionen nicht und war die ganze Zeit ziemlich abwesend, als mich plötzlich jemand mit dem Arm anstubste und flüsterte: »Raimond, ich bin Parrisius, wir kennen uns noch nicht. Hättest du anschließend ein paar Minuten Zeit für mich?« Klar hatte ich. Alles war lustiger als dieser Mist am Montagmorgen.

Parrisius bat mich um einen Gefallen für eine verwandte Seele auf den unteren Ebenen. Diese hatte Schwierigkeiten mit ihrem ersten Fall. Unter Kollegen kein Problem. Als ich hörte, worum es ging verschlug es mir aber fast den Atem. Parrisius erklärte mir, daß die Person, um die es sich drehte, drauf und dran war ihren Job zu verlieren. Keine tollen Aussichten, wenn man zum erstenmal eine Seele betreut. Der junge Mann war Musikproduzent, und die Firma, bei der er arbeitete erwog, die Abteilung, die er leitete aus Kostengründen zu schließen. Parrisius hatte erfahren, daß ich auf diesem Gebiet tätig war und fragte mich, ob ich vielleicht eine Möglichkeit sähe, ihm einen neuen Job zu besorgen. Es wäre

allerdings leider nicht in Liverpool, sondern in London. Ich konnte es nicht fassen! Wochenlang hatte ich einen Ausweg aus dieser Sackgasse gesucht, und auf einen Schlag gab es wieder Hoffnung. Überschwänglich umarmte ich Parrisius und sagte ihm, daß er jederzeit wieder mit so einem Problem kommen könnte. Wahrscheinlich dachte er in diesem Augenblick, ich sei etwas seltsam. Trotzdem gab er mir Adresse und Namen der Person und bedankte sich.

George Martin
Plattenproduzent der Firma Parlophone

stand auf dem Kärtchen. Das war die einzige Firma, bei der Brian bis jetzt noch nicht gewesen war. Sie war wohl so unbekannt, daß er sie glatt übersehen hatte. Alles, was ich jetzt tun mußte war Brian Epstein diese Adresse zukommen zu lassen. Als ich Rupert davon erzählte, grinste er nur und meinte: »Kein Problem, Boss! Kleine Fische.«

Es dauerte nicht mal einen Tag, und Brian Epstein hatte einen Termin mit George Martin. Wie Rupert das gedeichselt hatte, bleibt mir bis zum heutigen Tag ein Rätsel. Als ich ihn damals fragte, legte er wie immer seinen Zeigefinger unter sein linkes Auge und zog es leicht nach unten. »Kontakte, Boss, Kontakte«, meinte er nur.

Mir sollte es recht sein. Es gab einen Silberstreif am Horizont. Als ich erfuhr, daß die Firma Parlophone noch nie einen Rocksänger oder auch nur etwas ähnliches aufgenommen hatte, sondern lediglich Komiker, die blanken Unsinn auf Schellack preßten, hätte ich vor Enttäuschung beinahe geheult. Was sollten die Beatles aufnehmen? Eine Lachplatte?

Zu allem Überfluß war das Datum für dieses Treffen ausgerechnet der 13. Februar. Muß ich dazu noch was sagen? Das war die blanke Ironie des Schicksals. Ich sah mich schon wieder auf den untern Ebenen Frondienste ableisten. Wie auch immer – das war die letzte Chance – und ich wollte mir nicht ewig vorwerfen, sie nicht genutzt zu haben.

Ich hätte mir keine Sorgen machen müssen. Das Treffen am Manchester Square verlief äußerst positiv. Epstein und Martin verstanden sich von Beginn an, und als Epstein seine Schallplatte mit

Aufnahmen der Beatles vorspielte, war Martin wohl der erste, der nicht gleich den Kopf schüttelte, sondern höflich bemerkte, daß die Jungs gar nicht übel seien. Selbst wenn ihm die Musik nicht gefallen hätte, eine andere Wahl hätte er gar nicht gehabt. Wie gesagt, es ging um seinen Job. Er wollte sich die Beatles in Liverpool live anschauen und danach entscheiden, ob er ihnen eine Chance geben könne. Das war doch schon was.

Es passierte aber gar nichts.

Kein Anruf, kein Termin, rein gar nichts. John und Paul machten insgeheim Brian dafür verantwortlich, daß DECCA abgesagt hatte. Seine Musikauswahl war Mist gewesen, und alle wußten es. Auch Brian. Ihn hat's am allerschwersten getroffen. Er machte sich große Vorwürfe: Je mehr Anstrengungen er unternahm, den Beatles zu helfen, desto hoffnungsloser wurde die gesamte Situation.

Auch Rupert und ich waren mit unserem Latein am Ende. Was konnten wir noch unternehmen? Zaubern?« »Das kann nur unser Boss«, meinte Rupert verbissen. »Und sein letzter Stunt liegt schon eine Weile zurück.« »Hüte deine Zunge«, ermahnte ich ihn. Aber im Stillen hoffte ich, daß von irgendwo eine gute Fee kommen würde und schwupp – alles wäre in Butter.

Aber es kam erstmal Hamburg. Und das sieben Wochen lang. Ich war gewarnt vor diesem heißen Pflaster und hatte mehr als ein mulmiges Gefühl. Rupert schien das lockerer zu sehen. »Ich hab gehört, die Hunnen hätten ziemlich gutes Bier!« grinste er und schnalzte mit der Zunge. »Kann sein«, murmelte ich. »Bier bereitet mir im Moment die wenigsten Probleme.« »Bist du schon mal geflogen?« Rupert blickte mich fragend an. »Ich fliege seit ungefähr 300 Jahren, sollte dir das entgangen sein.« »Nein – ich meine in einem Flugzeug! Wir fliegen nämlich nach Hamburg!« »Wie, in so einem Blechding? Die Dinger, die manchmal abstürzen und alle sind hinüber und es gibt jede Menge Aufregung auf allen Lichtebenen? Nicht mit mir! Keine zehn Pferde.« »Rupert, mach dir nicht ins Hemd. Wir fliegen unsichtbar mit. Es kann nichts passieren! Ich meine nur, wir sollten so nahe wie möglich bei unseren Schützlingen bleiben.« »Vergiß es! Ohne mich!!!« Dann drehte er mir den Rücken zu. Was sagt man dazu. Ein Lichtwesen, das Angst vor dem Fliegen hat.

Am 10. April 1962 stieg ich also alleine in den Flieger, der die Beatles nach Hamburg bringen sollte. Auch sie waren nicht ganz komplett, George war nicht dabei. Es ging ihm nicht gut. Brian hatte sich nicht lumpen lassen. Die Flüge kosteten ein Vermögen, und die Gage konnte das niemals wieder einspielen. Aber vielleicht war das seine Art, den Jungs zu zeigen, daß er sich nach wie vor ins Zeug legte. Er war schwer in Ordnung. Obwohl ich so meine Bedenken gegenüber Hamburg hegte, kam mir der Trip gelegen. Er bot eine willkommene Abwechslung, und wir traten endlich nicht mehr dauernd auf der Stelle.

Der Flug verlief normal nur John und Paul waren außer sich. Fliegen wie die großen Stars – so wie Elvis – hatten sie sich immer erträumt. Jetzt war es zum erstenmal Realität, und sie konnten es kaum fassen. Pete schien alles kalt zu lassen. Ich hatte irgendwie das Gefühl, als ob er überhaupt nicht zu den Beatles gehörte.

Als wir in Hamburg ankamen, sah ich zuerst Rupert, der die Arme ausgebreitet hatte und Flugbewegungen machte wie ein Albatross, dabei grinste er wieder blöde. Er war ein Kindskopf geblieben, auch nach 300 Jahren. In seiner Nähe stand ein junges, sehr hübsches Mädchen mit einer dunklen Brille. Rupert deutete mit dem Zeigefinger auf sie und formte mit den Händen weibliche Rundungen in der Luft. Gottseidank waren wir unsichtbar, sonst hätte ich mich geschämt. Zu meiner Überraschung ging das Mädchen auf die drei Beatles zu. Dort brach sie in Tränen aus.

Rupert hatte gerade noch Faxen gemacht, als er plötzlich stoppte und aufgeregt zu mir herüberwinkte. Während ich zu ihm glitt, sah ich kurz in das aschfahle Gesicht von John. Wie versteinert stand er da. Paul hatte Tränen in den Augen. Das Mädchen weinte immer noch. »Was ist los, Rupert?« fragte ich nervös. »Ihr Verlobter ist heute gestorben!« flüsterte er. »Es ist Stu Sutcliff, der beste Freund von John.«

Für einen Augenblick mußte ich meine Augen schließen. Die Kette von Mißerfolgen und Katastrophen für die Beatles schien nicht abzureißen. Ich war geschockt. Wieviele Schläge mußten wir noch einstecken? Ich wies Rupert an, die Jungs und das Mädchen in Schwarz zu begleiten. Ich wollte einen Augenblick alleine sein. Ich setzt mich ans Fenster schaute auf das Rollfeld und entschloß mich in diesem Augenblick, meine Mission zu beenden. Es war sicherlich

keine Schande, nach so vielen Niederlagen zu kapitulieren. Ich durfte die Jungs nicht mehr weiter in ihr Unglück rennen lassen. Da mußten fähigere Wesen Einfluß nehmen. Vielleicht war gerade das mein nächster Lernschritt – zu sehen, wo die Grenzen waren, zu fühlen, wenn man einer Aufgabe nicht mehr gewachsen ist. Damit hatte ich keine Probleme.

Ich atmete tief durch und wollte gerade aufstehen, als mir die Knie weich wurden. Vor mir stand das hübscheste weibliche Wesen, das ich je zu Gesicht bekommen hatte.

»Grüß dich«, sagte sie sanft. »Ich heiße Anisette.« Mir zog es fast den Boden unter den Füßen weg. Was um alles in der Welt passierte mit mir? Die war eine von uns! Ich muß ein paar Sekunden ausgesehen haben wie ein Depp, dann wollte ich was sagen, aber es funktionierte nicht. Ich konnte nicht mehr sprechen. Die zauberhaftesten, blausten Augen, in die ich je geblickt habe, leuchteten mich an, und obwohl sie sehr ernst schaute, durchflutete mich ein Gefühl von unbeschreiblicher Güte. Ich stand immer noch wie angewurzelt. Obwohl sie nichts sagte, wußte ich in diesem Augenblick, daß ich mit meiner Sache weitermachen würde. Ich fühlte damals sogar zum erstenmal, daß ich Erfolg haben würde. Mehr Erfolg als irgend jemand zuvor. Und ich wußte, es würde mit ihr zu tun haben. »Komm mit«, forderte sie mich auf. »Ich habe Stuart Sutcliff betreut. Er war einer von deinen Jungs. Ich zeige dir alles, was du wissen muß!«

Wenn sie gesagt hätte, stürze dich irgendwo runter, ich hätte es in diesem Augenblick auch getan. Erst nach und nach kam ich wieder zu mir.

Halt! Schoß es mir durch den Kopf. Das kann eine Falle sein. Sei auf der Hut, Raimond. Als ob sie meine Gedanken gehört hatte, drehte sie sich um und ihr Blick war noch schöner als zuvor. Wenn das hier eine Falle war, dann war es mir in diesem Augenblick völlig egal. Wenn das die Fassade des Bösen war, dann wollte ich den Rest der Ewigkeit auch böse sein.

Hamburg hatte zu Beginn der 60er eines der berühmtesten Vergnügungsviertel – die Reeperbahn in St.Pauli. Dort arbeiteten die Beatles. Sie taten es sehr gerne, denn Hamburg bot ihnen mehr Freiheiten als ihre Heimatstadt. Und wenn es Probleme gab, dann

konnte man immer noch verduften. Unbarmherzig jedoch erschien die lange Arbeitszeit, aber das lief bei den Jungs eher so nebenher. Und wenn das Material zu Ende war, dann fingen sie von vorne an oder spielten das Solo von »What'd I say« 20 Minuten lang. Die Deutschen merkten das sowieso nicht. Hauptsache laut und Hauptsache die Kehle immer schön feucht. Die nächste Pause kam bestimmt, und in der hauten die Beatles auf den Putz. Entweder sie schütteten literweise Bier in sich hinein, oder sie fabrizierten irgendwelchen Unfug. Ganz ungefährlich war das nicht immer. Die Sitten auf der Reeperbahn waren rau, und wehe man kam an den Falschen. Hatte man Probleme mit der Polizei, dann mußte man über außergewöhnliche Kontakte verfügen, um da wieder rauszukommen. Einmal schon hatte man die Beatles des Landes verwiesen, erstens weil George noch keine 18 war, zweitens weil Pete und Paul ein Kondom angezündet hatten. Teenagerstreiche – zugegeben, aber im harten Wettbewerb des Nachtlebens reichte so etwas schon aus, um seinem Konkurrenten eins auszuwischen. Die Beatles waren die Leidtragenden. Damals, das erfuhr ich erst jetzt, wären sie beinahe auseinandergegangen. Für immer!

Anisette war es zu verdanken, daß es nicht dazu kam. Sie sprach in kurzen Sätzen, beschränkte sich auf das Wichtigste. Ich mußte sie dauernd anstarren, und es lief mir heiß und kalt den Rücken runter. Sie lächelte wieder, als sie sah, daß ich meine Füße nicht ruhig halten konnte. »Du bist ein wenig wie Stu«, sagte sie. »Der junge Mann, der gestorben ist?« fragte ich. »Ja, bist du nicht auch so früh gestorben?« »Mmh«, nickte ich und mußte schlucken.

Sie schaute mir in die Augen. Für einen Augenblick dachte ich, ich würde nie wieder einen ganzen Satz zustandebringen, so ging mir ihr Blick durch Mark und Bein. Ich holte ein wenig Luft, um dann zu stammeln: »Wie – was, ich meine wieso?« »Du meinst wieso ist er so früh gestorben?« »Ja, genau das wollte ich fragen.« »Stu war noch sehr jung, aber er hatte die Aufgabe seines Lebens erkannt. Er hat seinen Lernschritt zu Ende gebracht.« »Und deshalb laßt ihr ihn sterben?« erwiderte ich jetzt etwas gefäßter. »Was ist mit seiner Verlobten, seinen Freunden? Hast du gesehen, wie sie litten?« »Ja, das habe ich gesehen, und ich fühle es immer noch, aber Stu war einverstanden.«

Ich richtete mich kurz auf: »Er war was??« Ihr Blick wurde eindringlicher als zuvor, aber ich war viel zu verwirrt von dem, was sie sagte. »Stu hat die Liebe verstanden, das ist alles, was man braucht! Er hat in dieser kurzen Zeit mehr Gefühle investiert als manche Menschen in ihrem ganzen Leben, und er hat die gleichen Gefühle zurückerhalten. Er war bereit für den nächsten Schritt. Er wußte, daß er sterben mußte – eine ganze Weile schon. Er hat mehr verstanden als diese Beziehung zu Astrid. So sehr es ihn jetzt schmerzt, seine Freunde leiden zu sehen.«

Eine Weile saßen wir schweigend einander gegenüber. Ich war zu aufgewühlt, um irgendwelche Fragen zu stellen. Wir saßen einfach so da. Ich mußte dauernd daran denken, wie wunderschön Anisette war und hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich in diesem Augenblick mehr an mich dachte als an diejenigen, die ich betreute.

Anisette erzählte weiter. Draußen begann es, ganz sachte zu regnen. Während des ersten Aufenthalts der damals noch fünf Beatles in Hamburg gab es innerhalb der Gruppe enorme Spannungen. Zum erstenmal weg von zu Hause konnten sie im wahrsten Sinne des Wortes tun und lassen, was sie wollten. Oft hielten sie sich nur durch Unmassen von Alkohol und Aufputschtabletten wach. Es mußte zwangsläufig zu Aggressionen kommen. Diese entluden sich allesamt auf Stu Sutcliff. Pete Best wäre auch ein Kandidat hierfür gewesen, aber er war zu cool, um sich über Sticheleien aufzuregen. Also war Stu schuld an allem. Er war nicht der Welt bester Baßgitarist und das wußte er auch, er war eigentlich nur mit nach Hamburg gekommen, weil John ihn in der Gruppe haben wollte. Und nun gaben sie ihm die Hölle. Als hochsensibler Künstler, und das war Stu, denn seine Bilder haben damals Furore gemacht, litt er unter der ständigen Nörgelei vor allem von Paul. Vielleicht war ein wenig Neid dabei. Stu sah sehr gut aus, und er war der beste Freund von John. Gleich zwei Dinge, die Paul genervt haben konnten. Vielleicht fühlte Paul aber auch, daß Stu sich musikalisch nicht weiterentwickeln würde, weil es ihn immer mehr zur Malerei zog. Also war er ein Bremsklotz.

Spannungen innerhalb der Gruppe und wüste Szenen im Rotlichtmilieu von Hamburg. Mein Vorgänger, der die Jungs damals betreute, befand sich in bösen Schwierigkeiten. Er schien langsam die Kontrolle über alles zu verlieren, da griff Anisette ein. Sie fand einen Weg, Stu dahin zu führen, wo er hingehörte. Eine junges, sehr

attraktives Mädchen aus Hamburg war eines Abends plötzlich unter den Gästen in der dunklen Kaschemme, in der die Beatles draufloshämmerten. Astrid Kirchherr. Stu und Astrid verliebten sich auf der Stelle. Ab jetzt war es nur eine Frage der Zeit, wann Stu die Gruppe verlassen würde. Er hatte gefunden, wonach er suchte. 1961 verließ er die Beatles. Er malte wieder, bekam ein Stipendium in Hamburg, wohnte bei Astrid. Seine Freundschaft zu John veränderte sich nie, auch wenn er jetzt nicht mehr bei den Jungs mitmischte. Im Juni 1962 wollte er Astrid heiraten.

Dazu kam es nicht mehr. Er starb am 10. April 1962 an den Folgen eines Hirntumors. Anisette machte eine kleine Pause, dann fragte sie: »Möchtest du noch etwas wissen?«

Ich zögerte einen Augenblick, dann sagte ich: »Gibt es irgend etwas, was ich hier in Hamburg beachten sollte?« Sie lächelte wieder: »Verlaß dich ganz auf dein Gefühl.« Sie wollte sich gerade abwenden, als ich mein Herz in beide Hände nahm.

»Anisette, werden wir uns wiedersehen?«

Im Moment, als ich das gesagt hatte, tat es mir schon wieder leid. Wie konnte ich? Sie drehte langsam ihren Kopf, dann sagte sie ganz ruhig: »Wir können uns immer sehen, Raimond, das weißt du doch!« »Ich meinte eigentlich ich dachte wenn « Ich biß mir auf die Unterlippe. Ich fühlte ihren Blick wieder auf mir, diesmal konnte ich nicht hinschauen. Es war mir peinlich. Was war bloß los mit mir? Ich benahm mich wie ein Jüngling bei seinem ersten Rendezvous. Sollte ich ihr sagen, daß es mir im Moment so ging wie es damals Stu gegangen war, als er sich von einer Sekunde auf die andere unsterblich verliebt hatte? Ich hatte das Gefühl, daß dies der unpassendste Augenblick überhaupt war, ihr so etwas zu sagen, wenn ich es ihr überhaupt mitteilen sollte.

Sie kam etwas näher. Für einen Augenblick dachte ich, daß es ihr vielleicht ähnlich ergangen war wie mir. Ich hielt meinen Atem an. Vielleicht hatte sie aber auch meine Gedanken errahnt und ließ mich jetzt abblitzen. Sie stand jetzt direkt vor mir, ich konnte beinahe ihren Atem fühlen. Ganz zart sagte sie: »Raimond, weißt du, was ich an dir mag?«

Jetzt, dachte ich, jetzt!!!!

»Ich mag, wie du für deine dir anvertrauten Seelen kämpfst. Du gibst nicht auf. Wenn ihnen einer helfen kann, dann du.« Sie kam noch einen Schritt näher, küßte mich auf die Wange, drehte sich um und verschwand.

Für einen Augenblick dachte ich, ich kippe um. Das war das Schönste, was mir in den letzten 500 Jahren passiert war. Obwohl Anisette gar nicht mehr da war, starrte ich noch minutenlang in die Richtung, in der sie verschwunden war. »Geht's dir irgendwie nicht gut?« holperte eine Stimme neben mir. Es war Rupert. »Wieso bist du noch hier am Flugplatz?« »Keine Ahnung«, murmelte ich. »Siehst du, ich hab's dir gesagt!« »Was?« »Na ja, Fliegen in diesen komischen Dingern ist nichts für uns alte Männer.«

Die nächsten sechseinhalb Wochen waren für mich der reinste Alptraum. Ausgerechnet am Freitag, den 13. April, begannen die Beatles ihre Auftritte im Star-Club in Hamburg. Ich bin normalerweise nicht abergläubisch, kein Lichtwesen ist das mehr, aber für Menschen gelten andere Gesetze. Es war atemberaubend, den Jungs zuzuschauen. Sie spielten wie besessen, vor allem John. Stus Tod muß ihn fürchterlich getroffen haben. Ich war mir damals nicht ganz sicher, bin es aber heute, ein Teil von Stus Energie ging von diesem Abend an auf die Beatles über. Man kann das nicht beschreiben, man konnte es nur hören und fühlen. Der negative Aspekt dieses Energieschubes war, daß John beinahe durchdrehte. Ich hatte Schlimmstes befürchtet, aber es kam viel schlimmer.

Sie wohnten bei Gretel und Alfons, Rupert nannte sie immer Hänsel und Gretel. Bei ihnen gab's das gute Bavaria St. Pauli Bier, und John tankte davon soviel er konnte. Rupert und ich waren rund um die Uhr damit beschäftigt, Unheil von den Beatles abzuwenden. Mir wurde klar, daß mein Vorgänger keine Chance hatte und auch ich das Handtuch geworfen hätte, wäre da nicht das Treffen mit Anisette gewesen. Es gab unbeschreibliche Szenen mit Frauen hinter der Bühne oder auf dem Klo. Ich hatte schon viel gesehen, aber so etwas doch noch nicht. John rannte mit Unterhosen auf die Bühne, weil er hinter der Bühne mit einer Blondin erwischt wurde. Man hatte ihn mit Wasser vollgespritzt, so trennt man normalerweise nur Hunde. Vor Wut riß er mal wieder sturzbetrunken den Klodeckel ab und hängte ihn sich um den Hals, dann schnappte er sich seine Gitarre und rockte los. Anstatt vor Entsetzen wegzurennen, johlte das

Publikum umso mehr, und wieder kam eine Lage Bier auf die Bühne. Um Schlimmstes zu verhindern, schickte ich Rupert in voller Gestalt zur Bühne, um die Getränke beiseite zu schaffen. Das war ein Fehler! Eine halbe Stunde später war er genau so blau wie John, und innerhalb von fünf Minuten wurde ich Zeuge der wüstesten Schlägerei, die ich je gesehen hatte. Da im Gedränge sowieso keiner mehr wußte, was Sache war, zog ich Rupert raus. Er schlug immer noch um sich wie ein Bär und brüllte irgendwas von Scheiß-Hunnen, als er mit einem Schlag wieder nüchtern war.

Als die langen Nächte zu Ende gingen, fing der Streß erst an. Ich konnte die jungen Mädchen nicht verstehen, aber sie legten es geradezu darauf an, von den Beatles abgeschleppt zu werden. Mir war klar, daß innerhalb der nächsten Tage oder Stunden meine Abberufung kommen würde, aber ich war entschlossen, mich zu verteidigen.

Rupert mußte wieder ran. Ich befahl ihm, nicht von der Eingangstür der Jungs zu weichen, bis die Sonne aufging und alle Frauen verschwunden waren. Kein Mensch sollte Zutritt haben. Vielleicht konnten wir so die schlimmsten Sachen geheimhalten. So kam es, daß nächtelang die Beatles einen persönlichen Bodyguard hatten. Rupert machte seine Sache mehr als gut. Wenn neugierige Lichtwesen mal so vorbeischaute, nur so aus Zufall, machte Rupert freundlich darauf aufmerksam, daß die Jungs schliefen und nicht gestört werden durften. Die meisten verstanden den Wink, bei Hartnäckigen wurde er sehr viel deutlicher. Ich glaube, wir haben uns damals viele Feinde gemacht, aber was blieb uns anderes übrig? Wir entwickelten eine gute Strategie, aber vor allem John stellte uns immer wieder vor neue Probleme. Ausgerechnet am Karfreitag dann, leistete er sich einen Ausrutscher, der unverzeilich war. Er pinkelte vom Fenster auf die Straße, ausgerechnet auf ein paar Nonnen. Bis zum heutigen Tag weiß ich nicht, ob bei diesem Zufall nicht nachgeholfen wurde, von der anderen Seite. Als John dann noch ein Kondom an ein Kreuzifix hängte, war der Ofen aus. Rupert und ich wurden einbestellt. Das war's. Ich schaute Rupert an, der blies die Backen auf, zog die Schultern hoch und bat mich, ihm noch einmal Gestalt zu geben, damit er nochmal zu Hänsel und Gretel gehen konnte. Ich konnte ihm die Bitte nicht abschlagen. wir hatten noch vier Stunden Zeit, dann war die Sache sowieso gelaufen. Zur Sicherheit ging ich mit. Die

Wirtsleute waren sehr nett, und sie sprachen sogar ein wenig Englisch, kein Wunder, da alle Musiker aus Liverpool und Umgebung bei ihnen ein und aus gingen. Sie spendierten uns einen deutschen Schnaps, den ich damals zum erstenmal probierte.

Zwei Stunden später waren wir dann in einem Zustand, in dem wir nichts mehr probieren konnten. Ich kann mich nur noch dunkel daran erinnern, aber wir hatten nicht mal Geld bei uns, und es ist mir fast nicht mehr gelungen, uns zurückzuverwandeln, aber mir war alles wurscht. Ich verfluchte den Rock 'n' Roll und verdamnte den Tag, an dem ich Hamburg betreten hatte.

Poseidon war einem Herzinfarkt nahe. Er war bleicher als wir beide zusammen. Denn auch er als Abteilungsleiter wurde vorgeladen. Rupert konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, und ich knickte bei jedem Schritt leicht ein. Ein paar von der Abteilung kamen uns zu Hilfe, und ich mußte irgendwelche ekligen Kräuter schlucken, aber es half nicht viel. Auf dem Weg zur Ebene 4 feixte Rupert dauernd, und Poseidon kriegte vor lauter Streß einen fürchterlichen Schluckauf. Dann standen wir im Büro von Rauschebart. Rupert und ich eng beieinander, damit wir nicht umkippten, Poseidon zitternd ein paar Schritte weiter. Rupert fielen dauernd die Augen zu, und auch ich hätte mich am liebsten auf den Boden gelegt. Dann ging die Tür auf. Zwei Protokollführer bezogen neben dem Tisch Position. Alles ganz dramatisch. Dann kam der Chef. Er blätterte in der vor ihm liegenden Akte und nach einer Ewigkeit, so schien es mir, hob er den Kopf, fixierte uns eine Weile und wollte gerade etwas sagen, als Poseidon wieder seinen Schluckauf kriegte. Hüpp! lange Pause – dann nochmals Hüpp! Er bot ein Bild des Jammers, der Gute. In was hatten wir ihn da bloß reingezogen?

Marc Constantin räusperte sich, dann schaute er uns an und seine Stimme klang sehr leise aber trotzdem sehr durchdringend: »Der Umgang mit schutzbefohlenen Seelen kann sich mitunter recht schwierig gestalten. Vor allem dann, wenn es sich um junge Menschen handelt. Ich habe in diesem besonderen Fall schon öfters ein Auge zugeedrückt. Man muß sich jedoch nach einem Vorfall wie am Karfreitag die Frage stellen, ob alles unternommen wurde, Dinge dieser Art von vornherein zu unterbinden.«

Mein Kopf schwirrte wie ein Schmetterling – wußte er, von was er da redete? Von vornherein unterbinden, das war also die Lösung. So

einfach! Wieso war ich da nicht selbst drauf gekommen. So ein Schmarren!

Ich schaute zu Poseidon hinüber. Dicke Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Sie hätten ihn nicht einbestellen sollen. Er konnte wirklich nichts dafür. Ich holte kurz Luft, um klarzustellen, daß keinem, außer mir, ein Vorwurf gemacht werden könne, doch Rauschbart kam mir zuvor. »Meine Herren, denken sie daran, auch ich bin einer höheren Ebene Rechenschaft schuldig. Wie soll ich erklären, daß ausgerechnet Nonnen vom Dach eines Hauses auf diese Art belästigt wurden, und daß man ihnen noch hinterher rief, daß seien himmlische Regentropfen.«

Da passierte es wieder!! Hüps Der Schluckauf von Poseidon. Hochroter Kopf, dann nochmals Hüüpss.

Es war ein Hüps zuviel für Rupert, der die ganze Zeit schon Schwierigkeiten hatte, den nötigen Ernst zu bewahren. Ich hatte es bemerkt, da ich immer noch Schulter an Schulter bei ihm stand, er vibrierte, wie jemand eben vibriert, wenn er das Lachen unterdrückt. Jetzt prustete er los. Ho Ho Ho Ho Ho!! Danach ein halb verschlucktes Tschuldigung.

Die beiden Protokollführer erstarrten zu Salzsäulen. Ich machte meine Augen zu und wünschte mich ganz weit weg. Poseidon hätte man ohne weiteres unter den Teppich schieben können, so klein machte er sich. Jetzt waren wir geliefert.

Man hätte die Luft im Raum schneiden können. Rupert wurde aschfahl. Langsam wurde auch ihm trotz seines Zustandes klar, wer ihm da gegenüber saß. Rauschbart fixierte uns wie ein Raubtier, er kniff die Augen zu schmalen Schlitzen und hob den Kopf etwas. Sein Anblick hätte wahrscheinlich Wesen von noch ganz anderem Kaliber Schrecken eingejagt. Wir hielten alle die Luft an und erwarteten den Donner oder zumindest mal einen Blitz. Er stand aber nur auf und ging ein paar Schritte auf uns zu.

Er sprach ganz ruhig: »Man kann an einem Problem scheitern, weil man ihm nicht gewachsen ist. Kein Thema. Man kann aber selbst zum Problem werden durch Fahrlässigkeit. Das wäre vielleicht nicht weiter schlimm, sofern es einen nur selbst betrifft, wenn aber Wesen darunter leiden müssen, die eigentlich nichts damit zu tun haben,

dann erhält die Sache eine ganz andere Dimension. Ich spreche von Verantwortung!«

Er mußte mich nicht fragen, ob ich das verstanden hatte. Ich hatte zum zweitenmal den dringenden Wunsch, irgendwo weit weg zu sein. Dann drehte sich Rauschebart zu Rupert. Der stand mittlerweile stocksteif wie angewurzelt neben mir. »Die Möglichkeit, für kurze Zeit in eine körperliche Hülle zu schlüpfen, stellt ein Mittel dar, Menschen bei gegebenem Anlaß zu helfen. Nichts weiter. Alles andere ist gegen die Regel, und ich werde weitere Verstöße dagegen nicht hinnehmen. Ich hoffe, ich habe mich deutlich ausgedrückt!« Rupert schluckte: »Ja, haben Sie«, murmelte er. »Sie können jetzt gehen!« »Wir sollen weitermachen in unserer Mission?« fragte ich erstaunt. Was war ich doch für ein Rindvieh, solch eine blöde Frage zu stellen. Dieser verdammte deutsche Schnaps! Rauschebart drehte sich im Weggehen nochmal halb um und schaute uns ein paar Sekunden lang an, eine Antwort erwartete ich nicht. Und es gab auch keine. Wir schlichen wie die nassen Hunde nach draußen. Der erste, der die Stimme wiederfand, war Rupert. Er sagte: »Oi oi, ich hab mir fast in die Hosen gemacht. Habt ihr gesehen, wie der geguckt hat?« Er zog eine Fratze.

Das war zuviel für Poseidon, plötzlich beugte er sich nach vorne und übergab sich. Rupert und ich stützten ihn auf dem Weg zurück zu unserer Ebene. Er war mit dem Universum fertig. »Komisch«, sagte Rupert, »wir sind betrunken, und er kübelt.«

Als wir wieder auf der Reeperbahn ankamen, schien alles beim Alten. Fast jede Woche wurde John bei was anderem ertappt und konnte hinterher immer auf der Davidswache bei der Polizei abgeholt werden. Es war mir schleierhaft, wie ich diese ganze Situation in den Griff kriegen sollte. Rupert und ich erwogen eine körperliche 24 Stunden Bewachung der vier Musiker, um das Schlimmste zu verhüten. Ich verwarf diese Idee aber schnell wieder. Um ehrlich zu sein, ich traute Rupert nicht so ganz, obwohl er bis jetzt überhaupt keinen Fehler gemacht hatte, wenn man mal von seiner Vorliebe für Bier absah.

Da plötzlich begann sich das Blatt zu wenden. Am 9. Mai 1962 lag ein Telegramm im Postfach der Jungs. Es kam aus England. Brian hatte es geschickt. Es war noch früh am Morgen, und die Beatles

standen normalerweise vor drei Uhr nachmittags nicht auf. Was machen? »Aufmachen!« sagte Rupert.

Was war schon dabei. Vorsichtig öffneten wir den Umschlag. Das Couvert hatte einen eigentümlichen Geruch. Nicht so wie Papier riecht, irgendwie anders. Ist doch manchmal so – man riecht was und kann es nicht richtig einordnen. Ich kannte diesen Duft. Seltsam. Momentan war ich aber viel zu sehr daran interessiert, was in diesem Telegramm stand.

... Glückwunsch boys, EMI will Aufnahmesession
Gruß Brian ...

Wir konnten es nicht fassen! Rupert und ich nahmen uns bei den Händen und tanzten wild wie Indianer um ein Lagerfeuer. Endlich platzte der Knoten. Bei unserem Veitstanz haben wir das Telegramm an einer Seite leicht eingerissen. Wir brauchten fast eine halbe Stunde, um den Reiß halbwegs zu verbergen und das Telegramm in seinen Umschlag zurückzubefördern. Eine tolle Nachricht.

Den Jungs ging's nicht anders. Zuerst konnten sie es nicht fassen, dann aber legten sie los. Wir hatten sie bis dato noch nie so fröhlich gesehen. Als sie an diesem Abend auf die Bühne gingen, waren sie nicht mehr die Beatles, die wir kannten. Ein Ruck ging durch die Band. Die Energie, die bis jetzt dafür aufgebracht wurde, irgendwelche Weltrekorde im Saufen zu brechen, schien mit einem Schlag nur noch in ihre Musik zu fließen. Vor allem John änderte sich von einer Minute auf die andere. Er war der allersensibelste, wenn dies auch alle immer bestritten. Er hat als einziger, außer uns, damals gewußt, daß die Weichen jetzt richtig standen. Er wurde zum Motor für diesen Dampfer.

Zufällig lauschte ich zwei Tage später einer Unterhaltung zwischen John und George. John meinte, man müsse sich überlegen, Pete rauszuwerfen, wozu George lakonisch sagte: »Je früher desto besser.«

Am Samstag, den 2 Juni 1962, verließen die Beatles Hamburg, um nach Hause zu fliegen. Zwei Tage probten sie im Cavern ohne Publikum. Diesmal wollten sie die Sache sicher in den Kasten kriegen. Am 6.Juni betraten sie zum ersten Mal die EMI Studios in der Abbey Road in London. George Martin traf damals die Jungs auch zum ersten Mal. Ich befürchtete einen Augenblick, daß Martin

und die Beatles sich nicht verstehen würden, aber in dem Augenblick als George Martin sie aufforderte, ihm zu sagen, wenn ihnen etwas nicht gefällt und Beatle George ihm dann antwortete, seine Krawatte würde ihm zum Beispiel nicht gefallen, war das Eis gebrochen.

Mit ungeheurem Selbstvertrauen bestritten sie an diesem Tag die Aufnahmen. Vier Titel standen zur Auswahl. »Besame Mucho«, »Love me do«, »P.S I love you« und »Ask me why« – die letzten drei allesamt Eigenkompositionen von John und Paul. Man konnte nicht sagen, daß George Martin aus dem Häuschen war, nachdem er die Aufnahmen hörte, aber er schien zufrieden. Rupert und ich saßen im Kontrollraum. Martin unterhielt sich mit seinem Techniker – ich glaube, er hieß Norman. Sie lobten die Stimme von Paul, daraus ließe sich was machen, meinten sie. Beim Schlagzeug schüttelte Martin den Kopf. »Der paßt nicht – das haut nicht hin!«

Rupert und ich schauten uns an. Er zeigte mit dem Daumen nach unten. Auch ich hatte das Gefühl, daß die Tage von Pete Best gezählt waren. Bloß, wer sollte den Job übernehmen?

Rupert grinste und deutete auf sich. Ich mußte husten. Rupert und Taktgefühl, selten lagen zwei Dinge weiter auseinander. »Pete ist selber schuld«, meinte Rupert, »hätte er sich die Haare nach vorne gekämmt, dann wäre alles anders gelaufen.« Als er das gesagt hatte raufte er seine Haare im Stil, so wie die Beatles sie seit einer Weile trugen. Tief in die Stirn. Er sah jetzt eher aus wie Rasputin, und wir beide lachten.

Vielleicht hatte er recht, so richtig harmoniert hatte Pete eigentlich nie mit den anderen drei. Uns war es wurscht, denn wir mußten ihn nicht betreuen, und sein Betreuer hatte sich noch nie blicken lassen. Wir hatten schon genug an der Backe.

Die Auftritte der Beatles waren ja schon immer gut besucht gewesen, aber nach diesem Aufenthalt in Hamburg erhöhte sich die Zahl der Fans enorm. Am 9. Juni besuchten 900 Fans das Cavern, um die Vier zu sehen. Wir zogen es vor, körperlos an diesem Spektakel teilzunehmen, ab einem gewissen Alter ist einem nicht mehr so nach wüstem Gedränge. Ich wundere mich noch heute, daß keiner erstickt ist. »Sie werden immer besser«, sagte Rupert. Und er hatte verdammt recht.

Immer häufiger beobachtete ich andere junge Musiker im Publikum, die mit offenem Mund dastanden, um den Beatles zuzuhören. Da passierte etwas, was ich nicht beschreiben konnte. Irgendwas knisterte, und ich ahnte, daß es gigantisch werden sollte.

Zwischenzeitlich hatten wir beide alle Hände voll zu tun. In den drei Monaten nach Hamburg spielten die Beatles fast täglich irgendwo, manchmal bis zu dreimal am Tag. Wie sie das schafften war uns schleierhaft. Rupert und ich waren nach sechs Wochen völlig entnervt. An Seminaren nahmen wir schon lange nicht mehr teil. Woher auch die Zeit nehmen, auch Lichtwesen müssen mal ruhen. Ich muß auch ehrlich zugeben, damals hat mich die Art und Weise, wie die Jungs lebten, viel mehr interessiert, als irgend so eine blöde Vorlesung. Am Mittwoch, den 15. August, hatte ich so ein komisches Gefühl, als ob irgend etwas passieren würde. Wir waren besonders auf der Hut. Nichts geschah! Am nächsten Tag aber bestätigte sich meine Ahnung. Es war was passiert. Sie hatten Pete Best rausgeworfen. Am Donnerstag spielte ein neuer Drummer bei ihnen mit, aber der paßte noch weniger als Pete. Wir konnten uns keinen Reim drauf machen. Sein Name war Johnny Hutchinson.

Die Stimmung in der Band schien leicht gedrückt. Sicher eine unschöne Sache, einen Freund rauszuwerfen, der über zwei Jahre durch alle Höhen und Tiefen mit ihnen gegangen war. Die drei restlichen Beatles kniffen zum erstenmal. Sie waren zu feige, es ihm selbst zu sagen. Brian mußte diese unangenehme Aufgabe übernehmen. Und er machte es sehr menschlich. Pete war sogar bereit, so lange weiterzuspielen, bis der neue Trommler der Beatles einsteigen konnte. Im letzten Augenblick hat er es sich dann doch noch anders überlegt. Wer wollte es ihm verdenken?

Am 18. August sah ich dann Anisette wieder. Es ging mir wie bei unserem ersten Treffen. Ich kriegte mächtig Herzklopfen, aber diesmal wurde mir wenigstens nicht schwindelig. Sie schien sich sehr zu freuen, und ihre Augen faszinierten mich mehr denn je. Wir setzten uns auf eine Wolke und redeten über eine Stunde lang. Wir unterhielten uns über meist belanglose Dinge. Mehr hätte ich nie gewagt, obwohl ich es so gern getan hätte.

Als die Sonne unterging, war es mir, als ob dieser Sonnenuntergang heute besonders prachtvoll war. Ich hatte das Gefühl, daß ich jetzt irgend etwas sagen mußte.

»Ist schon fantastisch, wenn der Alte so zaubert!« rutschte mir raus. Oh Gott, Welch ein Satz, wäre ich nur still geblieben. Anisette lächelte nur, nickte mit dem Kopf und sagte: »Raimond, deine Sprache läßt zu wünschen übrig.« »Ja«, murmelte ich, »kann schon sein. So würde man das in Rock 'n' Roll Kreisen wohl sagen, schätze ich.«

Als die Sonne verschwunden war, nahm mich Anisette am Arm und sagte: »Komm, laß uns gehen! Ich möchte dir den neuen Mann bei deiner Gruppe vorstellen.« Sie hätte auch sagen können: »Geh mit mir ins Packeis«, ich wäre ihr blind gefolgt. »Mann hat der 'ne große Nase!« rief Rupert erstaunt. »Halt dich zurück!« zischte ich, »Anisette hat ihn gebracht.« Rupert schaute mich dumm an: »Und deshalb ist seine Nase jetzt kleiner, oder wie?« Ich rammte ihm den Ellbogen in die Rippen.

Das war er also, der Neue. Klein, still, großnasig und beringt. Ringo, nannten sie ihn. Der erste Eindruck war eher etwas ernüchternd, aber da Anisette ihn in die Gruppe gebracht hatte, dachte ich, daß es so wohl richtig sei. Mein Vertrauen war grenzenlos. Sie stand neben uns und schaute auf ihren Schützling. Dann schaute sie zu uns und fragte: »Na, wie findet ihr ihn?« »Toll«, erwiderte ich, »fantastisch.« Das war nicht ehrlich und ich fühlte, daß Anisette das wußte, so fügte ich hinzu : »Seine Nase ist ein bißchen groß.«

Rupert blieb fast die Spucke weg. Anisette flüsterte: »Raimond, beurteile Menschen nicht nach ihrem Äußeren!« Ja, wenn alle aussehen würden wie sie, dachte ich, dann gäbe es nichts zu beurteilen. »Ihr seid jetzt komplett, Raimond«, sagte Anisette »wenn ihr meine Hilfe braucht, ich bin immer da.« »Wie«, fragte ich erstaunt. »Du betreust ihn nicht mehr?« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ihr habt jetzt euer Kleeblatt. Pfllegt es gut!« Dann küßte sie mich auf die Stirn, verschwand, und ich bekam wieder so eine Art Asthmaanfall.

Während ich noch dastand und nach Luft schnappte, kam plötzlich Rupert aufgeregt zu mir. »Schnell, verwandle uns, da vorne gibt's Kloppe!« Tatsächlich war ein Riesenhandgemenge vor der Bühne. Ringo und die drei anderen Beatles mittendrin. Den Fans paßte es nicht, daß Pete draußen war, und sie machten ihrem Ärger Luft. Zwei Sekunden später war Rupert bei ihnen. Er zog Paul und John aus dem

Handgemenge Richtung Umkleideraum, konnte aber nicht verhindern, daß George einen Haken aufs Auge fing. Mist! Wir hatten mal wieder gepennt.

Ein paar Minuten später kam Rupert zurück und rieb sich die Nase. »Was ist passiert?« fragte ich. »Was soll passiert sein, ich hab eine gefangen«, raunzte er. »Paß auf, daß sie nicht anschwillt, sonst siehst du aus wie Ringo«, lachte ich. »Rutsch mir den Buckel runter!« brummte Rupert.

Der Neue spielte sich unheimlich schnell ein. Trotz des permanenten Geschreis der Fans »We want Pete!«, schien er die Ruhe weg zu haben. Mir war, als sei sein Stil zu spielen, wesentlich präziser als der seines Vorgängers, und vor allem hatte er mehr Witz. Alleine schon deshalb fand ich, paßte er besser in die Gruppe. Viel Zeit sich richtig einzugewöhnen blieb ihm allerdings nicht. Am 4. September kam der Augenblick, auf den wir alle sehnlichst gewartet hatten. Die ersten richtigen Aufnahmen. Neunzig Tage waren vergangen, seit sie im Juni zu Probeaufnahmen in den EMI Studios in der Abbey Road waren. Diesmal wurde es ernst. Brian Epsteins Hartnäckigkeit hatte sich gelohnt. Ob sie alleine ausgereicht hätte, weiß ich nicht, deshalb hatte ich Mitte Mai mit George Martin dasselbe getan, was ich bei Brian schon erfolgreich versucht hatte. Ich schickte ihm einen Traum.

Diesmal änderte ich die Szenerie. Martin war Dirigent eines gewaltigen Orchesters. Ich wußte, daß das eigentlich sein großer Traum war. Alle waren sehr festlich gekleidet und George war alles andere als cool. Als er jedoch den Taktstock in seine Hände nahm, begann das Orchester zu spielen, wie noch nie ein Orchester vorher. Martin traute seinen Ohren nicht, aber er dirigierte diese wundervolle Musik. Mit sachten Handbewegungen kontrollierte er ein himmlisches Ensemble, und er spürte es. Er wurde immer sicherer mit seinem Taktstock, und er führte das Orchester zu einem wahren Crescendo. Total erschöpft, aber übergücklich sah George, wie sich das gesamte Orchester erhob und sich in seine Richtung verbeugte. Mit offenem Mund stand er da und konnte es nicht fassen. »Maestro!!« tönte es wie aus einer Kehle.

Das Orchester applaudierte. Als George die Menschen in diesem Orchester etwas näher ansah, erkannte er einige seiner Kollegen in der ersten Reihe bei den Geigen. Etwas weiter links sah er plötzlich

drei von den Jungs, die er im Juni kennengelernt hatte. Ja das waren die Burschen aus Liverpool. Mit breitem Grinsen winkten sie ihm hektisch zu. Das waren richtige Musiker? In seinem Orchester? Unglaublich.

Da setzten die Pauken plötzlich wieder ein. Ein monotones Bumm – Bumm, das immer lauter wurde. George kannte den Mann an den Pauken nicht. Er war schwächlich, beinahe dünn und seine große Nase schien alles zu überragen. Bumm – Bumm, dann schlug er sehr schnell auf eine Triangel. Ting ting ting ting. George Martin fuhr auf. Puh. Es war der Wecker um 6.30 Uhr. Zeit zum Aufstehen.

Vier Titel kamen in die engere Auswahl für die erste Single der Beatles. »P.S I love you«, »How do you do?«, »Please please me« und »Love me do«. Martin wollte auf Nummer sicher gehen und gab ihnen einen Song, von dem er glaubte, er hätte das Zeug zum Top Hit: »How do you do?«. Paul und John aber wollten das nicht. Es war keiner von ihren Songs. Weg damit! George Martin verstand den Wink, und schweren Herzens entschied er sich dann letztendlich für »Love me do«.

Rupert machte das Victory-Zeichen, er hatte dieses Liedchen schon eine ganze Weile gepfiffen. Ein weiser Entschluß von George. Ich konnte nur hoffen, daß »Love me do« erfolgreich werden würde, denn nur so konnte ich verhindern, daß sie nochmals nach Hamburg mußten. Die Jungs konzentrierten sich jetzt fast ausschließlich auf ihre Musik. Das war ungemein beruhigend für mich, denn ich hatte keine Lust, nochmal vorgeladen zu werden. John hatte zwischenzeitlich übrigens geheiratet, denn es war Nachwuchs unterwegs. Seine Frau Cynthia war ein bezauberndes Geschöpf, wie man es sich besser nicht hätte erträumen können, trotzdem war John ruhelos und gar nicht glücklich. Ich fand diesen Zustand aber allemal besser, als wenn er wieder irgendwelche Skandale machte. Rupert war mir da sehr behilflich. Immer wenn Körperbehinderte oder Nonnen oder ähnliches den Weg von unseren Jungs auch nur ansatzweise kreuzten, ging Rupert vorneweg und sorgte dafür, daß diese Menschen auf die andere Straßenseite kamen, auch wenn sie das manchmal gar nicht wollten. So gingen wir Ärger aus dem Weg. oft half es aber herzlich wenig. John hatte ein wahrhaft großes Talent, Behinderte auf zwei Kilometer zu erkennen, und dann brachte er seine Glöckner-Nummer. Er steckte seine Faust auf den Rücken in

seine Lederjacke, verzog sein Gesicht zu einer dämlichen Fratze und humpelte auf dem Gehsteig hin und her. Manchmal rief er den Unglücklichen hinterher: »Was man nicht so alles tut, um sich vom Wehrdienst zu drücken, hä!« In solchen Augenblicken trieb es mir die Schamröte ins Gesicht. Er meinte es sicher nicht böse, aber so war er.

Mich plagten in der Zwischenzeit andere Sorgen. Die Single »Love me do« erschien am 5. Oktober 1962. Vom Verkauf dieser Platte hing viel für die Zukunft der Beatles ab. Wir hofften alle auf die vielen Fans in Liverpool. Die kauften dann auch die Platte, aber der Rest von England – Schweigen. Und das, obwohl Rupert dafür gesorgt hatte, daß »Love me do« unsere beiden Glückszahlen trug, gleich zweimal »4-9-9«. Viel später habe ich erfahren, daß Johns Glückszahl auch die »9« war. Es schien nichts zu helfen. Wenn uns nicht schnell etwas einfiel, dann war diese Chance vertan, die Beatles in die nationale Hitparade zu bringen. »Wieviele Platten muß man denn verkaufen, um in diese komische Liste zu kommen?« fragte mich Rupert.

Woher sollte ich sowas wissen? Diese Blöße wollte ich mir aber nicht geben, deshalb murmelte ich was von 10.000 Exemplaren. »Booh, zehntausend, das ist 'ne Menge Holz!« rief Rupert. »Wer soll das schaffen?« »Ich fürchte wir, mein Lieber«, sagte ich sauer. Es war mir klar, daß wir das unmöglich bewerkstelligen konnten. Ich mußte mich kurz setzen. Nach all den positiven Dingen, die sich ereignet hatten, wieder so ein blöder Rückschlag. Ich war sehr sensibel geworden mit solchen Dingen in letzter Zeit, aber alleine schon um Anisette zu beeindrucken, wollte ich mich nicht geschlagen geben. »Dann kaufen wir sie halt!« meinte Rupert plötzlich.

Ich schaute kurz auf und sagte dann entmutigt: »Und woher nehmen wir das Geld dafür?« »Mmmm – das laß mal meine Sorge sein.« Rupert machte ein ernstes Gesicht. das war ein gutes Zeichen. Wenn er sich was in den Kopf gesetzt hatte, dann zog er das auch durch. »Wie willst du innerhalb so kurzer Zeit an eine solche Summe Geld kommen?« »Ganz einfach«, feixte er plötzlich und schnippte mit dem Finger. »Wir werden es gewinnen.« »Wie bitte??« »Pferderennen – ganz einfach – wir wetten beim Pferderennen!«

»Bist du sicher daß dieses Pferd gewinnt? Sieht eher aus wie ein Maulesel.« Rupert guckte schwer beleidigt. »Auf meine Kumpels von der Zukunftsgestaltung ist immer Verlaß«, antwortet er verdrossen.

»Lousitania auf Sieg im vierten Rennen! Lousitania war das nicht ein Schiff, das die Deutschen im Zweiten Weltkrieg vor der Küste versenkt haben?« fragte ich. »ist mir doch wurscht, für mich sieht's aus wie ein Pferd«, brummte Rupert. Lousitania erwischte auch gleich den schlechtesten Start. Auf was hatte ich mich da bloß eingelassen? Wetten – Glücksspiel – vor meinem geistigen Auge sah ich mich schon wieder bei Rauschebart antanzen. Da würden dann wieder diese beiden Pinguine rumstehen mit ihren verkniffenen Gesichtern die immer so aussahen, als ob sie sich innerlich diebisch freuten, wenn sie Protokoll führten. Zocken – tiefer konnte man eigentlich nicht mehr sinken

»Iaaaaa – der Gaul hat es geschafft!« brüllte Rupert plötzlich in mein Ohr. Ich war total erschrocken. Ich hatte das Rennen gar nicht gesehen. »Mann, war das knapp«, schnaufte Rupert, »hast du das gesehen?« »Ja ... äh nein ... eigentlich äh nein!« »Gewonnen!!!!!!« tobte Rupert. »Nicht so laut«, ermahnte ich ihn, »die gucken alle schon.« »Dann laß sie doch! Ich hab's dir ja gesagt, auf meine Jungs ist Verlaß! Juuhhuu!«

Es stellte sich heraus, daß es eine der besten Quoten war, die jemals gewettet wurde. Wir erhielten bei einem Einsatz von 150 insgesamt knapp 3400 englische Pfund. Für damalige Verhältnisse eine gigantische Summe.

»Rupert, du bist Klasse«, sagte ich und schlug ihm auf die Schulter. »Sag ich doch die ganze Zeit«, grinte er zurück.

In den nächsten beiden Tagen arbeiteten wir wie die Pferde. Nahezu jeder Plattenladen wurde von uns besucht. Wir kauften »Love me do« immer gleich im Zehnerpack und erzählten den Leuten, wir kaufen für unsere Freunde mit. Nach einer Weile aber juckte uns das nicht mehr. Rupert ging dazu über, in jedem Geschäft nach den Beatles zu fragen, und dann kaufte er den gesamten Bestand. Die Leute in den Läden dachten sicher, wir sind von der Plattenmafia oder einfach nur verrückt.

Irgendwann hörten wir auf zu zählen. Es müssen gut und gerne 5000 Platten gewesen sein. Ein paar hat Rupert seinen »Kumpels« geschenkt für den Tip damals beim Pferderennen. Das Komische dabei war, ich hatte nicht mal ein schlechtes Gewissen und habe es auch heute noch nicht. Wir würden sicher wieder so handeln.

Immerhin hatten wir das Geld legal erworben – na ja – fast legal, ist auch egal. »Love me do« machte einen erstaunlichen Hopser in der Hitparade vom November 1962. Wir hatten es geschafft. Trotzdem mußten wir nochmals nach Hamburg. Zwar nur vierzehn Tage, aber diesmal wollte ich keinen Streß. Wir verbrachten fast 24 Stunden täglich an der Seite unsere Schützlinge. Es war ein harter Job. Aber es gab nicht viel zu beanstanden. Hamburg hatte für die Jungs viel von seiner Attraktivität eingebüßt. Sie wußten, zu Hause würde ab jetzt ihre Musik laufen.

Am 16. November waren alle wieder in London. »Love me do« war zwar in den Hitparaden, aber mehr so im Mittelfeld. Erst in der letzten Dezemberwoche machte die Platte noch einmal einen Satz nach vorne. Platz 17 war nicht schlecht für den ersten Versuch. Kurz vor Weihnachten kam Jules, der Betreuer von Brian Epstein, aufgeregt zu uns und erzählte uns freudestrahlend, daß sein Schützling Brian einen Haufen Geld investiert hatte, um fast zehntausend Exemplare von »Love me do« zu kaufen.

»Welch eine grandiose Idee«, zischte Rupert. Jules übersah Rupert galant. Ich beglückwünschte ihn zu dieser Leistung und dankte ihm für die Mithilfe. Jules lächelte verlegen, dann sagte er: »Raimond, es macht Spaß mit dir zu arbeiten.« Dabei errötete er leicht. »Vielen Dank, Jules, gleichfalls, und schöne Weihnachten.«

»Fröhliche Weihnachten«, flötete Jules, dann griff er in einen kleinen Beutel und streute Silberlammetta über uns. Ein Brauch zur Weihnachtszeit bei uns Lichtwesen. Als er wegschwebte rief ihm Rupert nach: »Paß auf, daß du nicht auf dein Handtäschchen trittst! «

Jules tat so, als ob er es nicht hörte.

1963

Please, please me

Es war der härteste Winter seit langem. Schnee so weit das Auge reichte. Rupert meckerte dauernd über das Wetter, aber ich fand Schnee schon immer faszinierend. England war zu Beginn dieses Jahres bis zur Halskrause einschneit. Schnee hat für mich etwas Unberührtes, Stilles, beinahe schon etwas Schützendes. Ich hatte Anisette an Weihnachten wiedergesehen, es waren wunderschöne Tage gewesen, leider wie immer viel zu kurz. Ich schenkte ihr die neue Platte der Beatles, was Besseres war mir leider nicht eingefallen. Ich erzählte ihr von der zweiten Single der vier Musiker und versprach ihr ein Exemplar, sobald wir es hatten. Ich berichtete ihr die Sache mit der Pferdewette. Ich hoffte, sie würde es mir nicht krumm nehmen, aber ich mußte mich irgend jemandem mitteilen. Sie blickte mich nur eine Weile von der Seite an, dann lächelte sie nur kurz und schüttelte den Kopf.»Eine ungewöhnliche Methode, findest du nicht?« »Ja«, druckste ich herum, »aber ganz schön wirkungsvoll, oder?« Als Rupert und ich uns auf den Weg machten winkte sie uns nach und rief: »Keine Pferdewetten mehr, versprochen?« »Versprochen«, lachte ich. Rupert schaute mich schräg an, dann brummte er: »Du Verräter!« Wir kamen zurück ins eiskalte Liverpool. Eine Tour durch Schottland stand auf dem Programm. Nicht viel Arbeit für uns, aber umso mehr für die Beatles. In ihrem kleinen Lieferwagen froren sich fünf Leute den Hintern ab, während sie sich durch Schneewehen zum nächsten Auftrittsort durchkämpften. Es hat manchmal auch Vorteile, wenn man tot ist, man friert zum Beispiel nicht mehr so.

Trotz der recht schwierigen Tourbedingungen, schienen die vier Beatles und ihr Roadmanager Neil Aspinall guter Dinge. Was war das schon gegen die Bedingungen in Hamburg. Was immer ihnen hier abverlangt wurde, es war nicht einmal ein Bruchteil dessen, was sie in Hamurg durchgemacht hatten. Am 24. Januar spielten die Beatles in Brian Epsteins Plattengeschäft. Sie feierten den Eintritt ihrer neuen Single »Please, please me« in die englischen Hitparaden. Von 0 auf 33! Welch ein Timing! Gerade verschwand »Love me do«, da kam der neue Hit. Diesmal brauchten wir nicht auf irgendwelche

Rennpferde zu setzten, obwohl Rupert mich öfters dazu gedrängt hatte. Der Hit wurde selbst zum Rennpferd. Anfang Februar stieg er bis auf Platz Nummer 2. Gigantisch! Wir hatten es geschafft.

Am 11. Februar ging's wieder ins Studio. Der plötzliche Erfolg von »Please, please me« hatte die Plattenbosse ermutigt, eine Langspielplatte mit den Beatles zu machen. Auf diese Idee hätte ich eigentlich selbst kommen können, aber auf einmal schienen die Dinge sich von selbst zu entwickeln. Rupert und ich saßen einfach da, und alles was wir tun mußten, war Däumchendrehen.

Uns war's recht. Das Problem an diesem Tag war John. Der war so erkältet wie schon lange nicht mehr. Bei jedem neuen Song dachten wir, jetzt fällt er um. Man konnte ihm ansehen, daß es ihm dreckig ging. Die erste Session ging von 10 Uhr vormittags bis 1 Uhr. In der Pause trank John heiße Milch und lutschte jede Menge Mentholbonbons. Nach der Pause sah es recht gut aus, aber dann gegen 6 Uhr abends ging nichts mehr. Er konnte nicht mal sprechen.

Rupert schaute mich fragend an. Was sollte ich machen, bin ich Arzt? »Wir könnten den Doc fragen«, meinte Rupert plötzlich. »Ohne Anmeldung?« fragte ich. »Weißt du, wie lange man da auf einen Termin wartet?« »Ja, schon«, erwiderte Rupert, »aber ich kenn seine Sekretärin.« »Wie gut kennst du sie?« wollte ich wissen. Er verzog sein Gesicht zu einem breiten Grinsen: »Sehr gut, würd ich sagen.« »Dann frag ich mich, auf was du noch wartest?«

Doc war der große Meister. Es gab nichts, was er nicht in den Griff kriegte. Deshalb war auch der Andrang zu seiner Sprechstunde immer gewaltig. Die Lichtwesen der unteren Chargen hatten nie eine Chance, ihn zu Gesicht zu bekommen, und selbst auf Ebene 9, auf der ich mich befand, mußte man gute Beziehungen haben, wenn man seine Hilfe benötigte. Es dauerte aber gerade mal knapp eine Stunde, dann war Rupert wieder da. Stolz präsentierte er ein weißes Päckchen.

»Ich hab's!« tönte er, »ging ruck zuck, kostet uns aber mindestens ein Autogramm von den Jungs plus eine Platte.« »Wenn's weiter nichts ist. Wie machst du so was?«

Er legte wieder seinen Finger ans Auge und zog es nach unten. »Kontakte, Mann, Kontakte.«

Ich betrachtete die kleinen, schwarzen Pastillen. Wir hatten das Heilmittel, aber wie sollten wir es unserem Patienten verabreichen? Es war kurz vor sieben. Die Zeit war knapp. Ich dachte einen Augenblick daran, in die Hülle eines Angestellten zu schlüpfen, um John die Tabletten zu geben. Das schien mir aber zu kompliziert, da sich außer den Beatles nicht sehr viele Leute im Studio 2 aufhielten. Da sah ich die Dose. »ZUBES« stand drauf. Bei Husten und Heiserkeit. In Windeseile tauschte ich die Tabletten um, gerade noch rechtzeitig, bevor die Beatles vom Essen zurückkamen. Es lag jetzt alleine an John. Er kam ins Studio, griff sich die Dose – und steckte sie in die Tasche.

Die Jungs nahmen ihre Gitarren, stimmten sie kurz, und spielten dann das Lied »Hold me tight«, eine neue Komposition von John und Paul. Nach 30 Sekunden brachen sie wieder ab. Johns Stimme war restlos im Eimer. Er bräuchte nur in die Tasche zu greifen! Warum tat er das nicht? Sinnlos! Er hustete wie blöde. Die anderen legten ihre Gitarren wieder weg. Das Ding war gelaufen. Ich blickte zu Rupert. Der zuckte mit den Schultern. George rettete die Situation. Er sagte plötzlich mit seiner näselnden Stimme: »Ey, John, nimm deine ZUBES!« »Du hast recht«, sagte John, »ich nehme jetzt die ganzen Scheißdinger auf einmal.«

Um 9.45 an diesem Abend hatten sie den letzten Song im Kasten. Die Pillen von Doc hatten gewirkt. John verausgabte sich bei der letzten Nummer restlos. Wir dachten zeitweise, jetzt hopsen ihm die Stimmbänder gleich raus. Aber er hielt die zwei Takes von »Twist and Shout« durch. Ganz am Ende hört man ihn noch heute auf der Platte erschöpft husten. Die erste LP der Beatles war fertig. Rupert hatte mitgestoppt. Es waren genau 585 Minuten, die die Beatles dazu gebraucht hatten. Sie waren ihr Geld wert und mehr als das.

Am nächsten Tag ging die Tour weiter durchs verschneite England. Keine Pause. Armer John. Der Einfachheit halber fuhren Rupert und ich immer im Tourbus der Beatles mit, natürlich unsichtbar. So waren wir gegen etwaige böse Überraschungen gewappnet. Es passierte aber nichts. Paul und John verbrachten jede freie Minute damit, auf ihren Gitarren zu klimpern. Meistens im hinteren Teil des Busses. Irgendwann gegen Ende Februar, ich glaube, es war auf dem Weg nach Shrewsbury, spielten Paul und John ihre neuste Komposition. »From me to you« hatten sie das Lied getauft. Es war erstaunlich, wie

schnell ihnen die Ideen kamen. Mir war das bis jetzt gar nicht so aufgefallen. Als der Bus stoppte, war der Hit fertig!

»Da da da da da damm damm damm. Is there anything that you want ... « »Sind die Jungs genial, oder was?« fragte ich Rupert beim Aussteigen. »Ist doch klar, daß die genial sind«, meinte er trocken, »ich betreue sie ja auch.« Wenn es Rupert auch an einigem mangelte, an Selbstvertrauen ganz sicher nicht.

Fünf Tage später nahmen die Beatles ihr neues Lied auf Platte auf. Sie trugen jetzt sogar Krawatten im Studio und Jacketts und vor allem blütenweiße Hemden. Poseidon wäre stolz auf uns gewesen, aber ich hatte seit dem Vorfall in Hamburg nichts mehr von ihm gehört. Es war denkbar, daß er stocksauer auf uns war.

Eine kleine Sache war Rupert aufgefallen. Er stand bei den Konzerten der vier Liverpooler meistens im Publikum. Hie und da war es vorgekommen, daß Mädchen laut geschrien hatten während des ganzen Auftritts. Vereinzelt hatte er sogar ein paar weinen sehen. Wir haben dem aber damals keine Bedeutung beigemessen.

Es gab fast keinen freien Tag für die Beatles in den ersten Monaten des Jahres 1963 und folglich auch keinen für uns. Jeden Tag das Gleiche. Morgens raus, in den Bus, stundenlang durch die Gegend geschüttelt, kurz Essen, dann wieder in den Bus, abends Auftritt, ab ins Hotel, ein paar Stunden Schlaf, dann dasselbe von vorne. Ab und zu ein wenig Abwechslung, wenn John, George, Paul und Ringo bei Radiostationen ihre Stücke spielten oder lustige Interviews gaben. Wir waren alle mehr als urlaubsreif.

Jules besuchte uns ab und zu. Sein Schützling Brian war auch total überarbeitet, berichtete er. Aus diesem Grund hatte er den Beatles zwei Wochen Ferien plus Flugtickets nach Teneriffa organisiert. Keine schlechte Idee. Brian wollte nach Barcelona fliegen. Stierkämpfe besuchen.

»Prima«, polterte Rupert, »vielleicht macht er den Torero, hä? Paß auf, daß er keinen auf die Hörner nimmt. Ha Ha.« Ich wollte gerade einschreiten, als mir Jules zuvorkam. »Keine Sorge, Rupert, es wird ihm nichts passieren. John wird bei ihm sein!« Rupert blieb die Spucke weg. Er stand da wie ein Reiterdenkmal. Jules verabschiedete sich mit einem Siegerlächeln und schwebte dahin.

Es dauerte eine Ewigkeit bis Rupert seine Fassung wiedergefunden hatte. »Wenn er John anrührt, dann hau ich ihm ein paar in die Fresse.« »Das wirst du schön bleiben lassen, wir gehen nach Teneriffa. Jules wird dafür sorgen, daß John gut betreut ist.«

»Ja?« schnaubte Rupert, »fragt sich bloß, als was John zurückkommt. Als Wärmflasche vielleicht!« »Rede keinen Unsinn, Rupert! Pack deine Badehose ein. Ich war schon eine Ewigkeit nicht am Meer.« Ich konnte mich auf Jules verlassen und zudem – John war alt genug, um zu wissen, was er tat. Das einzige, was mich ein wenig beunruhigte, war die Tatsache, daß John mit einem Mann auf Urlaub fuhr, während seine Frau noch im Hospital lag, nach der Geburt ihres gemeinsamen Kindes.

Nach einem harten Winter ließen wir uns von der Sonne Spaniens verwöhnen. Zwei Wochen nur faulenzten. Für die drei Beatles eine längst überfällige Erholung. Rupert drängte mich des öfteren, uns Gestalt zu verleihen, wegen der gesunden Gesichtsfarbe, meinte er. Ich glaube, es war wohl mehr wegen des guten englischen Biers, das man auch 4000 km von der Heimat entfernt genießen konnte. Ich gab nach – was sollte schon passieren? Wir badeten, und ich probierte das, was den Kindern am Strand besonderes Vergnügen zu bereiten schien. Ich kaufte mir ein Eis. Vanille – nicht schlecht. Zu meiner Zeit gab es solche himmlischen Genüsse noch nicht.

Eines Nachmittags gab es plötzlich große Unruhe am Strand. Einige Badegäste winkten aufgeregt und deuteten aufs Wasser. Rupert und ich saßen in einem kleinen Cafe nicht weit davon entfernt. Er stellte seine Bierflasche ab und deutete auf's Wasser. »Wahrscheinlich ist da einer in Seenot«, meinte er. Er sah wirklich so gebräunt aus wie ein Spanier.

»Vielleicht sollten wir helfen!« antwortete ich. »Vergiß nicht, Raimond, wir sind hier auf Urlaub. Keine unnötige Aufregung. Schadet nur den Nerven.«

Die Gruppe der Leute am Strand war größer geworden und als wir intensiver auf's Wasser schauten, sahen wir einen verzweifelten Schwimmer ziemlich weit draußen mit den Armen rudern. Wir standen auf, und als wir näher kamen, hörten wir ein paar Engländer sagen: »Es ist einer von den jungen Männern aus Liverpool.«

Uns traf fast der Schlag. Die Leute riefen durcheinander, man bräuchte ein Boot oder was ähnliches. Ich überlegte fieberhaft, was ich tun konnte, als Rupert rief: »Wir müssen ihn retten, Raimond!« Ich schaute ihn hilflos an: »Wie? Um Himmels Willen. Ich kann nicht mal schwimmen.« Rupert schaute grimmig: »Hätt' ich einem Franzosen auch nicht zugetraut.« Dann sprang er, so wie er war, ins Wasser.

Mir kam es vor wie eine Ewigkeit, und ich lief aufgeregt am Strand hin und her. Wer war da draußen? Wir hatten uns immer in der Nähe unserer Jungs aufgehalten, aber irgendwie hatten wir für einen Moment nicht aufgepaßt. Ich hätte mir in den Hintern beißen können. Lehrsatz Nummer 1 der Seelenführung: »Gib der Gegenseite keine Chance, vernachlässige gerade in ruhigen Momenten deine Aufsichtspflicht nicht.« Ich wollte mir nicht ausmalen, was geschehen würde, sollte einer von meinen Jungs ertrinken. Es muß wohl gute zehn Minuten gedauert haben, als ein schnaubender Rupert einen völlig entkräfteten Paul McCartney an den Strand schleppte. Die Leute applaudierten und klopfen Rupert auf die Schulter. »Toll! Er lebt. Der Spanier hat ihm das Leben gerettet!«

Als ich jedoch in das Gesicht von Paul sah, merkte ich, daß wir haarscharf an einer Katastrophe vorbeigeschrammt waren. Paul war zu verwirrt und so fertig, daß er sich nicht mal richtig bedanken konnte.

»Mann, war das Wasser kalt, brrrrr«, jaulte Rupert. Er zitterte ein wenig und auch ihm konnte man die Erschöpfung ansehen. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: »Rupert, das war mächtig gut!« Man konnte sehen, wie ihn das freute. Trotzdem blickte er verlegen zur Seite. Wir haben später erfahren, daß die Strömung vor der Küste schon einigen Schwimmern zum Verhängnis wurde. Wir nennen das im Fachjargon eine »dunkle Zone«. »Puhh«, stönte Rupert und trocknete sich die nassen Haare mit seinem Hemd. »Sie haben es mir ziemlich schwer gemacht da draußen. Hätt' ich beinahe nicht mehr gepackt. Er war schon abgetaucht. Anscheinend hat man mehr Interesse an unseren Jungs, als wir bisher annahmen.«

»Woher kannst du so gut schwimmen?« fragte ich ihn. »Hab ich 1912 gelernt, als dieses Schiff gesunken ist.« »Du meinst die Titanic?«

»Ja«, nickte er, »damals konnten die meisten von unserer Ebene nicht schwimmen. Das hat vielen das Leben gekostet bei dieser Katastrophe. Danach haben sie dann diese Kurse angeboten. Auf freiwilliger Basis. Ich habe nur mitgemacht, weil wir zu diesem Kurs in einen Körper durften. Schwimmen konnte ich zwar schon ein bißchen, das mußte ich aber niemandem auf die Nase binden.«

Ich stieß ihm mit dem Ellenbogen leicht in die Rippen: »Manchmal bist du schwer gewitzt, Rupert. Traut man dir gar nicht zu«, lachte ich. Rupert schnaufte: »Wenn das wieder so eine Art französische Beleidigung war, dann hab ich sie überhört.« »Preß die Hände zusammen, du Walfisch, ich zieh uns aus der Hülle.« »Ist auch besser so«, grinste Rupert zurück. »Nichtschwimmer wie du ertrinken nämlich ziemlich schnell.«

Der Vorfall war schnell vergessen, aber wenn ich heute daran denke, dann krieg ich diesselbe Gänsehaut wie Rupert sie hatte, als er damals naß wie Neptun aus den Fluten stieg. Pannen dieser Art durften einfach nicht passieren.

Als wir zurückkamen, begannen sich die Dinge noch rasanter zu entwickeln als bisher. Manchmal habe ich noch heute den Eindruck, diese Attacke auf Paul war der letzte böse Versuch der dunklen Seite, etwas zu stoppen, das so mächtig in Fahrt gekommen war. Nach Teneriffa öffneten sich alle Schleusen. War das Tempo der Ereignisse bisher schnell, so wurde es jetzt atemberaubend.

Kaum zurück, erfuhren die Beatles, daß sie endlich ihre langersehnte Nummer 1 hatten. »From me to you« hatte es geschafft. Fast gleichzeitig ging die LP »Please Please me« auf Nummer 1 der LP-Hitparade, und sie blieb dort stramme 30 Wochen. Die Auftritte der Vier gerieten immer mehr zu einem gigantischen Spektakel mit oft mehr als 3000 begeisterten Zuschauern. Die meisten von ihnen Teenager waren gerade mal knapp 12 Jahre alt. Tagsüber nahmen die Beatles jeden Termin wahr, um Promotion für ihre Platte zu machen, sei es im Radio oder bei TV Shows. Es lief fast immer gleich, Hotel – Bühne – Hotel – Auftritt – TV – Hotel – Auftritt – Hotel – usw. Ein Leben in Hektik – die Beatles aber schien dies alles zu amüsieren.

Am 18. Juni wurde Paul 21. Es war ein Riesenfest bei seiner Tante Jinny. Alles was im Popzirkus tätig war, traf sich auf dieser Fete. Es ging sehr lustig zu, und es wurde viel getrunken. Mir blieb der Abend

deshalb so fest in Erinnerung, weil mich ein volltrunkener John Lennon mit einer Schaufel beinahe umgebracht hätte. Hinter vorgehaltener Hand hatte man schon getuschelt. Hatte John oder hatte er nicht? Homosexualität war in England für die meisten eine Sache, die wohl irgendwo existierte, was es aber genau bedeutete, wußten die meisten nicht. Alle Kontakte, die sich in diesem Bereich abspielten mußten heimlich erfolgen. Nach außen hin der biedere Ehemann, nachts dann irgendwo auf öffentlichen Toiletten mit dem Männerfreund oder dem Callboy. Mehr als einmal hatte man Brian Epstein zusammengeschlagen nach solchen Treffen aufgelesen, verletzt und beraubt. Zu Hause dann mußte er einen Verkehrsunfall als Entschuldigung für sein ramponiertes Aussehen angeben. Was ja nicht so ganz gelogen war.

Und nun war dieser Brian mit John alleine zwölf Tage auf Urlaub in Spanien gewesen. Die Gerüchteküche brodelte. Auch Rupert drängte darauf, Klarheit in dieser Sache zu schaffen. Ich muß zugeben, es hätte mich auch interessiert, aber ich glaubte damals, ich hätte nicht das Recht, mich in solche Privatdinge einzumischen.

Rupert und ich hatten nach dem Vorfall in Teneriffa beschlossen, immer möglichst nahe bei den Jungs zu bleiben. Ich hatte so eine Ahnung und beobachtete mit großer Sorge, wie John sich immer mehr Alkohol reinkippte, da er vermutlich wußte, was die Leute hinter seinem Rücken tuschelten. Er wurde plötzlich laut und begann, Gäste anzupöbeln. Vorsorglich beamte ich Rupert und mich auf die Szene. Bei so vielen Menschen fiel unsere Anwesenheit nicht auf. Wir spähten nach allen Seiten, und sahen wohl Gespenster, wo keine waren. John hatte sich beruhigt und unterhielt sich mit einem jungen Mann, der die Beatles im Cavern immer angesagt hatte. Er klopfte John auf die Schulter und fragte ihn lachend: »Hey John, wie waren die Flitterwochen?«

Dann ging alles blitzschnell. John verpaßte ihm einen Schlag ins Gesicht. Er machte drei, vier Luftschläge, verlor die Balance und stolperte nach vorne. Dann schnappte John sich eine Kohleschaufel, die zufällig im Garten stand. Der junge Mann lag immer noch benommen am Boden. John holte aus und drosch wie ein Wahnsinniger auf den Jungen ein. Das Letzte, an das ich mich erinnern kann, war, daß ich mich auf den jungen Mann am Boden geworfen habe. Eine Sekunde später traf mich Johns Schaufel am

Kopf. Blitze zuckten, und ich verlor die Besinnung. Es war stockfinster, als ich ganz entfernt mit viel Echo eine Stimme hörte: »Hey, Raimond lebst du noch? Komm zu dir! Wach auf!«

Ich fühlte ein feuchtes Tuch auf meiner Stirn, und mein Schädel dröhnte wie eine Glocke im Petersdom. Verschwommen nahm ich ein paar Umrisse wahr. Ich lag noch am Boden und viele Gesichter starrten mich an. Direkt über mich beugte sich Rupert. Er mußte meinen entgeisterten Blick gesehen haben, denn er sagte: »Ey, guck nicht so, ich bin's, dein Freund.«

»Was ist passiert?« stotterte ich.

Rupert verzog das Gesicht zu seinem nämlichen Grinsen: »Na ja, du hast eine auf die Nuß gekriegt. Kommt in den besten Familien vor.« ich drehte mich zur Seite und sah, daß ein paar Leute sich um den jungen Mann bemühten, der mit blutender Nase an der Kellertreppe saß.

»Was ist mit ihm?« fragte ich. »Der ist leicht angeschlagen, er wird's überleben.« »Und John?« fragte ich besorgt. »Hat sich wieder erholt. Die Schaufel hab ich über den Gartenzaun geworfen.«

»Sehr gut, Rupert«, mein Kopf dröhnte immer noch. Irgendwie schon komisch – eigentlich waren wir hier, um John vor anderen zu schützen, nie wäre mir der Gedanke gekommen, daß wir die Leute vor John beschützen mußten. Ich richtete mich langsam auf. Jemand reichte mir ein Glas Wasser.

Ich bedankte mich und zog Rupert am Arm. »Laß uns hier verschwinden, bevor jemand dumme Fragen stellt!«

Kein Mensch bemerkte unser Verschwinden. Zu sehr waren sie geschockt von dem dramatischen Zwischenfall. Gestützt von Rupert kamen wir auf der anderen Seite an. Dort wartete Anisette. Bevor ich erklären konnte, was passiert war, hatte sie mich in die Arme genommen und mein Kopf ruhte auf ihrer Schulter. Es war ein Gefühl wie Watte. Ich wäre gerne noch eine Weile so geblieben, als Rupert mir dazwischenfunkte.

»Tröste ihn nicht zu sehr, sonst muß ich ihm jeden Morgen so ein Ding mit der Schaufel verpassen.« Anisette lachte laut, es war ein wunderschönes, helles Lachen. Aber mit der Romantik war es auf einen Schlag vorbei.

Ein paar Tage lang hatte die Beule auf meinem Kopf ungefähr die Größe des Matterhorns, aber mit der Hilfe von Doc und einigen Eiswürfeln, konnte ich mich eine Woche später wieder um meinen Job kümmern. Johns Schlägerei hatte beinahe noch ein gerichtliches Nachspiel. Der junge Mann, den er mit der Kohlschaufel bearbeitet hatte, war nicht ganz so glimpflich davongekommen. Seine Nase war deformiert, und er hatte zwei Rippen gebrochen.

Brian Epstein schaffte dieses Problem mit ein paar hundert Pfund aus der Weir. John schickte ein Telegramm an sein Opfer:

... lieber Bob, tut mir wirklich leid, was da passiert ist. +++ Herzlichst John. +++

Ein wenig knapp, wie mir schien, aber John konnte sich sowieso an nichts mehr erinnern. Am 26. Juni 1963 spielte die Gruppe in Newcastle. Das Geburtstagsfiasko war längst vergessen. Nach dem Auftritt gingen die Jungs noch gewöhnlich einen heben – an diesem Abend nicht. John und Paul teilten sich ein Hotelzimmer. Sie schnappten ihre Gitarren und verschwanden. Ich weiß nicht, ob es damals eine Ahnung war oder reine Neugier, aber ich folgte ihnen. Paul klimperte auf seiner Akustikgitarre und hatte plötzlich eine Idee.

»Wie wär's, John, wenn wir so 'ne Art Frage und Antwort Lied schreiben?« »Du meinst, so etwa: Wie geht es dir – danke gut?« »Nein, eigentlich so mehr in die Richtung: Liebst du mich? Antwort oh ja.« John drosch auf seine Gitarre ein und sang

»Paul liebt mich – oh ja.«

»Du Depp! Laß uns das Ja länger machen, so wie ein Schrei jaaajajaa.« »Was für eine blöde Idee«, schnappte John und grinste. »yeah!« »Das isses«, rief Paul, »wir wetzen auf die Bühne und schreien laut – Yeah!« »OK, in welchem Dur?« fragte John. »Egal, nimm irgendwas!« antwortete Paul. »G vielleicht?« »Wieso nicht?« »Laß es uns nicht schon wieder in der Ich-Form schreiben. Love me do und From me to you sind das schon«, meinte John. »Mir auch recht, wir schreiben's in der Du-Form.« »Er liebt dich? Klingt irgend wie verfänglich.« »Sie liebt dich und dann die Antwort: Aber ja!« »Jo, das isses. Sie liebt dich – yeah!« »Wir könnten das mit Echo machen. Yeah – Yeah.« »Du meinst, so wie in den Alpen?« »Ja, genau, die Liverpooljodler«, lachte John. »Wie fangen wir an, mit

einem Vers?« »Käme nicht schlecht. Ja, laß uns mit dem Vers beginnen!« »G auf E-moll und dann H-moll. Im Refrain dann Ein nach A vielleicht«

Da saßen die beiden Jungs aus Liverpool auf einem Hotelbett irgendwo in der Pampas und bastelten an ihrem neusten Hit. Ich war hin und weg, mit welcher Geschwindigkeit die Ideen kamen. John und Paul ergänzten sich hervorragend. Eine knappe Stunde später hatten sie die Rohform für »She loves you« – fertig. »Nacht, John«, sagte Paul. »OK, Paul. Packen wir ein. Gut Nacht!«

Ein paar Augenblicke später schnarchten sie. Wenn ich heute an diesen Augenblick zurückdenke, packt mich immer noch die Wehmut. Da lagen sie, wie zwei Unschuldslämmer und hatten gerade begonnen, die ganze Welt zu verändern. Mit drei ganz simplen Worten: »Sie liebt dich« und natürlich noch dem Liverpooljodler: Yeah, Yeah, Yeah!

Fünf Tage später stellten sie sich im Halbkreis um George Martin im Studio zwei in der Abbey Road. Ich war gespannt, wie er das neue Lied der Beatles finden würde. Er saß auf einem Barhocker leicht nach vorne geneigt und lauschte gespannt. Als der letzte Akkord verklungen war, richtete er sich auf und sagte: »Geht sehr ins Ohr, schön.«

Rupert und ich waren mächtig enttäuscht. Wir hatten gehofft, er würde mindestens vom Hocker fallen oder so was ähnliches, aber Rupert erklärte mir später, daß ein Engländer zwar Emotionen hat, aber zu stolz ist, sie zu zeigen.

George ließ sich den Refrain nochmal vorspielen.«She loves you, yeah, yeah, yeah.« Das letzte »Yeah« schien ihm Kopfzerbrechen zu bereiten. Für ihn klangen die Harmonien altmodisch, aber die Jungs ließen nicht locker, sie wollten es genau so lassen, wie es war.

»Von mir aus«, meinte Martin, »dann laßt es so, aber nehmt wenigstens den Refrain gleich nach vorne, das gibt mehr Pepp.«

»OK, George«, sagte John.

»OK, George«, sagte Paul.

»OK, George«, sagte George.

»OK, Ringo«, sagte Ringo.

Die Aufnahmen begannen um 5 Uhr am Nachmittag und dauerten wohl so bis gegen 10 Uhr am Abend. Dann war das letzte »Yeah« gejodelt, und wir alle wußten, dieses Lied war ein Hammer. Die Beatles gingen nach den Aufnahmen noch in einen Striptease club in Soho. Ich zog es vor, meine Augen davor zu verschließen, sollten sie doch machen was sie wollten. Nur Rupert nervte ein wenig – er meinte wir sollten auch hingehen, vielleicht wurden wir ja noch gebraucht. Ich gab ihm den bösen Blick. Rupert maulte irgendwas von Unterdrückung, dann nahm er sich zwei Trommel stöcke und drosch auf Ringos Schlagzeug. Aus purer Wut.

13.Oktober 1963

»Rupert, wie siehst du denn aus?« fragte ich entsetzt. Wir hatten am frühen Morgen schon getroffen, da wir eine neue Strategie entwickelt hatten, um unseren Jungs unter die Arme zu greifen. Rupert war ausnahmsweise pünktlich, und er hatte seine Haare nach vorne gekämmt, so wie die Beatles sie hatten.

»Das wird jetzt Mode, Raimond, du hast aber auch keine Ahnung«, sagte er enttäuscht. »Ich hab mir halb gedacht, daß ein Franzose das nicht gut findet.«

»Das ist es nicht«, entgegnete ich, »Wir Franzosen kopieren niemanden, das ist der Unterschied. Wir sind Individualisten.« »Mach dir nichts draus Raimond«, knurrte Rupert zurück, »mein Großvater war das auch.« »War was?« fragte ich. »Na, Invalide, was sonst.«

Ich schaute ihn scharf an, manchmal war es wirklich schwierig festzustellen, ob er es ernst meinte oder nicht. »Mach was du willst, für mich siehst du aus wie ein Mopp.« »Du kannst mich mal«, konterte er, »yeah, yeah yeah.« Dabei schüttelte er seinen Kopf wie ein Gestörter, daß die Haare nur so flogen. Es war wohl besser, nichts mehr dazu zu sagen. Wir hatten einen anstrengenden Tag vor uns.

»Hast du die Schallplatten?« fragte ich ihn. »Aber Hallo, und wie, fünfhundertdreundneunzig.« »Da fehlen sieben!« »Schlaues Kerlchen, Raimond. Aber es ist dir vermutlich nicht entgangen, daß wir ab und zu Vergünstigungen genießen.« »Versteh ich nicht, wer da deutlicher Rupert.«

»OK, das Ganze noch mal für Blöde. Wenn unsere Jungs abends noch in irgendeinen von diesen üblen Clubs gehen, wo sich diese Frauen ausziehen.« »Du meinst Stripteasetänzerinnen?« »Ja irgend sowas französisches eben, dann wäre es doch schön, wenn niemand aus unserer Ebene davon erfahren würde, nicht??« »Stimmt«, sagte ich. »Siehst du«, antwortete Rupert mit bekanntem Grinsen, »das ist allemal ein paar Platten wert, oder??« »Rupert du bist ein ganz ausgekochter Hund«, stimmte ich ihm anerkennend zu.

»Danke Boss, immer zu Diensten.«

London war zu Beginn der 60er ziemlich trist. Darüber täuschen auch die wunderbaren Parks nicht hinweg, die es in London an jeder

Ecke gab. Für eine Großstadt schien das Leben vor allem für junge Menschen recht eintönig. Es sei denn, man hatte vielleicht Geld, dann hatte man wenigstens genügend Abwechslung. Ausgehen konnte man nach Herzenslust vor allem in den Einkaufsprachtstraßen von London – Regent Street – Oxford Street oder in der feinen Bond Street. In diesem Viertel begann unsere Arbeit. Rupert und ich wollten 600 Schallplatten unter die Leute bringen mit der Bitte, an diesem Abend noch in die Argyll Street zu kommen, um die fantastischen Beatles zu sehen. Wenn es uns gelänge, vielleicht ein oder auch zweihundert junge Leute durch ein solches Geschenk dazu zu bringen, vor dem Palladium zu erscheinen, dann könnte unser Plan aufgehen.

Das Problem war – es war Sonntag, und rund um den Oxford Circus trafen wir meistens nur Touristen oder steinalte Leute so ab dreißig aufwärts. Wir liefen uns fast die Füße platt. Karten für die Veranstaltung gab es schon lange nicht mehr. Ich fragte Rupert, ob er sich denn wegen der Beatles vor ein Gebäude stellen würde, nur um zu sehen, wie sie reingingen und nach zwei Stunden wieder rauskämen. Er zeigte mir daraufhin einen Vogel.

Vielleicht war der Plan alles in allem doch nicht so genial, wie ich dachte. Wenn ich mir aber mal was in den Kopf gesetzt hatte, dann volle Kanne, kostete es was es wolle. Oxford Street runter – Tottenham Court Road wieder rauf – Euston Road links bis U-Bahn Station Great Portland Street. Dort nahmen wir einen Bus, einer von diesen Doppeldeckern. Rupert war immer aus dem Häuschen, wenn wir so ein Ding bestiegen. Er flitzte sofort in den zweiten Stock und nahm ganz vorne Platz. Ich mußte auch zugeben, daß so ein Doppeldeckerbus eine der guten Erfindungen der Briten war.

Rupert ging wie ein Fahrkartenschaffner von Sitz zu Sitz und verteilte unsere Platte. Gegen späten Mittag waren wir total erschlagen und hatten immer noch fast 200 Stück. Wenn es viel leicht auch nicht der beste aller Pläne war, so lernten wir doch ein wenig London kennen. Erschöpft ließen wir uns auf den Rasen im Green Park fallen. Mein Rücken tat mir weh und meine Füße schmerzten.

»Ich glaube, das wird nix heute abend«, sagte ich total erschlagen. »Würde mich nicht wundern, denn es ist sowieso der dreizehnte«, meinte Rupert trocken. »Auch das noch!« schnaufte ich.

Der Sommer war für die Beatles hervorragend gelaufen. Wie wir erwartet hatten, ging »She loves you« ab wie eine Rakete. Ende August war die Platte erschienen und bereits im September von 0 auf Platz drei gestiegen. Eine Woche später die neue Nummer 1 in England. Die Verkaufszahlen hatten bald die halbe Million überschritten, aber trotz dieses gigantischen Erfolgs hatte die englische Presse eigentlich noch nicht so recht Gefallen an den vier Jungs aus Liverpool gefunden. Genau das wollten wir ändern. Wenn es kein Beatlesfieber gab, dann mußten wir eben eines entfachen. Die Voraussetzungen hätten besser nicht sein können. Die meisten Jugendlichen, die die Beatles kannten, waren verrückt auf sie, so wie wir mittlerweile. Sie kämmten alle ihre Haare nach vorne, so wie Rupert, und trugen diese spitzen Schuhe, die einem die Zehen einklemmten wie in einem mittelalterlichen Schraubstock. Wieso um alles in der Welt merkten es die Erwachsenen nicht, daß hier was Tolles am Backen war? Wenn nur eine große Zeitung darüber berichten würde, dann könnte das ungeahnte Möglichkeiten öffnen.

Als es Abend wurde und wir zum London Palladium kamen, war mir klar, daß wir den ganzen Tag auch im Park hätten verbringen können. Es war kein Schwanz da. »Wie spät ist es, Rupert?« fragte ich. »Zwanzig nach acht.« »Das gibt's nicht, wieso ist hier keiner?« »Keine Ahnung, vielleicht sind alle schon drinnen.« »OK, dann laß uns nachschauen!« »Hast du Geld bei dir, Rupert?« »Nein!« »Gut, dann preß die Hände zusammen, wir genehmigen uns zwei Freikarten!«

Drinnen war die Hölle los. Ich hatte noch nie in meinem Leben Jugendliche so schreien hören. Sie schnappten fast über. Es war ungewöhnlich hell auf der Bühne, denn das Fernsehen war dabei. Fünfzehn Millionen Menschen würden gleich unsere Jungs sehen. Zum ersten Mal würden auch zwangsläufig all jene die Beatles sehen, die mit Rock 'n' Roll nichts am Hut hatten. Alles lief wie am Schnürchen, nur unser Plan schien zu scheitern. Wir hatten uns die Telefonnummern von Reportern der großen Zeitungen in London besorgt und alle angerufen, mit der Information, daß die Beatles im London Palladium auftreten. Wäre das nicht eine Fotoreportage wert? Fast alle sagten uns ab, sie hätten am Sonntag was Besseres zu tun. Wir hatten das erwartet. Wir konnten einige von ihnen aber trotzdem dazu überreden, wenigstens am Sonntag in der Nähe des Telefons zu

bleiben, sollte irgend etwas Dramatisches passieren. Und genau dafür wollten wir sorgen. Draußen vor dem Palladium. Wenn wir von Tumulten berichten würden, die die Fans veranstalteten, weil sie nicht ihre Beatles sehen konnten, wäre das vielleicht schon dramatisch genug. Aber es waren leider keine draußen. Da beschloß ich zu lügen, einfach so. Was konnte uns schon passieren? Zwei Typen, die eh niemand kannte.

»Rupert!« rief ich so laut ich konnte durch den ohrenbetäuben den Lärm, »ruf alle an die wir auf der Liste haben! Lüg ihnen das Blaue vom Himmel runter. Sag ihnen, draußen würden sich unbeschreibliche Szenen abspielen, so wie hier drinnen. Die reine Hysterie, klar?« »Wird mir ein Vergnügen sein, Boss.« »Und besorg einen Fotoapparat!« rief ich ihm noch nach, aber er war schon weg.

Auf der Bühne sagten die Beatles unter tosendem Geschrei ihre letzte Nummer an. John präsentierte seine Glöckner-Einlage mit ein paar spastischen Bewegungen und dann fetzten sie »Twist and Shout«, so wie sie es damals an diesem kalten Februartag im Studio gefetzt hatten, nur diesmal war John nicht heiser. Nicht nur mir lief es eiskalt den Rücken runter an diesem Abend.

Ich verließ das Palladium unmittelbar nach dem letzten Akkord der Beatles. Draußen wartete Rupert. »Was hast du erreicht?« fragte ich. »Fünf Reporter habe ich erwischt, drei wollten kommen.« »Na ja, besser als gar nichts. Wir brauchen jetzt unbedingt eine Kamera.« »Wofür?« fragte Rupert. »Erklär ich dir nachher. Beeil dich!«

Ich führte uns blitzschnell in körperliche Hüllen zurück und stellte mich vor den Haupteingang. Dort verteilte ich die restlichen »She loves you«-Platten. Die jungen Fans waren entzückt. Sie rissen mir die Exemplare förmlich aus den Händen. Ich bat sie, noch einen Moment dazubleiben, und ich versprach ihnen, die Beatles würden jeden Moment erscheinen. Wo blieb Rupert??

Im Gedränge war mir so, als ob ich plötzlich Anisette gesehen hätte, ich sah sie zwar nur von hinten, aber es waren diese unvergleichlichen blonden Locken. Ich rief so laut ich konnte, aber der Lärmpegel der Beatlefans war zu hoch, einen Augenblick später hatte ich sie aus den Augen verloren. Wieso war sie nicht zu uns gekommen? Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß es sich vielleicht nur um eine Verwechslung handelte. Dann hastete ich zurück

zu den Fans, die immer noch vor dem London Palladium auf ihre Idole warteten. Viele waren es jetzt nicht mehr, vor allem nachdem sich herumsprach, daß die vier Liverpooler bereits in ihrem Hotel waren. Wo zum Bäckerei war Rupert?

Ich schaute angestrengt in alle Richtungen, wie sollte ich ein Foto machen von begeisterten Fans, wenn keine mehr da waren?

Plötzlich kam Unruhe in die noch verbliebene Gruppe von Beatles-Anhängern, alles Kinder so um die 12, die meisten von ihnen Mädchen. Ein schwarzer Austin Princess bog um die Ecke und fuhr langsam auf den Haupteingang zu. Er hielt unmittelbar vor mir.

Die Tür öffnete sich, die Fans begannen zu schreien, und Rupert stieg grinsend aus dem Auto aus. In der Hand hielt er eine Kamera. Ich spurtete auf ihn zu, und riß ihm den Fotoapparat aus der Hand. »Wieso hat das so lange gedauert?« rief ich. »Typisch Rai mond«, keifte er zurück. »Ich organisiere mir den Buckel krumm, und alles, was du sagst ist, wieso dauert das so lang!« »Wir haben jetzt keine Zeit zu diskutieren. Was ist mit dem Auto?« »Was soll sein, es ist das gleiche Modell, in dem die Beatles chauffiert werden, ich dachte, das macht doch was her, oder?«

Ich trommelte die letzten Fans, die noch ausgeharrt hatten zusammen und machte ein paar schnelle Fotos. Es waren gerade mal 15 Fans übriggeblieben.

»Los Rupert, stell dich dazu, dann sieht es nach mehr aus!« befahl ich ihm. »Mit dem größten Vergnügen!«

Noch heute existiert in den Archiven der Zeitungen dieses Foto. Inmitten von jubelnden Kindern steht Rupert und grinst dämlich. Zwei Bobbys kamen zu uns und wollten nach dem Rechten schauen. Wir überredeten sie, sich für ein Bild vor die Fans zu stellen und so zu tun, als ob sie sie mit Gewalt zurückdrängen würden. Sie machten ihren Job gut. Dann stieg Rupert in den Austin, und wir ließen die Kids hinterherrennen. Sie hatten einen Mordsspaß. Das Auto bog um die Ecke und verschwand, die Fans machten sich johlend auf den Nachhauseweg. Gottseidank hatte ich wenigstens ein paar Bilder.

Da tippte mir jemand atemlos auf die Schulter. Rupert stand mit hochrotem Kopf neben mir und schnaufte wie ein Walroß: »Tut mir

leid, Boss, es ging nicht früher«, japste er, »ich konnte nirgends einen Fotoapparat auftreiben, es ist Sonntag weißt du.«

Ich war einen Augenblick wie versteinert. »Aber wer hat das Auto eben gefahren, du hast doch, äh die Kamera und die die die Fotos?« »Welche Fotos? Wovon sprichst du? Hast du Fieber, Rai mond?« Mir war auf einmal ganz heiß. Wer mischte da außer uns noch mit?

Leicht verwirrt setzte ich mich auf den Bordstein, es war mittler weile halb elf und immer noch war keiner von unseren Reportern da. Es war zum Hühnermelken. Gegen elf Uhr, wir hatten die Hoff nung schon aufgegeben, kamen dann doch noch drei Leute von der Zeitung. Klar, die Pubs machten um elf dicht, da hatten die Lange weile. Vom Daily Express und vom Daily Mirror seien sie und wo die Mädels wären, wollten sie wissen.

»Welche Mädels«, fragte ich erstaunt. »Na die, die uns verspro chen wurden. Stripteasetänzerinnen.« »Bitte was??« »Alter, probier hier nicht die große Verarsche, keine Mädels, keine Fotos. Kapito?«

Ich war von den Socken! Rupert unterbrach mich kurz. Er nahm die Jungs zur Seite, redete kurz mit ihnen, sie nickten gefällig mit dem Kopf, dann kamen sie zurück.

»OK, wo sind die Fotos?«

Ich gab ihnen die Kamera und sagte ihnen, sie könnten sie behalten. Der eine von den dreien schaute auf die Kamera, dann sah er mich skeptisch an: »Was ist das hier? Eine Tombola? Das ist eine Hasselblad, das Ding ist gut und gerne 2 Riesen wert!«

»Das mag sein«, antwortete ich, »betrachtet es als kleine Aufmerksamkeit des Hauses.« »OK, ihr müßt es wissen. Scheint euch 'ne Menge wert zu sein, dieser Bericht. Wenn die Mädels auch so gut sind, dann bringen wir euch auf die erste Seite!« Als die drei verschwunden waren, kratzte sich Rupert nervös am Kopf. »Du hast diesen Männern Stripteasetänzerinnen versprochen?? Spinnst du?« »Laß mich in Ruhe, wer hat denn gesagt, ich soll lügen wie gedruckt, hast du das nicht gesagt, hä?« schimpfte Rupert erbost.

Plötzlich kam mir ein fürchterlicher Verdacht. Ich wagte gar nicht, ihn zu Ende zu denken. »Woher sind die Frauen, Rupert??« Mit

seinem Blick hatte er sich bereits verraten, bevor er antworten konnte.

Ich mußte tief Luft holen: »Du machst Geschäfte mit der anderen Seite? Bist du denn von allen guten Geistern verlassen??« »Ich dachte, ich «, druckste er. »Sie schuldeten mir noch einen Gefallen, deshalb habe ich ich « ich brüllte ihn ärgerlich an: »Ich pfeife auf deine dämlichen Beziehungen. Sie bringen uns im wahrsten Sinne des Wortes in Teufels Küche. Du mußt verrückt sein, total plemm plemm, meschugge, irre!!« Ich spuckte vor Aufregung Rupert kniff nur die Lippen fest zusammen. Wir sprachen den ganzen Abend kein Wort mehr.

Die Berichte in den Zeitungen an den folgenden Tagen waren sensationell. Überschwänglich berichteten die Reporter von dem Chaos und der Hysterie rund um die Beatles und bezeichneten sie als »das Phänomen«. Die Bilder, die wir geschossen hatten, vermittelten tatsächlich den Eindruck, als hätten sich Tausende von jugendlichen Fans vor dem Palladium gedrängt. Alles war plötzlich im Yeah-yeah-yeah Fieber, die Presse nannte es »Beatlemania«. Was es der Presse besonders angetan hatte, waren die langen Haare. Ihnen ging es überhaupt nicht um die Beatles, sondern nur um die Sensation drum herum. Eine Entdeckung, die ich damals zum Beatles hätten von diesem Tag an auf der Bühne tatsächlich jodeln können, keinen hätte es gejuckt.

Wenn ich mich richtig erinnere, dann freuten wir uns zwar mächtig über den so lang erwünschten Erfolg bei der Presse, aber die Art und Weise, wie er zustande kam, bedrückte mich. Die Geister, die wir riefen, wurden wir nicht mehr los. Nie mehr!

Ab diesem 13. Oktober 1963 lief alles wie am Schnürchen, was den Erfolg der Beatles anbelangte. Nie wieder mußten wir irgendwelche Platten in irgendwelchen Bussen verteilen oder ähnliche Dinge tun. All das klappte jetzt von selbst. In den nächsten beiden Jahren gab es keinen Tag, an dem nicht irgend etwas über die Beatles in den Zeitungen stand. Wahr oder unwahr, völlig egal. Es war schon bald nicht mehr Hysterie, was die Beatles umgab, es war Fanatismus. So hatte ich es nicht geplant, aber aufhalten konnte ich es nicht mehr.

Bei unserer allmonatlichen großen Konferenz wurden wir lobend erwähnt, als Beispiel für engagierte Seelenbetreuung. Es war mir ein

bißchen peinlich, und ich glaube auch Rupert fühlte sich nicht so recht wohl. Wir bedankten uns verschämt, und das wurde uns als Bescheidenheit ausgelegt. Wir hätten ein Beispiel gegeben, wie man durch einen positiven Weg junge Menschen für eine nette Sache begeistern konnte, und nicht nur die Jugendlichen, nein, auch die Erwachsenen mußten etwas spüren von der positiven Energie, die wir unseren Schützlingen zur Verfügung gestellt hatten.

Ich blickte kurz zu Rupert und sah, wie er sein Gesicht verzog. Wenn sie nur wüßten!

»Hast du die Neue von unseren Jungs gehört?« fragte mich Rupert. »Nein – wie heißt sie?« »I wanna hold your hand«, antwortete er und hob triumphierend eine Plastikscheibe vor meine Nase. »Laß hören!« sagte ich.

In den folgenden zweieinhalb Minuten hörte ich fassungslos zu. Ich wußte, daß sie gut waren, aber ich hatte nie geahnt, daß sie so sensationell waren. Es war mir schleierhaft, wann ihnen bei diesem mörderischen Streß die Ideen kamen. Das neue Lied war gigantisch. Von der ersten Sekunde an pumpte es mit einer noch nie dagewesenen Energie bis zum letzten Akkord.

Wir haben es uns mindestens zehnmal angehört, und Poseidon, der von Musik so viel Ahnung hatte wie Rupert von Algebra, sagte anerkennend : »Das hat was, das ist toll!«

Mir war aufgefallen, daß viele auf unserer Ebene mit einem neuen Haarschnitt rumliefen, der dem der Beatles ziemlich ähnlich war. Natürlich gab es keiner zu, wir standen über solchen Dingen. Nur Rupert war zum echten Fan geworden, der auch dazu stand. Er nötigte jeden, sich die Platten der Beatles anzuhören, und er verbrachte einen großen Teil seiner Freizeit bei »Bumm-Bumm« unserem Paukisten in der 11. Ebene. Rhythmusschulung, daß ich nicht lache – Rhythmus und Rupert – da trafen zwei Welten aufeinander. Ich konnte nicht ahnen, mit weichem Eifer er dabei war. Er ließ keine Session der Beatles aus, war immer anwesend, manchmal bis tief in die Nacht. Einen besseren Wachhund hätte ich nicht finden können. Ich war bestens informiert über jeden Ton, den die vier gesungen oder gespielt hatten. Von »It won't be long« bis zu »I wanna be your man«. Manchmal war es schon ein wenig

nervtötend, aber ohne Rupert hätten wir unsere Mission nicht über die Bühne gebracht.

»Wir fliegen übrigens nach Schweden«, sagte Rupert. »Oh«, sagte ich erstaunt, denke, du hast Flugangst! »Nö, dauert ja knapp zwei Stunden, und die Jungs brauchen unseren Schutz, nicht wahr?« »Kannst du schwedisch?« »NÖ.« Rupert schüttelte den Kopf: »Das einzige, was ich über Schweden weiß, ist, daß sie so ein komisches Brot essen, das aussieht wie ein Käse, nur flacher.«

In Schweden lief das gleiche Programm für uns wie in England, nur eben auf Schwedisch. Hotel – Interviews – Hotel – Bühne – Pressekonferenz – Hotel – Auftritt – Interviews – Hotel.

Die Begeisterung war von England auch gleich nach Schweden geschwappt. Die Jugendlichen hier wußten alles über die Beatles und sie konnten alle Englisch, sehr zur Freude von Rupert.

Göteborg – Karlstad – Boras – Stockholm. Überall frenetischer Applaus und jubelnde Fans. Ein Bild, das wir jetzt zur Genüge kannten. Am Abend vor dem Rückflug nach London, zeichneten die Beatles live im schwedischen Fernsehen eine Vorstellung vor Publikum auf. Rupert knuffte mich in die Rippen und sagte: »Guck mal, alle Mädchen blond!«

Ich mußte lachen, da fiel mir ein, daß ich Anisette schon lange nicht mehr gesehen hatte. »Kannst du heute abend alleine auf die Jungs aufpassen?« fragte ich ihn. »Klar doch, Boss, mach ich!« »Wir sehen uns morgen am Flughafen, OK?« »OK, bis die Tage.«

Ein paar Minuten später stand ich meiner Traumfrau gegenüber, und heute war ich fest entschlossen, es ihr zu gestehen, aber in dem Augenblick, als ich in ihre strahlend blauen Augen sah, verließ mich der Mut.

Es war wie verhext. Jedesmal, wenn ich mir vornahm, ihr zu gestehen, daß ich sie von Herzen mochte, zitterten mir die Knie. Anisette umarmte mich und gratulierte mir zu unserem Erfolg. Ich sagte, es sei weniger mein Erfolg als der der vier Jungs aus Liverpool. Da strich sie mir leicht über die Wange. Ich kriegte wieder meine Schwindelanfälle – vielleicht sollte ich mal Doc fragen.

»Nur nicht so bescheiden, Raimond, du hast hart dafür gearbeitet.« Eigentlich hatte sie recht. Für einen Augenblick dachte ich, ich sollte

ihr die Sache mit dem schwarzen Auto und der Kamera erzählen und einiges über unsere seltsamen Geschäftsverbindungen, aber auch dafür fand ich keinen Mut. »Wann kommen deine Jungs zurück nach London?« fragte sie plötzlich.

Ich war sehr überrascht. »Ich... ich glaube so gegen 12 Uhr, wieso fragst du?« »Vielleicht kann ich euch helfen.« Ihr Mund formte sich zu einem spitzem Lächeln und ich hätte sie gerne geküßt. Mein Herz raste.

»Morgen früh kommt eine Maschine aus New York mit vielen wichtigen Geschäftsleuten und einflußreichen Politikern. Ich nehme an, daß viele Fans am Flughafen warten werden. Das wäre doch eine gute Werbung für Übersee.« »Weiß ich nicht, wenn es so ist, wie vor dem London Palladium, dann äh.« Beinahe hätte ich unfreiwillig mehr preisgegeben als mir lieb war. Anisette hatte jedoch nichts bemerkt und sagte: »Das Problem ist, diese Maschine aus New York kommt schon um zehnn.« »Mmm – tja – schade – kann man wohl nichts machen«, sagte ich.

Anisette drehte ihren Kopf leicht zur Seite. Im Profil sah sie noch schöner aus. Welch ein wunderbares Wesen, dachte ich. Sie zwinkerte mir plötzlich zu und dann flüsterte sie: »Vielleicht können wir doch was machen. Flugzeuge können sich verspäten, nicht wahr?« »Was aber machen wir, wenn keine Fans da sind?« fragte ich ängstlich. Anisette lächelte sanft: »Dann müssen wir uns was anderes einfallen lassen, Raimond, nicht ?«

Hatte sie eben »wir« gesagt? Mein Kopf schwirrte.

Ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen. Als die Beatles am 31. Oktober wieder nach Hause flogen, warteten Hunderte von schreienden Fans am Heathrow Airport im strömenden Regen. Natürlich stand es in der Zeitung. Jeder Schritt der Beatles stand mittlerweile in der Zeitung. Was mich so erstaunte war die Tatsache, daß es so atemberaubend schnell gegangen war. Überall waren Presseleute mit großen Kameras, die ebenfalls stundenlang nur darauf warteten, die Jungs vor die Linse zu kriegen.

Nichts ging mehr auf dem London Airport. Maschinen hatten Verspätung, Reisende konnten nicht rechtzeitig abgefertigt werden. Ein wahrer Tumult.

Dann kamen sie, einer nach dem anderen, die Treppe vom Flugzeug runter. Blitzlichter überall und ein Gekreische, das mehr Dezibel hatte als die Triebwerke der Düsenjets. Rupert und ich konnten nur noch staunen. So etwas hätten wir in unseren kühnsten Träumen nicht erwartet.

Unter den Reisenden, die wegen der Beatles warten mußten, befanden sich auch zwei sehr prominente Zeitgenossen. Edward Heath, ein englischer Politiker, und Ed Sullivan, der berühmteste TV-Showmaster in den USA. Wer immer in seiner Fernsehshow auftrat, der war mehr als populär am nächsten Tag – kein Wunder – bei zirka 40 Millionen Zuschauern. »Guck dir das an!« rief Rupert entzückt. »Unsere Jungs, fantastisch.«

Das Geschrei der Teenager war mittlerweile zum Orkan angeschwollen, als die Beatles über das Rollfeld marschierten, um durch den Zoll zu gelangen. V.I.P natürlich. Auf dem Balkon des Airports, auf dem die Fans immer noch standen, sah ich plötzlich Anisette. Ich winkte wie ein Besessener. Sie hob nur einen Augenblick die Hand und winkte zurück.

»Danke Anisette«, rief ich, »danke für all das hier.«

Sie lächelte und ihre Haare waren ganz naß vom Regen. Sie fuhr sich durchs nasse Haar und schüttelte sich. Da nahm ich mein Herz in beide Hände. Ich schloß die Augen und schrie, so laut ich konnte: »Anisette – Ich liebe dich!!!« Als ich die Augen wieder öffnete, war sie weg, einfach verschwunden.

»Hast du was gesagt?« brüllte Rupert durch den Lärm. »Nicht daß ich wüßte«, schrie ich zurück. »Würde sowie keine Sau verstehen, bei dem Krach!« Wie recht er hatte.

»Die Mutter der Königin von England kommt heute zum Konzert der Beatles, und John will sagen, daß sie sich ihre beschissenen Klunker irgendwo hinhängen kann.« Rupert war völlig fertig. »Ist das dein Ernst?« fragte ich. »Ja«, schnaubte Rupert, »morgen spielen sie die Royal Command Performance, die Königin Mutter ist da und irgend so eine komische Prinzessin. John will eine kleine Ansprache machen und sagen, daß sie sich ihre Juwelen sonstwo hinstecken kann.« »Das wäre fatal«, antwortete ich. »Seh ich genau so.« »Woher hast du die Information, Rupert?« »Gestern abend haben sie in Leeds gespielt und hinterher beim gemeinsamen Abtrinken hat John sich das

ausgedacht. »Hat niemand versucht, ihm das auszureden?« fragte ich.
»Natürlich, Paul, Brian, alle, aber John pfeift drauf.«

Das war John, wie ich ihn mittlerweile kannte. Kompromißlos in jeder Beziehung. So waren auch seine Songs. Immer gleich auf den Punkt kommen. Zack. Sollte er das tatsächlich sagen, dann wären wir in Schwierigkeiten. Man beleidigt keinen König und schon gar keine Königin. Die Beatles waren zudem die Hauptattraktion an diesem Abend. Presseleute, wohin man schaute. Viele Erwachsene im Publikum. Er wäre ein Fiasko. Ganz England wäre erschüttert. Wir hatten noch eine Stunde bis zum Auftritt. »Was machen wir jetzt?« fragte Rupert »Wenn ich das nur wüßte«, entgegnete ich.

Eines war klar, selbst wenn wir wollten, wir kämen jetzt nicht mehr an die Beatles ran. Sie waren in ihren Umkleidekabinen. Die Chance mit John zu reden, gab es nicht, wie hätten wir ihm das auch erklären sollen. Sollte ich Anisette zu Hilfe rufen? Nein, keine gute Idee. Überall Wachpersonal und Polizei. Polizei ? – Eine kleine Chance hatten wir noch.

»Rupert, kannst du uns auf die Schnelle zwei Polizeiuniformen besorgen?« »Seh ich keine Probleme, Chef«, antwortete er. In Uniform war es uns vielleicht möglich, bis zu den Jungs vorzudringen.

Als Rupert mit den Uniformen ankam mußten wir zuerst lachen, wir sahen zu dämlich aus mit diesen großen Helmen auf unserem Kopf. Aber wir mußten, nachdem ich uns sichtbar gemacht hatte, schon echt gewirkt haben, denn unsere Kollegen grüßten uns äußerst respektvoll. Gut so. Wir gingen zur Garderobe. Mit wichtigem Blick beehrten wir Einlaß. Von wegen.

»Wir kommen im Auftrag Ihrer Majestät, der Königin Mutter, würden Sie die außerordentliche Güte haben, uns in die Garderobe der Künstler zu lassen?« sagte Rupert in feinstem Englisch. »Und wenn der Papst persönlich käme, da kommt jetzt niemand mehr rein.« fauchte uns der Türsteher an. »Aber wir sind hier für die Sicherheit zuständig«, entgegnete ich. »Und wenn ihr von der Heilsarmee seid, hier kommt keiner rein, Ende!« »Aber es ist für die Königin Mutter«, betonte ich jetzt leicht verärgert.

Der Bursche schaute mich mit zusammengekniffenen Augen an, dann sagte er langsam: »Fuck the Queen Mother!« Rupert kam in Atem – ich wußte was das bedeutete und zog ihn weg.

»Denk dran, wir tragen Uniformen, mach bitte keinen Aufstand. Die einzige Chance, die wir jetzt noch haben ist, wenn sie nachher diesen Gang entlangkommen.«

Auch diese Chance ging flöten, denn die Beatles kamen von der anderen Seite. So blieb uns nichts anderes übrig, als tatenlos zuzusehen, wie John auf dem besten Weg war, die Beatles zu versenken. John, George und Paul schnappten ihre Gitarren und liefen zum Mikrofon.

Der große Vorhang war noch geschlossen.

»John«, rief Paul leise, »willst du das wirklich sagen, das gibt Trouble.« »Natürlich«, schnappte John zurück. Paul blies die Backen auf, schaute dann hilflos zu Ringo, der schraubte an seiner Trommel rum.

»One – two – three da da da da da damm damm damm«

Sie begannen mit »From me to you«.

Sie spielten wieder in Bestform. Als sie »She loves You« sangen, ging das Gekreische wieder los, das wir schon am Flughafen gehört hatten. Nach einer ruhigen Nummer von Paul sagte John das letzte Stück an. Rupert und ich standen immer noch seitlich der Bühne hinter dem Vorhang.

Sollte das Schicksal eben seinen Lauf nehmen, ich konnte nichts mehr ändern.

John wartete, bis der Applaus abgeflaut war, dann begann er: »Für unser nächstes Stück brauchen wir eure Hilfe«

»Würden die Leute auf den billigen Plätzen bitte in die Hände klatschen.« Dann machte er eine Pause. Ich hielt die Luft an. Paul schaute hilflos zu George, dann drehte er sich zur Seite, er konnte es nicht mehr ertragen. Er machte sich oben am Schlagzeug ganz klein. Ich guckte nur stumm. Da fuhr John fort: »Die anderen, dabei schaute er hoch zur königlichen Loge – » einfach mit ihren Füßen «*

Ich atmete aus.. puhh... Gottseidank. Paul lächelte entspannt, nur Ringo konnte es immer noch nicht ganz fassen

Der Kelch war vorübergegangen. John dreht sich um zu Ringo und schrie *Johnvovolltetatsächlichsaqen:Therestofyoujustrattleyoufucking jewellery. Er ließ das fucking dann weg und so stand es am nächsten Tag in der Zeitung. Eine von seinen fürchterlichen Grimassen. Dann drosch er wie ein Wahnsinniger die ersten Takte von »Twist and Shout«. Die Menge raste. Ganz am Ende verbeugten sich die Beatles tief und machten eine extra Verbeugung vor der königlichen Loge. Königin Mutter lächelte milde, so milde wie es nur Königinnen können. Die Beatles spurteten von der Bühne. Geschafft!!

Ich war mir sicher, daß es die Polizeiuniformen waren, die John in dieser Minute umgestimmt hatten. Ich war ich mächtig stolz. Ganze 5 Minuten. Da hörte ich zufällig, Ringo zu John sagte: »Hast du die beiden Bullen am Bühnenrand gesehen?« »Nö«, antwortet John, »du weißt doch Paul ich bin ohne Brille blind wie eine Waldeule.«

Ich blickte stumm zu Rupert – dafür hatten wir jetzt über eine Stunde unter diesen Bobbymützen geschwitzt. Das nächste Mal, schwor ich mir, blieben wir einfach unsichtbar. Brian Epstein konnte sich vor Angeboten nun nicht mehr retten. Nach dem 4. November 1963 hätte er seine Jungs rund um die Uhr spielen lassen können, er wäre der Nachfrage nicht annähernd nachgekommen. Ich beobachtete, daß bei den Auftritten der Beatles, bei denen Brian meistens zugegen war immer häufiger ein braunes T-Shirt den Besitzer wechselte. Nun ja, bei dem wahnsinnigen Steuersatz in England wohl die einzige ein wenig schneller reich zu werden. Die zweite LP der Fab Four, wie man sie jetzt überall nannte, war sensationell und kam natürlich sofort auf Platz 1. Filmangebote gab es fast stündlich, aber der Termin für einen längeren Film mußte auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden. Touren stand auf dem Programm.

Wo immer sie jetzt spielten, warteten Hunderte, manchmal Tausende von Fans vor dem Gebäude. Während des Auftritts konnte man von den Beatles absolut nichts hören, wirklich nichts – so laut war das Geschrei der Teenies. Es kam oft vor, daß vor allem John irgendeinen unflätigen Text zu seinen eigenen Hits sang und sie sich auf der Bühne kringelig lachten, aber kein Mensch hörte es.

Die Sicherheit machte mir zunehmend Sorgen. Bei manchen Auftritten wurden die Jungs auf dem Weg nach draußen beinahe erdrückt, das war dann nicht mehr ganz so lustig. Rupert und ich

hatten alle Hände voll zu tun, und oft kam Rupert ziemlich verbeult aus der Menge zurück. Aber er trug es mit Fassung. Irgendwann schnallten auch die dümmsten Fans, daß so ein Theater, in dem die Fab Four auftraten, auch einen Hinterausgang hatte. So konnte es passieren, daß wir stundenlang eingesperrt waren. Die Beatles spielten dann Karten oder sie dudelten auf ihren Gitarren. Rupert und ich schoben Langeweile.

Für die »Beatles Weihnachts Show« wurden insgesamt 100.000 Tickets verkauft. Wer hätte das am Anfang dieses Jahres gedacht!

»Rupert, ich glaube, so schlecht ist dieses Jahr gar nicht gelaufen, trotz der Pannen ab und zu, meinst du nicht?«

»Denk ich auch, wir waren ziemliche Weltklasse, vor allem ich«, meinte er trocken. »Fröhliche Weihnachten, du irischer Hirtenhund.«
»Frohe Weihnachten, Raimond – yeah yeah yeah!«

Dann grinste er wieder.

1964

»Wir gehen nach Paris«, verkündete Rupert stolz, »eine sündige Stadt, habe ich mir erzählen lassen.« Seine Ohren bekamen wieder Besuch. »So, hast du«, meinte ich, »nicht die Hälfte davon ist wahr.« »Du mußt es ja wissen, du alter Pariser, hi hi.«

Seltsam, nach fast 500 Jahren kam ich an meinen Geburtsort zurück. Ich war mir nicht so ganz sicher, ob ich das so gerne wollte. Ich hatte in der Vergangenheit schon oft die Gelegenheit gehabt, hatte aber nie davon Gebrauch gemacht. Wer geht schon gerne an den Ort zurück, an dem er ermordet wurde? Aber diesmal war es dienstlich.

Das neue Jahr begann für unsere Schützlinge mit der gleichen Dramatik wie das letzte geendet hatte. Radiosendungen, TV Auftritte. Abends dann auf die Bühne vor immer gleicher Kulisse. Schreiende Fans, die restlos aus dem Häuschen waren. Mittlerweile merkten wir das gar nicht mehr, so hatten wir uns schon daran gewöhnt. Nun also waren meine Landsleute dran. Bonjour Paris.

Das Hotel war erste Sahne. Das ehrwürdige »George V« nahe der Champs Elysees. Unsichtbar inspizierten wir die Suite unserer Jungs. »Tolles Hotel«, sagte Rupert, »nun guck mal, das Waschbecken sitzt ein wenig tief, meinst du nicht?« »Das ist ein Bidet, du Banause«, antwortete ich.

Nachdem ich Rupert den Gebrauch erklärt hatte, zuckte er nur kurz mit den Schultern und meinte dann: »Ihr Franzosen solltet lieber einen Handstand unter der Dusche machen, da würdet ihr 'ne Menge Geld sparen.«

Ich zeigte Rupert einen ganzen Tag lang meine Stadt. Doch es war nicht mehr meine Stadt, wie ich sie kannte. Es war eine Großstadt wie London, ein bißchen feiner vielleicht, und das einzige, was mir immer noch vertraut erschien, war die Sprache. Die schönste Sprache der Welt. »Eine Scheißsprache ist das«, tönte Rupert, »man versteht kein Wort. Ihr redet als ob ihr Fish und Chips in der Nase hättet.« »Das ist nicht wahr«, konterte ich, »es ist eine klangvolle Sprache.« »Richtig, ihr klinget nur, wenn ihr voll seid«, lachte er.

Ich beachtete ihn einfach nicht mehr. All diese herrlich alten Gebäude an der Seine, die kleinen Bistros, diese hektische

Gemütlichkeit. ich war wieder zu Hause, und es fühlte sich gut an. Auch die Beatles fanden Paris »gear«, wie sie immer sagten, wenn ihnen etwas gefiel. Obwohl sie dreimal am Tag auftreten mußten, fanden sie noch genug Zeit, sich die Stadt anzuschauen. Nur ein paar Fans hatten die Beatles am Airport erwartet, und auch mitten in Paris kümmerten sich nur wenige um Englands Pop Akt Nummer 1. Wir fanden das Klasse. Keine Aufregung, keine Hektik, fast wie Ferien. Es sollte überhaupt das letzte Mal sein, daß die Pilzköpfe sich so frei in einer großen Stadt bewegen konnten.

Ich dankte im Stillen meinen Landsleuten für ihre bescheidenen Zurückhaltung. Rupert legte es als Froschschenkelarroganz aus. Aber was wußte er schon.

Natürlich besuchten die Vier nach ihren Auftritten das berühmte Vergnügungsviertel in Paris, aber diesmal hatte es Stil, nicht so wie in Hamburg. Sie schauten sich Varietés mit phantasievoll gestalteten Stripteaseeinlagen an. Sehr zum Leidwesen von Rupert, der meinte, wozu der ganze Zirkus drum herum, sie soll das Ding ausziehen und fertig. Mon dieu! Paul haben diese Abende zu einem neuen Hit inspiriert. In null komma nix fiel ihm ein Ohrwurm ein. »Can't buy me love«. Er entwickelte immer mehr zu Talent und genoß jede Minute des Ruhms ohne dabei überzuschlappen.

Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, an welchem Tag der Anruf kam, es muß so um den 1. Februar gewesen sein. Alle Beatles, Brian Epstein und George Martin saßen in ihrer Suite, Rupert und ich unsichtbar auf dem Kamin. Brian ging ans Telefon, sprach kurz und kam dann zurück. Er war sehr blaß. Mein Gott, was war denn jetzt schon wieder passiert, alles war so friedlich gelaufen bisher.

»Boys«, stammelte Brian ergriffen. »Boys, wir sind die Nummer 1 in den USA.« Rupert fiel vom Kamin. Für einen Augenblick hatte es auch den Jungs die Sprache verschlagen. Dann brach ein unbeschreiblicher Jubel im Zimmer los. Kissen flogen, sie umarmten sich, sie küßten sich, sie schrien wie die Wilden. Sie konnten es kaum fassen. Ihr Traum ging schon zum zweitenmal in Erfüllung. Vor allem John war außer sich. »I want to hold you hand« hatte die US-Charts geknackt. Brian Epstein hatte monatelang vergeblich versucht, die Hits der Beatles in den Vereinigten Staaten zu plazieren. Jeder neue Versuch wurde eine Panne. Zwar waren »From me to you« und »She loves you« auf kleinen Plattenlabels erschienen, aber die

Wirkung war gleich null. Wir fanden das nicht so tragisch. Wer braucht Amerika? Uns hatte der gigantische Erfolg in Europa schon genügt.

Nicht Brian Epstein. Er machte es wie zu Beginn der Karriere in London, er putzte Klinken. Hier ein Gespräch, dort zähe Verhandlungen, und er bekam, was er wollte. Und er legte mächtig drauf dabei. Ed Sullivan, der große Showmaster, der damals in London die vielen Fans gesehen hatte, die auf die Beatles nach ihrer Rückkehr von Schweden warteten, muß den Braten gerochen haben. Er kaufte die Beatles für seine Show zu einem Spottpreis. Welchen Riesendeal Sullivan da eingefädelt hatte, zeigte sich erst einige Monate später.

Der neue Hit der Beatles war in England bereits 940.000 mal vorbestellt worden. Ohne daß ihn überhaupt jemals einer gehört hatte. Innerhalb der ersten Wochen des neuen Jahres wurden auch in den USA eine Million Tonträger gepreßt und verkauft. Sieben Wochen blieb »I want to hold your hand« auf Platz 1, und heute noch ist dieser Hit einer der meistverkauften aller Zeiten mit geschätzten 15 Millionen Exemplaren.

Damals hatte das niemand geahnt und so bekam Ed Sullivan die Beatles für schlaife 7.000 Dollars. Die Kosten für Brian waren ungefähr sechs mal so hoch. Trotzdem – das Timing für unsere Jungs hätte nicht besser sein können.

Es floß viel Champagner in den nächsten Tagen in Paris, und Rupert drängte darauf, uns in körperliche Hüllen zu werfen, um den Augenblick angemessen zu feiern. Ich hab ihm was gehustet.

Was wir beide nicht sofort bemerkten war, daß John und Paul die Energie dieser tollen Nachricht nicht nur in Schaumwein ertränkten, sondern komponierten, als ob ihr letztes Stündlein geschlagen hätte. Dauernnd war einer von ihnen am Klavier oder an der Gitarre. Es ist schön zu sehen, wenn ein Mensch eine Chance, die sich ihm bietet, richtig nutzt. Au revoir Paris – Welcome New York

Außer mir weinte niemand dieser wunderbaren Stadt an der Seine eine Träne nach. Die französische Presse ging recht ruppig mit unseren Superstars um, und Rupert meinte, wenn Paris nicht das Moulin Rouge und den Eiffelturm hätte, könnte man das Kaff ganz vergessen. »Und was ist mit Montmartre, Notre Dame, dem Louvre?«

wollte ich wissen. »Ist das dieses Ding, wo das Bild von der Frau hängt, die so dämlich grinst?? Hör mir bloß auf damit, alles Schund! Basta!« »Rupert«, fragte ich, um vom Thema abzulenken, »Hast du schon mal als Kellner gearbeitet?« »Wie komm ich dazu?« war die Antwort. »Nun, die Beatles werden nach New York fliegen und du wirst sie bedienen, als Stewardess!«

Rupert stockte die Sprache: »Was soll ich machen??? Stewardess – ich glaube, ich hör nicht recht. Rutsch mir den Buckel runter!« »Das ist unser Auftrag Rupert, wir müssen sie schützen, nicht wahr??« »Aber nicht in Frauenkleidern, du perverser Pariser!« »Du verweigerst also deinen Einsatz?«

Er wurde zornrot: »Das ist nur deshalb, weil ich dein Scheiß Paris nicht mag. Allein nur deshalb und wenn du glaubst, daß ich in einem Rock rumrenne, dann hast du dich getäuscht, du Schinder.«

Ich war entschlossen hart zu bleiben. Niemand beleidigt die Hauptstadt eines Franzosen ungestraft. Nicht daß es eine Strafe wäre, eine Frau zu sein, aber für Rupert war es vielleicht eine wertvolle Lektion.

»PAN AM Flug 101«, sagte ich, »übe schon mal, damit dir nichts runterfällt!« Rupert warf mir den finstersten Blick zu, den ich je bei einem Wesen gesehen habe, das schon mehrere Jahrhunderte tot war.

Der Flug war das reinste Fiasko. Die Maschine war gerammelt voll mit Geschäftsleuten, die natürlich rein zufällig auf einem Geschäftsstrip nach New York waren. Der Abschied von London wurde durch Tausende von winkenden Fans versüßt. Brian Epstein hatte den ganzen Flug über alle Hände voll zu tun, jeder wollte ihn sprechen oder mit ihm ins Geschäft kommen. Die Beatles wurden von direktem Kontakt abgeschirmt, mit Ausnahme von ein paar Autogrammwünschen, alle andern Versuche scheiterten an der resoluten Stewardess – Rupert machte seinen Job gut. Ich saß im vorderen Drittel der Maschine und als er, beziehungsweise sie, zufällig vorbeikam, sagte ich ihm, daß er toll aussähe. Rupert beugte sich zu mir herunter, lächelte freundlich und das Nächste, was ich spürte, war heißer Kaffee auf meiner Hose, ungefähr ein halber Liter. Es tat höllisch weh. Sein Bedauern kannte keine Grenzen, und als er mir ein Tuch reichte, um mich zu säubern sagte er, daß er gerne meine Hose aufbügeln würde. Als er wieder ging, flüsterte er mir zu:

»So Alter, jetzt sind wir wieder quitt.« Irgendwo existiert noch ein Foto, da steht Rupert als Stewardess neben den Beatles und grinst.

Als die Passagiere der PAN AM 101 in New York ausstiegen, war mir vom ersten Augenblick an klar, daß alles was wir bisher erlebt hatten, nicht zu vergleichen war mit dem, was hier auf die Beatles wartete. Ich hatte noch nie eine solche Menge von Reportern auf einem Haufen gesehen. Sie fragten alle durcheinander und fotografierten fortwährend. Aber John, Paul, George und Ringo blieben relativ gelassen. Sie kannten alle Fragen schon, und wenn mal eine neue dabei war, dann fiel ihnen hundertprozentig eine witzige Antwort dazu ein. Die harten Jungs von der Presse wurden eingewickelt vom Charme der vier jungen Männer aus Liverpool. Kein Wunder – sie strotzten vor Selbstvertrauen und, wer hätte es ihnen verdenken wollen bei dem gigantischen Erfolg, den sie bis jetzt hatten.

Natürlich wohnten wir im feinsten Hotel von New York. Im Plaza. Als wir ankamen, spielte im Foyer ein Streichquartett ein Stück von Mozart. Rupert rümpfte die Nase, er schaute immer noch grimmig. Im Innenhof sprudelte ein Brunnen und alle Gäste schienen sehr wichtig. Draußen vor dem Eingang drängelten sich unzählbare schreiende Mädchen. Wo immer die Beatles gingen, wurden sie von Kameras verfolgt. Im Auto – im Zimmer – im Aufzug – Rupert sagte, er warte nur drauf, daß sie ihnen noch aufs Klo folgen. Ich erwiderte, daß es Waschraum hieß in den USA, nicht Klo. Er verzog verächtlich seinen Mund und meinte, daß die Amis uns Franzosen sehr ähnlich seien.

Diese ganze Stadt schien Kopf zu stehen, alles war Beatles: Beatles-Zeit, Beatles-Wetter, Beatles-irgendwas. Wenn man am einem Zeitungskiosk vorbeikam, dann hätte man glauben können, Brian Epstein habe ihn persönlich da aufgestellt. In allen Schlagzeilen zehn Buchstaben : THE BEATLES

Alle genossen es, vor allem Brian und Paul. Sie grinsten wie Honigkuchenpferde. Sie hatten diesen Erfolg mehr als verdient. Der einzige, der sich nicht ganz am Rummel erfreuen konnte, war George. Er hatte Halsweh, und wie. Trotzdem versuchte er, so viele Interviews zu geben, wie irgend möglich. Seine Schwester betreute ihn. Rupert sah dies mit Erleichterung, denn er gab mir zu verstehen, daß er als Krankenschwester absolut nicht taugen würde. Vor dem

Hotel warteten immer noch Fans in Eiseskälte. Ich mußte den Kopf schütteln. Vor wenigen Monaten hatten wir Fans dafür bezahlt, daß sie auf der Straße standen, jetzt taten sie es freiwillig.

Von unserem Hotelzimmer aus konnte man auf den Central Park sehen. Man konnte ihn nur vermuten, denn es war natürlich stockfinster. Trotzdem fröstelte mich ein wenig. New York war mir vom ersten Tag an unheimlich gewesen, und ich wußte nicht warum. Ich lag noch eine Weile wach und dachte an Anisette. Es wäre schön, wenn sie jetzt hier neben mir liegen würde. In meiner Phantasie malte ich mir aus, wie es wohl sein würde, sie zu berühren oder einfach festzuhalten. In diesem Augenblick begann Rupert zu schnarchen wie ein Walroß. Nach fünf Minuten ging es mir auf die Nerven, und ich begann zu pfeifen, denn irgend jemand hat mir mal erklärt, das würde helfen. Keine Chance – alles Humbug.

»Amerika liegt uns zu Füßen«, posaunte Brian Epstein. Und wie recht er damit hatte! Es war vor allem sein Verdienst, daß die Beatles jetzt da waren, wo sie waren. Welche Tiefschläge hatte er zusammen mit den Jungs in früheren Zeiten einstecken müssen, aber sein unermüdlicher Einsatz hatte sich bezahlt gemacht. Ich habe selten in meinem Dasein glücklichere, ausgeglichene, fröhlichere Menschen gesehen als in diesen ersten Tagen der allerersten US-Tournee der Beatles. Es gibt diese Momente im Leben, in denen alles gelingt was man auch macht.

Die erste Fernsehshow der Jungs wurde von nahezu 73 Millionen Zuschauern gesehen. Für die Tickets der Ed Sullivan Show hätte mancher gerne Haus und Hof verkauft. Man muß sich vorstellen, daß gestandene Hollywoodstars sich in eine Reihe stellten, um den Beatles die Hand zu schütteln. Unglaublich!

Rupert und ich standen da und kamen uns völlig überflüssig vor, es war wie in einem Traum.

Bei den Proben zur Ed Sullivan Show war George nicht erschienen. Er hing, wie schon gesagt, ein wenig in den Seilen. Für die Steilproben brauchte man jetzt ein Double für George. Rupert stand neben mir und schluckte. Man konnte es ihm ansehen, er wäre zu gerne eingesprungen. Das wäre nicht ohne Probleme gegangen, denn erstens waren wir unsichtbar und zweitens kannte ihn keiner. Neil Aspinall, einer der beiden Roadmanager sprang ein. Die Proben

dauerten ungefähr eine dreiviertel Stunde, und während der ganzen Zeit schaute Rupert gebannt zu und biß sich auf die Unterlippe. Das war bei ihm ein todsicheres Zeichen, daß er sich etwas sehr wünschte, so gut kannte ich ihn mittlerweile.

Am Abend war George wieder halbwegs fit. Die Beatles spielten fünf ihrer Hits, natürlich auch »I want to hold your hand«. Live! Wohlgemerkt. Sie waren fantastisch – im richtigen Augenblick am richtigen Ort. Während der gesamten Ed Sullivan Show wurde in den Vereinigten Staaten kein einziges Verbrechen begangen.

Den ersten Live-Auftritt in den USA lieferten John, George, Paul und Ringo in Washington. Wir hatten ja schon viel gesehen, aber was hier geboten wurde, läßt sich kaum beschreiben. Rupert und ich waren in Körperhüllen geschlüpft, was wir bei Auftritten jetzt immer taten. Zu Recht. Es war das reinste Chaos. Die Fans brüllten wie verrückt, während des gesamten Auftritts flogen irgendwelche Süßigkeiten auf die Bühne, und alle paar Minuten mußte das Schlagzeug von Ringo gedreht werden, damit alle im Saal ihn auch mal von vorne sehen konnten. Die Technik versagte komplett, aber niemand schien es zu stören. Georges Mikrophon pffiff dauernd, also knipste er es einfach aus und sang ohne, kein Mensch hat den Unterschied bei dem Krach gehört. Rupert arbeitete wie ein Pferd er war überall. Er wurde von Tüten mit Gummibärchen beinahe erschlagen, als er auf der Bühne mithalf, aber er schien jeden Augenblick zu genießen. Wenn mir damals jemand gesagt hätte, das sei erst der Anfang, dann hätte ich ihn für verrückt erklärt.

Auch die zweite Ed Sullivan Show war wieder ein Riesenerfolg, wie hätte es auch anders sein können. Ich glaube, Rupert brachte es damals auf den Punkt. »Und wenn sie nackt auf der Bühne La Paloma pfeifen würden, die Leute würden es lieben!«

Erstaunlich war für mich die Tatsache, daß in den wenigen Tagen, die den Beatles zum Relaxen zur Verfügung standen, ihnen immer noch Melodien einfielen. Allen voran John. Wann immer sie sich zusammensetzten, dauerte es manchmal nur ein paar Minuten, und sie hatten wieder einen Song. Ein besonders schöner kam von Paul. »And I love her«. Als er ihn zum ersten Mal spielte, bekam ich eine Gänsehaut.

Ich geb ihr all meine Liebe,

das ist's, was ich tu

Und wenn du meine Liebe sehen würdest,

dann liebtest auch du .

Einen Augenblick lang war ich sehr traurig, daß mir so etwas nicht eingefallen war, dann erinnerte ich mich, daß es nicht meine Aufgabe war Liebeslieder zu schreiben, aber zu gerne hätte ich Anisette so etwas geschenkt.

Dieses Lied war es auch, das sie sofort nach ihrer Rückkehr aus den USA im Studio in der Abbey Road aufnahmen. Sie brauchten Songmaterial für ihren ersten Film. John steuerte »I should have known better« bei, ein Lied, das noch heute all das vermittelt, was ich an ihm immer so bewundert habe. Deutlich – knapp – auf den Punkt – und brilliant. Er nörgelte immer an seiner Stimme herum, und kein Mensch wußte, warum. Erst später habe ich meine Stimme zum erstenmal gehört, nachdem Rupert sie mal aufgenommen hatte. Mich traf fast der Schlag – so klang ich?? Fürchterlich! Vielleicht war es ja John auch so gegangen. Man hört sich eben selbst anders als die Mitmenschen.

Als alle gegangen waren, hatten Rupert und ich Gelegenheit genutzt, ein bißchen im Studio herumzuklimpern. Rupert an den Trommeln und ich an der Gitarre. Ich schlug vor, wir sollten doch mal probieren, zusammen etwas zu spielen, vielleicht dieses »And I love her«? Die Griffe hatte ich mir abgeguckt, und Gitarre war für mich als ehemaliger Lautespieler kein Problem. »Fismoll – Cismoll – A – und H.« Ich wollte gerade anfangen zu singen, als wir jemanden die Treppe runterkommen hörten. Es war John. Er setzte sich mutterseelenallein ins Studio und spielte genau dieses Lied. »And I love her«. Danach saß er eine Weile einfach so da und bewegte sich nicht. Er spielte ein paar Akkorde, machte sich ein paar Notizen auf seiner Zigarettenschachtel und verschwand dann wieder.

Am nächsten Nachmittag, als »And I love her« im Kasten war, spielte John den anderen seine neueste Komposition vor, »If I fell«. Sie waren beeindruckt, genau wie wir. Pauls Liebeslied hatte ihm keine Ruhe gelassen. Er wollte es besser machen, und es war ihm über Nacht gelungen.

Ich schaute zu Rupert, und der hob den Daumen. Ich hatte zum zweitenmal in meiner Laufbahn unverschämtes Glück gehabt. Nach meinem Maler bekam ich wieder ein Genie, das ich zu betreuen hatte – nein – gleich zwei Genies.

Im März 1964 begann die lustigste Zeit mit den Beatles. Aus Popstars wurden über Nacht Filmstars. Die ersten paar Tage fuhren sie im Zug hin und her. Rupert war ganz nah bei ihnen, denn er gehörte zu Filmcrew als Aushilfe.

Mir selbst wird beim Zufahren immer übel, deshalb zog ich vor, unsichtbar zu bleiben. Man hat sowieso den besseren Überblick. Rupert hätte mich beinahe umarmt, als ich ihm eröffnete, daß er »voll« mitarbeiten konnte. Ich glaube, mittlerweile mochte er die Beatles so gerne, daß er wahrscheinlich sogar wieder als Stewardess gearbeitet hätte. Das war nur so eine Vermutung, gefragt habe ich ihn nie, denn man soll keine alten Wunden aufreißen. Er arbeitete vorbildlich, war immer zur Stelle und murrte nicht mal bei Überstunden oder lausigen Arbeiten.

Für die Beatles war das alles keine Arbeit. Sie spielten fröhlich und unbeschwert ihre Rollen. Alles was sie tun mußten, war, sich selbst zu spielen. Na ja – nicht ganz, aber fast. Spätestens jetzt zahlte sich aus, daß sie damals Ringo in die Truppe aufgenommen hatten. Er war ein talentierter Schauspieler, was er auch später noch beweisen sollte, und er hatte einen unwahrscheinlich trockenen Witz – sehr charmant.

In diesem Zug traf George Harrison seine zukünftige Frau. Patty. Sie arbeitete ebenfalls im Filmteam, und sie waren sich vom ersten Augenblick an sehr sympathisch. Sie war sehr hübsch und sexy und sehr jung. Ich ertappte mich dabei, daß ich das Paar oft beobachtete, und immer mußte ich in diesem Augenblick an Anisette denken, die ich schon so lange nicht mehr gesehen hatte.

Am ersten Abend brachte Rupert die abgedrehten Filmrollen London. Als er grinsend mit den Blechbüchsen aus dem Zug stieg, wurde er am Bahnhof Paddington von weiblichen Fans beinahe erdrückt. Er rannte so schnell er konnte, verlor alle Filmrollen im Gewühl, und wenn ich ihn nicht im letzten Augenblick rausgezogen hätte, dann wäre er wahrscheinlich flach wie eine Flunder gewesen. Er fand's toll! »Hast du das gesehen?« fragte er lachend, »sie haben's auf mich abgesehen.«

Ich hatte wieder Angst um seine Ohren.

Ruperts große Stunde kam durch Zufall am 10. März 1964. George Martin brauchte unbedingt einen Schlagzeuger, um »Can't buy me love« zu beenden. Ringo wurde bei den Dreharbeiten gebraucht, war nicht abkömmlich. Den Anruf von George Martin mit der Bitte um einen Schlagzeuger hatten wir abgefangen, eine halbe Stunde später betrat Rupert zum erstenmal offiziell die EMI Studios. Es dauerte knapp eine Stunde, dann war er fertig. Mit hochrotem Kopf bedankte er sich bei George Martin, der ihm mit Handschlag für seine präzise Arbeit dankte. Rupert war außer sich. Es dauerte fast eine weitere Stunde, bis er sich wieder beruhigt hatte. Man hatte ihm sogar seine Mühe bezahlt: 5 Pfund und 15 Shillinge. Stolz zeigte er mir das Geld. »Raimond, das hab ich mir ertrommelt!« strahlte er.

Noch heute existiert dieses Auszahlungsdokument. Sein Name taucht dennoch nirgends auf – wir arbeiten diskret. Der Film der Beatles hatte noch immer keinen Namen. Ursprünglich hatte man an »Yeah-Yeah-Yeah« gedacht. Dann kam Ringo auf die Idee zu »A hard days night.« Es war Zufall gewesen, denn er hatte eigentlich sagen wollen »das war ein harter Tag«, merkte aber im Sprechen, daß es schon Nacht war, und deshalb fügte er Nacht hintendran. John und Paul lachten sich halb schlapp über diesen Versprecher, aber jetzt hatten sie endlich einen gescheiten Titel für ihren Film. Das Problem, das sich jetzt stellte: Es gab zwar einen Filmtitel, aber keinen Song dazu. John schrieb ihn innerhalb einer Nacht. Beim mittelteil half Paul mit, und wenige Tage später konnten sie das Lied aufnehmen, sozusagen nebenher. Es war erstaunlich, mit welcher Präzision sie mittlerweile arbeiteten, wie eine Zeitungspressen. innerhalb von drei Stunden war »A hard days night« beendet. Die Beatles benötigten gerade mal neun Takes dafür.

Genau acht Wochen dauerten die Dreharbeiten, bis zum 24. April. Dann war Rupert wieder arbeitslos. Er nutzte die Zeit, um Autofahren zu lernen – man kann nie wissen, für was man's noch brauchen kann, war sein Kommentar.

Aber es passierten auch immer wieder Sachen, die uns in Panik versetzten. Zum Beispiel, als Ringo krank wurde. Und das einen Tag vor einer Welttournee. Beim Fototermin war er umgekippt. Mandelentzündung – sofort ins Krankenhaus. Brian Epstein war ratlos. Unmöglich konnten die Termine der nächsten Wochen

verschoben werden. Eine Tournee von dieser Größe abzublasen, hätte viel Geld gekostet. Es brauchte große Überredungskunst von Seiten Epsteins, um vor allem George Harrison davon zu überzeugen, daß ein Teil der Tournee wohl ohne Ringo stattfinden mußte. Ein Ersatzdrummer mußte her. Nur wer?? Rupert biß sich auf die Unterlippe. Er schaute mich mit großen Augen an. »OK«, sagte ich, » du kannst es ja, also mach uns keine Schande.«

Am 3. Juni spielte er zum erstenmal mit ihnen zusammen. Unter dem Pseudonym Jimmy Nicol. Ich glaube, damals ging sein größter Traum in Erfüllung. Er machte seine Sache großartig.

Der erste Teil der Tour ging nach Dänemark und nach Holland. Ich hatte beschlossen, Rupert alias Jimmy in seiner körperlichen Hülle zu lassen und mich auch nicht einzumischen. Er hätte das sicher auch nicht gewollt, denn er genoß diesen Zustand. Ich konnte es ihm auch nicht verdenken. Die Shows spielte Rupert sehr professionell, und sogar bei den Interviews machte er keine unglückliche Figur. Man konnte ihm aber ansehen, daß er ein wenig nervös war. Er war eben nicht aus dieser Zeit.

Am 6. Juni, an meinem Geburtstag, sah ich Anisette wieder. Ich war überglücklich. Wir verbrachten einen wunderschönen Tag. Ich raffte mich sogar mal dazu auf, ihre Hand zu halten, bereute es aber im nächsten Augenblick schon wieder. Irgendwie kriegte ich diese Sache nicht geregelt. Sie lächelte mich nur an, als ob sie meine Schwierigkeiten fühlte. Solange ich über banale Dinge redete, war alles OK, sowie ich versuchte, ihr meine Gefühle ihr gegenüber zu erklären, klappte gar nichts mehr. Als wir uns am frühen Morgen verabschiedeten, kam uns Poseidon aufgeregt entgegen.

»Raimond«, sagte er und schnappte nach Luft, »Raimond, Rupert ist in einem Bordell in Amsterdam, betrunken auf allen Vieren!«

Sofort machte ich mich auf den Weg. Tatsächlich fand ich Rupert in einer Umgebung, in der ich ihn lieber nicht gefunden hätte. Er war sternhagelblau. In seinen Armen war eine dunkelhaarige Frau, so Ende zwanzig, schätzte ich. Er schaute mich mit glasigem Blick an und lallte dann: »Raimond, ss ... ss..super, daß du auch das biss!« »Mit wem redest du?« fragte die Dunkelhaarige. »Das sss geht dich einen feuchten Kehricht an. Desss isss mein Freund, Ruuäh – Reimond. Komm t-t-trink einen mit!«

Er schwenkte eine halbleere Flasche in den Händen. Am anderen Ende des Zimmers lag John Lennon, genau so blau, mit dem einzigen Unterschied, daß sein Mädchen blond war. Auch die Mädchen hatten was getrunken, und sie waren nur leicht bekleidet. »Rupert«, donnerte ich, »preß sofort die Hände zusammen, ich zieh dich raus hier!«

Er schluckte, dann gab er mir den gleichen glasigen Blick, den ich schon zu Beginn meines Auftritts gesehen hatte, dann sagte er langsam: »Du weißt och, du weißt och gar nicht, mit wem du redest, ich bin ein B-Bietl.« Er stand auf, wankte zu John am anderen Ende des Zimmers, packte ihn, und die beiden schlepten sich zur Tür.

Ich mußte schnell handeln. Zuerst sprang ich zu Rupert und preßte ihm die Handflächen aneinander, dann zog ich ihn aus dem Verkehr. Von einer Sekunde auf die andere war Rupert nicht mehr da. Ihr hättet die Gesichter der beiden Mädchen sehen sollen, eben noch hatten sie gekichert, jetzt wurden sie ganz blaß. John, der sich noch vor einer Sekunde auf Rupert gestützt hatte, fiel um. Er rappelte sich auf, wankte zum Ausgang, gröhnte laut, und als er an die frische Luft kam, traf es ihn wie ein Hammer. Er kippte um und lag auf der Straße. Der größte Popstar aller Zeiten befand sich auf allen Vieren vor einem Bordell in Amsterdam. Dann klickten die Kameras. Natürlich hatten die Reporter nur auf so etwas gewartet. Sie waren schlimmer als die Fliegen. Ich legte Rupert ebenfalls auf die Straße, und da er jetzt unsichtbar war, drohte ihm auch keine Gefahr mehr. Dann ging ich blitzschnell zu den Fotografen und riß ihnen die Kameras weg. Sie schauten verdutzt auf ihre leeren Hände und konnten es nicht fassen. Da, wo eben noch ihr Foroapparat war, war rein gar nichts mehr. Mit offenem Mund schauten sie sich einander an. Was ging hier vor?

Zwei Reporter erwischte ich nicht. Der eine rannte zu einem auf der gegenüberliegenden Straßenseite geparkten Auto und brauste davon, der andere wurde von zwei Leuten festgehalten, die eindringlich gestikulierten. Einer von ihnen war Brian Epstein. Mehr konnte ich nicht tun, ich mußte mich jetzt zuerst mal um Rupert kümmern.

Der lag noch da, wo ich ihn vor einer Weile hingelegt hatte. Er stöhnte und hielt seinen Kopf. »Rupert, bist du denn von allen Geistern verlassen?« rief ich. Er verzog das Gesicht und flüsterte: »Nicht so laut – meine Rübe!«

Ich packte ihn am Kragen und schüttelte ihn: »Rupert, hirnloses Stück Mist! Du sollst John beschützen und dich nicht sinnlos betrinken!«

Er blickte mich müde an, dann schloß er die Augen und rülpste. »Rupert«, bohrte ich weiter, »was war mit den Mädchen??« Rupert öffnete ein Auge und brummte: »Was soll schon gewesen sein?« »Du weißt genau, was ich meine«, brüllte ich jetzt, »hast du ?«

Weiter brauchte ich nicht zu fragen, seine Augen verrieten die Wahrheit. Ich mußte tief Luft holen. Da saßen wir auf einem Bordstein in Amsterdam. Ziemlich verloren, wie mir schien. Ich hätte gerne Anisette um Rat gefragt, oder wenigstens Poseidon, aber keiner von beiden war da.

Eine ganze Weile saßen wir stumm nebeneinander, es begann bereits zu dämmern, als Rupert sich zu mir umdrehte: »Raimond«, sagte er, »das war wunderschön mit dem Mädchen. Ich hab so etwas noch nie so erlebt. Es tut mir nicht mal leid.«

Wenn ich ehrlich bin, ich hatte so etwas ähnliches erwartet. Rupert hatte eine Charaktereigenschaft, die ich nicht besaß, er konnte genießen. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Dem Reglement entsprechend, hätte ich ihn sofort vom Dienst befreien müssen. Sein Handeln verstieß gegen sämtliche Anordnungen, die es auf unserer Ebene gab. Niemals sollte man ein körperliche Hülle in dieser Art mißbrauchen. Trotz alledem verspürte ich keine Lust, auf Rupert zu verzichten, er war mir in den letzten Jahren ein unentbehrlicher Helfer und Freund geworden. OK, dann blieb mir nur eine Wahl, ich mußte das auf meine Kappe nehmen.

»Rupert«, sagte ich, » versprich mir als Freund, daß so etwas nie wieder passiert. Du wirst ab morgen früh deinen Job machen, bis Ringo wieder gesund ist. Solche Dinge wie heute Nacht gibt es nicht mehr!« Rupert blickte verlegen zu Boden, dann murmelte er nur: »Danke, Raimond, das werde ich dir nie vergessen.«

Über Hong Kong ging die Tour der Beatles weiter nach Australien. In Adelaide erwarteten 200.000 Fans auf den Straßen die PopKönige aus England. Es schien mir, als sei dies alles eine Endlosspirale, immer wenn man dachte, mehr geht nicht, dann wurde man vom Gegenteil überzeugt. Am 15. Juni war Ringo wieder gesund, und Ruperts Auftritt war beendet. Er war sichtlich erleichtert, denn

irgendwie schien ihm auf Dauer diese Hektik nicht zu bekommen. Aber Spaß hatte es ihm trotzdem gemacht.

Nirgendwo sind die Gummibärchen so hart wie in Australien. Ringo beschwerte sich, sie alle würden nur ihn treffen. Aber er hatte recht. John, George und Paul konnten sich wenigstens ducken, Ringo saß wie angenagelt hinter seiner Schießbude, und manche Fans warfen die Gummibärchen gleich in Großpackungen, denn so waren sie billiger. Man mußte das Ganze aber auch von der sportlichen Seite sehen. Die Reaktionsschnelligkeit auf Wurfgeschosse wurde verbessert, und die Gelenke blieben beim vielen Ducken immer in Schuß. John hatte ein kleines Handicap. Er sah die Gummibärtüten infolge seiner Kurzsichtigkeit meistens immer erst, wenn sie ihn bereits getroffen hatten. Auch das ist Karma.

Am 30. Juni fanden die letzten beiden Konzerte in Australien statt. In Brisbane kamen 11.000 Fans um zwei Shows der Beatles zu sehen. Rupert und ich hatten nicht viel zu tun. Die Sicherheitsvorkehrungen waren gut, und wir mußten nur zusehen, daß den Jungs die Hotelzimmerdecke nicht auf den Kopf fiel. Eine unserer leichteren Übungen.

Was wir jedoch zunehmend mit Sorge betrachteten, war die Tatsache, daß der Streß für die Beatles mit jedem Tag zunahm. Sie waren nicht mehr ganz so begeistert von Empfängen und Pressekonferenzen, vermutlich weil es immer auf das Gleiche hinauslief. Ein Beatle zu sein, hieß, in einem Käfig zu leben. Ab und zu brachen sie aus. Vor allem Paul verkleidete sich öfters und marschierte durch den Hinterausgang, um ein wenig Freiheit zu genießen.

Rupert meinte, man solle ihnen die Möglichkeit geben, unsichtbar zu werden. Er hatte recht, das wäre die Lösung gewesen. Sie waren aber auf ihrer Ebene, und da gibt es so etwas eben nicht.

Zurück in England ging der Streß weiter – gnadenlos. Der Film war mittlerweile fertig, und am 6. Juli sperrte man die Innenstadt von London wegen unserer Jungs. Wenn man sich vorstellt, daß sie gerade mal ein Jahr vorher nicht mal einen Parkplatz freigehalten bekommen hätten, eine reife Leistung. Es war wie sonst nur in Hollywood. Alle wichtigen Leute aus der Showbranche kamen in wichtigen Autos und schüttelten Hände mit wichtigen anderen

Leuten, die ihrerseits in wichtigen Autos kamen. Tausende von Menschen hatten sich am Piccadilly Circus eingefunden, und als die Beatles kamen, war der Jubel unbeschreiblich. Müßig zu sagen, daß der Film eine Sensation war. Langsam wurde mir dieser Erfolg unheimlich.

Wenige Tage später war Filmpremiere in Liverpool, in der Stadt, in der alles begonnen hatte. Der Empfang war gigantisch. Wieder kamen ungefähr 200.000 Fans, die an den Straßen vom Flughafen zur Innenstadt auf die Beatles warteten. Diesmal war es für John, George, Paul und Ringo fast schon ein sentimentales Erlebnis, denn es war die Rückkehr in ihre Heimatstadt.

Genau in dem Kino, in das sie als Kids immer gegangen waren, wurde jetzt ihr eigener Film »A hard days night« gezeigt. Rupert hat mir damals erzählt, alle vier Beatles wären so gerührt gewesen, daß sie sich verschämt ein paar Tränen aus den Augen wischten. Viel Zeit dazu blieb ihnen nicht. Noch in dieser selben Nacht flogen sie zurück nach London. Liverpool war nicht mehr der Drehort und Angelpunkt ihres Lebens. Alle vier hatten Wohnungen in London. Die Pop-Szene verlagerterte sich mehr und mehr ins »Swinging London«.

Mitte August, nach einer Minitour durch Schweden, waren sie alle wieder im Studio. Brian Epstein schien ihnen keine Pause mehr zu gönnen. Die LP »A hard days night« war gerade mal zwei Monate auf dem Markt, da sollten sie die nächste aufnehmen. Was ich die ganze Zeit befürchtet hatte, trat jetzt ein. Sie waren ausgebrannt. Unter großem Zeitdruck waren sie gezwungen, auf ihr Cavern Repertoire zurückzugreifen, da sie nur acht Eigenkompositionen hatten. Was immer noch erstaunlich war, wenn man ein »Rund um die Uhr«-Beatle war. Johns Beitrag war unter anderem das wunderbare »I'm a loser«. Er meinte es tatsächlich so, obwohl ihm das keiner abnahm.

Nun hatte es sich auch bei uns überall herumgesprochen. Bis in die höchsten Ebenen. Wesen, die normalerweise noch nie mit uns Kontakt aufgenommen hatten, kamen mal rein zufällig vorbei, um nur mal kurz Hallo zu sagen und wie es denn so geht und überhaupt. Vor allem Rupert hat das sehr imponiert. Er sagte, sogar Leute, die ihn normalerweise nicht mal mit dem Hintern angeschaut hätten, waren plötzlich übertrieben freundlich. Rupert benahm sich in diesen Fällen wie ein echter Profi. Er erzählte bereitwillig stundenlang, wie wir das alles gedeichselt hatten und daß wir es eigentlich waren, die den

Jungs die Hits schrieben. Er erzählte das so überzeugend, daß er es vermutlich am Ende selbst für die Wahrheit hielt. Die meisten glaubten ihm jedes Wort, spätestens dann, wenn er ein echtes Autogramm der Beatles aus seiner Tasche zog und es verschenkte.

Mir war bei der Sache nicht so wohl, weil ich wußte, daß er sie alle selbst unterschrieben hatte. Für mich war es dennoch eine Beruhigung, ahnte ich doch, daß auf den höheren Ebenen auch nur mit Wasser gekocht wurde.

Poseidon war überglücklich. An allerhöchster Stelle wäre schon über unser Projekt gesprochen worden, und zwar äußerst wohlwollend. Diese Begeisterung, diese Freude, vor allem bei den jungen Menschen. Das, glaube ich, war auch der springende Punkt. Es war in den vergangenen Jahren immer wieder Hauptthema von Seminaren gewesen, wie die »Jungen« positiv motiviert werden konnten. Aber mehr als Phrasen waren dabei nicht rumgekommen. Und jetzt kamen da zwei so unerfahrene Wesen wie wir und hatten diesen gigantischen Erfolg, der sicher noch ausbaufähig war. Nicht schlapp, das Ganze. Von überall her bekamen wir Anfragen, über die Art und Weise unserer Arbeit. Millionen von Jugendlichen auf der ganzen Welt wollten so werden wie die Beatles. Überall fand man sie in den verschiedensten Bands, sie spielten sich die Finger wund und übten Tag und Nacht. Dabei kamen sie wenigstens nicht auf dumme Gedanken. Viele von meinen Kollegen hatten noch nie mit Rock 'n' Roll zu tun gehabt. Sie standen vor den selben Problemen wie ich damals, als wir zum erstenmal ins Cavern hinabstiegen. Eine Patentlösung konnten wir auch nicht bieten, und wir waren froh, daß die nächste Tournee der Beatles kurz bevor stand, das hat uns ein wenig aus der Schußlinie gebracht.

Rupert und ich waren bis auf weiteres von allen Seminaren befreit, man wollte uns nicht strapazieren. Vielleicht hatte man aber auch schon registriert, daß wir sowieso nie hingingen.

Über vier Wochen totaler Streß erwartete die Beatles und natürlich auch uns. San Francisco – Las Vegas – Los Angeles – Cincinnati – New York – Toronto – New Orleans – ich kann mich gar nicht mehr an alle Städte erinnern.

Doch, an einen Verrückten erinnere ich mich. Ein Millionär – ein absoluter Spinner – hatte sich in den Kopf gesetzt, die Beatles für

seine Heimatstadt einzukaufen. Brian Epstein, der eh schon ein schlechtes Gewissen hatte, weil er seine Jungs so gnadenlos auf Trab hielt, lehnte freundlich ab. Doch der Typ ließ nicht locker.

Die Sache wäre ihm 100.000 Dollar wert. Brian erklärte ihm die Situation und tröstete ihn abermals. Da bietet dieser durchgeknallte Typ 150.000 Dollar für eine Show. Die Beatles spielten gerade Karten, als Brian ihnen das Angebot machte. Sie schauten nicht mal auf. Es war die höchste Gage, die je einem Showakt für einen Auftritt bezahlt wurde. Also spielten sie in Kansas City an ihrem einzigen freien Tag. Damals in Kansas City wunderte mich schon lange nichts mehr. Wir hatten so viel Chaos erlebt, daß es mich nicht gewundert hätte, wäre irgend so ein Spinner auf die Idee gekommen, ihnen eine Million hinzulegen. Mich bedruckte damals nur die Tatsache, daß Geld solch eine Macht hat.

Mit Grausen erinnere ich mich an Situationen, die diese Tour begleiteten. Angefangen von der ersten Nacht, als dieser Schwachkopf von Chauffeur nicht schnell genug in die Gänge kam und die Limousine von Fans eingekeilt wurde. Sie warfen sich auf das Autodach, und das relativ dünne Dach gab unter dem Druck langsam nach. Die Beatles wären erdrückt worden, wenn nicht Rupert in allerletzter Sekunde dazugekommen wäre. Ich mußte tatenlos mit ansehen, wie ihm langsam die Luft ausging, es gab keine Chance, da durchzukommen. Er hat es trotzdem geschafft.

In einer anderen Stadt machten die Teenager auf der Straße die ganze Nacht solch einen Lärm, daß man die verzweifelten Schreie einer Frau nicht hörte, die im gleichen Hotel überfallen, geschlagen und ausgeraubt wurde. Wo immer die Beatles auftraten, wurde jedes Handtuch, jeder Waschlappen, jedes Bettlaken in kleine Stücke geschnitten und von smarten Geschäftemachern für viel Geld an Fans verkauft. Sie machten es wie Rupert mit den Autogrammen, alles Schwindel – mit dem Unterschied, daß Rupert kein Geld nahm.

In Indianapolis war dann Ringo plötzlich spurlos verschwunden. Was uns in der Hektik entgangen war, war die Tatsache, daß die Beatles, um diesem Streß standzuhalten, wieder auf ein bewährtes Mittel aus den Hamburger Tagen zurückgriffen. Aufputschtabletten! Als wir es bemerkten und Rupert und ich heimlich die Tabletten gegen harmlose Traubenzuckerbonbons austauschten, war es in den meisten Fällen schon zu spät. Überall fanden wir diese Tabletten, »Speed«

wie die Jungs sie nannten. So auch bei Ringo. Er hatte seit zwei Tagen nicht geschlafen und war einfach abgehauen. Rupert suchte die ganze Nacht nach ihm. Ich hatte immer noch die Schreckensvision von Amsterdam im Kopf, aber Ringo war, Gottseidank, einfacher gestrickt. Er hatte sich von zwei Polizisten mitnehmen lassen und die hatten ihn, völlig aufgedreht wie er war, in ihrem Wagen fahren lassen auf der berühmten Rennstrecke von Indianapolis. Sekunden vor dem Auftritt der Beatles brachten diese beiden Polizisten einen völlig abgedrehten Ringo zum Konzert. Er konnte kaum die Trommelstöcke halten, geschweige denn den Takt, aber keiner hat's gemerkt.

Mit Unbehagen beobachtete ich, mit welcher Unlust die Beatles, allen voran John, ihr Programm runterdrochen. Sie spielten die Stücke manchmal mit einer Affengeschwindigkeit, damit sie schneller damit fertig waren. Oft sangen sie überhaupt nicht, bewegten nur den Mund, wie sie das oft in Fernsehsendungen machten. Zack – Zack und ab! Im Cavern hätten sie so etwas nie gemacht, der Spaß war auf einmal flöten gegangen. Von heute auf morgen.

Ein weiteres Phänomen mußten wir mit Sorge zur Kenntnis nehmen. Immer mehr Behinderte wurden vor den Konzerten ohne Absprache in die Umkleidekabinen der Beatles geschoben. John drehte fast durch. Er war vor Konzerten übernervös, und mit dieser Situation konnte er überhaupt nicht umgehen. Da streckten ihm die Unglücklichen dieser Welt ihre verdrehten Hände entgegen, konnten oft nicht sprechen und wollten von ihm berührt werden. Er, der immer recht brachial mit den Gehandicapten umgesprungen war und die übelsten Witze gemacht hatte, war gefangen. Seine grotesken Zeichnungen in seinem ersten Buch waren Realität geworden. In den ersten Reihen bei jedem Konzert saßen alle im Rollstuhl. In diesen Augenblicken hat John wohl einen Teil seiner kosmischen Schulden beglichen.

Nach den Konzerten wollten dann sämtliche Bürgermeister den Beatles ihre gesamte Verwandtschaft persönlich vorstellen. Mit einem Foto für das Familienalbum. Aus Jux haben wir uns oft dazugestellt und mitgegrinst. In vielen Fotoalben in den USA sind da immer zwei Köpfe, die absolut keiner kennt. Wir fanden es ziemlich bescheuert, die Beatles haben es gehaßt.

Die Menschen schreckten auch vor nichts zurück. Auf einem Empfang zog eine Frau plötzlich eine Schere und schnitt Ringo ein paar Haare ab, einfach so. Rupert meinte, er hätte ihr was gehustet, aber Ringo blieb höflich. Etwas lustiger wurde es, wenn andere Stars zu Besuch kamen. Dann war die Atmosphäre nicht ganz so verklemmt. In New York kriegten die Beatles Besuch von einem kleinen Mann mit glasigem Blick. Er redete ziemlich wirr, und Rupert und ich verließen den Raum, um uns auszuruhen. Als wir nach zwei Stunden wieder kamen, war der Raum abgedunkelt und dichter Rauch war im ganzen Zimmer. Alle lagen auf bequemen Sesseln und schauten so wie dieser Musikkollege, mit glasigem Blick. Paul war der einzige, der rumrannte und dauernd sagte: »Ich kann denken, ich kann zum erstenmal richtig denken, schreibt sofort alles auf!« Ringo und John lachten sich minutenlang beinahe kaputt. Da wußten wir, daß etwas nicht stimmte.

Ich habe mir oft Gedanken gemacht, was ich damals hätte tun können, um die Beatles vor Drogen zu bewahren. Ich hätte es nie verhindern können. Ich konnte in jener Nacht die Tragweite auch nicht richtig abschätzen, bin mir aber heute sicher, daß ich an diesem Abend anfang, die Kontrolle zu verlieren, unmerklich zuerst, dann immer mehr.

Wo immer John, George, Paul und Ringo jetzt waren, wollten sie einen »joint«. Es war genau das, was ihnen fehlte – nach all der durchgedrehten Hektik – für ein paar Stunden die absolute Ruhe und Entspannung, die sie sonst nirgends finden konnten.

Ich war froh, als diese Tour zu Ende war. Die Arbeit im Studio schien mir viel angenehmer, als jeden Tag Zeuge einer Beinahekatastrophe zu werden.

»Ist das nicht große Klasse?« fragte Rupert, als wir zum erstenmal mit dem Wagen durch die Innenstadt von London fuhren.

»Paß auf! Da, der Bus!« »Ooops, hui, beinahe«, pfiß Rupert durch die Zähne. »Bist du sicher, daß du das kannst?« fragte ich besorgt. »Klar, alles im Griff, tolle Erfindung so ein Auto, hätten wir auch haben sollen damals, Raimond. Wir mußten uns die Hacken plattlaufen. Ein Segen der Technik.«

Das war es wirklich. Die Menschen wissen gar nicht, wie bequem sie es haben mit diesen Flitzern, mal abgesehen davon, daß sie

stinken. Um die Beatles optimaler zu betreuen, hatte ich mich entschlossen, Rupert möglichst oft als ihren Chauffeur einzusetzen. Wann immer sie ein Taxi benötigten, Rupert war schon da. Heute waren wir auf dem Weg zu Paul, um ihn abzuholen. Er wollte nach Weybridge fahren, um mit John ein paar Songs zu schreiben.

Es war ein schöner Septembertag, und als wir Paul am Haus seiner Freundin Jane Asher abholten, beschloß ich mitzufahren, um mir die Gegend ein wenig anzuschauen. John hatte ein tolles Haus gekauft und für viel Geld umgebaut.

Die Fahrt dauerte ungefähr eine Dreiviertelstunde. Paul konnte mich natürlich nicht sehen, aber er unterhielt sich angeregt mit Rupert. Ich betrachtete Paul von der Seite und fand, daß er den ganzen Rummel und den Ruhm eigentlich gut verkraftet hatte. Er wußte, was er wert war, er wollte es auch so, aber er war mit beiden Füßen auf dem Teppich geblieben. Das schätzte ich an ihm sehr.

Er fragte Rupert: »Na, wie war deine Woche?« Rupert rückte seine Mütze zurecht, überlegte kurz, dann grinste er, und ich wußte, es würde gleich eine blöde Antwort kommen. »Ach«, sagte er, »zur Zeit geht's rund, ich arbeite acht Tage die Woche.« »Sieben, sieben!« Rupert zuckte zusammen, denn er war der einzige, der mich in diesem Augenblick hörte.

Paul rückte ein wenig nach vorne und schüttelte den Kopf, dann sagte er: »Acht Tage die Woche, den Ausdruck hab ich auch noch nie gehört.« Rupert verzog sein Gesicht: »-h – ich auch nicht!«

Dann lachten sie beide.

Als wir in Weybridge ankamen, wartete John schon in seinem Garten. Das Grundstück war wunderschön gelegen mit vielen alten Bäumen. Rupert blieb im Auto, und ich legte mich auf den Rasen und genoß die Ruhe. Ich wußte, in den nächsten Stunden brauchten das geniale Duo keinen, der auf sie aufpaßte.

Als es etwas kühler wurde, setzte ich mich wieder zu Rupert in den Wagen und unterhielt mich mit ihm. Das muß für Leute, die gerade vorbeikamen, recht lustig ausgesehen haben. Da saß ein Chauffeur und redete mit seinem Beifahrersitz. Wir hatten selten Zeit gehabt, über persönliche Dinge zu reden, jetzt schien der Zeitpunkt günstig. Rupert hatte all die anfängliche Scheu verloren, er hatte gute Arbeit

geleistet und er war stolz darauf. Ich selbst beobachtete viele Dinge an Rupert die mich erschreckten und gleichzeitig amüsierten. Er war viel impulsiver als ich, und ich glaube, in Extremsituationen war er auch viel mutiger. Nach einer Weile drehte er sich zu mir um und sagte: »Raimond, weißt du was, ich finde es ganz toll, daß wir uns getroffen haben.« »Ich finde das auch«, sagte ich, und diesmal war ich verlegen. Könnte ich nur ein einziges Mal so mit Anisette reden, vieles wäre mir leichter.

Wir überhörten beinahe das Klopfen an der Scheibe. Paul und John waren draußen. »Na – machen wir ein paar Selbstgespräche?« fragte John. »Dieser junge Paulibeatle will nach Londonbeatle, auf die Schnelle, wenn das Ferngespräch aber noch lange dauert, dann laufen wir. Nicht wahr, Paul?«

Rupert kam in die Gänge. Er sprang aus dem Auto und half Paul beim Einsteigen. John winkte kurz und ging dann zurück in sein Haus. »Na, wie war's?« fragte Paul, »mal kurz im Pub vorbeigeschaut?« »Nö«, schwindelte Rupert, »hab gelesen. Und wie war's bei ihnen?« »Mmmm – wir haben hart gearbeitet – fast acht Tage die Woche«, lachte Paul.

Rupert rückte sich seine Mütze zurecht und gab Gas. »Achtung, deine Ohren Rupert!« rief ich. Er aber grinste zufrieden weiter, als er den Wagen auf die Schnellstraße einbog.

Es gab im Leben der Beatles eigentlich keinen freien Tag mehr. Waren sie nicht auf Tour mußten sie ins Radio, waren sie nicht im Radio, dann auf jeden Fall im Fernsehen, und wenn es tatsächlich einen dieser sogenannten freien Tage gab, dann waren sie im Studio. So auch im Oktober 1964. Die Zeit drängte, vor Weihnachten mußte noch eine Single und eine neue LP auf den Markt. So mies sie auch mittlerweile auf der Bühne spielten, ihre Arbeit im Studio wurde immer perfekter. Für Rupert und mich waren diese Tage echte freie Tage, denn wir saßen meistens nur irgendwo rum und schauten unseren Jungs bei der Arbeit zu. Mit Erleichterung stellten wir fest, daß sie den Spaß an der Musik noch nicht verloren hatten. Im Gegenteil. Wenn sie auch für diese neue LP nicht genügend eigenes Material hatten, so war das, was sie hatten, Weltklasse. »No reply« ein Song von John, das schon erwähnte »I'm a loser«, »I don't want to spoil the party« und ihr neustes »Eight days a week«. Rupert war außer sich. Er stand mit ausgebreiteten Armen im Studio und rief:

»Ich bin der Größte!!!« Nun brauchte er nicht mehr ganz zu lügen, wenn er den anderen erzählte, alle Ideen seien von uns. Während sie »Eight days a week« aufnahmen, spielte John zwischendurch immer ein fetziges Riff auf seiner Gitarre, so etwa: dumm dumm da da da dumdi dumdi – es klang toll. Er baute es in den kurzen Pausen zwischen den einzelnen Takes noch ein bißchen aus, und knapp eine Stunde später war die Rohfassung von "I feel fine" fertig. So schnell ging das mit den Hits. Es kam mir vor, als ob die Beatles, wenn sie im Studio spielten, eine Person wären, vier Köpfe, die das Gleiche dachten.

Als Pause war, gingen Rupert und ich zum großen Flügel, der neben den Notausgang geschoben worden war und klimperten so zum Spaß, um uns die Zeit zu vertreiben. Wir versuchten uns gerade an einem Stück von Mozart, als wir plötzlich jemanden die Treppe runter kommen hörten. Wir unterbrachen unser Konzert sofort, aber Rupert mußte irgendwie eine komische Bewegung gemacht haben, vielleicht auch nur ein Windhauch – auf jeden Fall rutsche eine der akustischen Gitarren zur Seite und stieß an den Flügel. Es krachte und dann fing es fürchterlich an zu brummen.

»Rupert, was ist das?« rief ich. »Keine Ahnung, stell es ab!« »Wie soll ich etwas abstellen, wenn ich nicht mal weiß, woher der Krach kommt, hä?« »Es ist die Gitarre«, Rupert fuchtelte wild mit seinen Armen.

Dann sahen wir John und George die zwanzig Stufen vom Kontrollraum runterspurten. Sie packten die Gitarre, dann war Ruhe. »Was war das denn?« fragte John.

Mittlerweile waren auch George Martin und Paul dazugekommen. George Martin deutete auf den Verstärker, und dann sagte er: »Ihr habt den Verstärker angelassen, und das war ein Feedback vom Gitarren Pick up.« »Kann nicht sein«, meinte John, »ich bin mir 100prozentig sicher, daß ich das Ding vorhin ausgemacht habe. Hat hier jemand rumgefingert? Spukt's hier??«

George Martin nahm die Gitarre und hielt sie ganz nahe an den Verstärker. Plötzlich begann dieses Gebrumme wieder. Doiiiiing.....

»Wie ich schon sagte«, betonte Geore Martin, » der Verstärker war noch an.« »Das klingt Klasse«, riefen jetzt drei Beatles fast

gleichzeitig. »Das muß unbedingt auf Platte!« Ringo kam dazu und kaute noch: »Klingt gut, muß auf Platte, mein ich auch, von was redet ihr?« Die anderen lachten. »Welche Saite schwingt denn da?« fragte John. »Ich glaube es ist die A-Saite«, erwiderte George.

John probierte es auf seiner Rickenbaker, aber es klappte nicht. Dann machten sie es noch einmal mit der akustischen und John ging nahtlos in sein neues Gitarrenriff über. Dumm Dumm didel di dum dum dong dong »Babys good to me, you know«

»Ein Riesenintro«, jubelte Paul, »George, halt noch mal die Gitarre an den Verstärker!« »Klasse!« meinte John. »Hey Mister Geist!« rief er dann in unsere Richtung, »Hey, vielen Dank für das Intro, Mister Geist.« Rupert und ich schauten uns verdutzt an. Waren wir nicht unsichtbar?

Das Neue Jahr begann natürlich wieder mit einem Nummer 1 Hit der Beatles: »I feel fine«. Immer wenn es im Radio gespielt wurde, boxte mich Rupert in die Rippen. »Hey, unser Intro, hörst du?« Sie hatten tatsächlich diesen langen Brummtön draufgelassen, der ja eigentlich nur ein kleiner Unfall war. Die Presse vermutete alles mögliche dahinter. Die Spekulationen gingen vom Föhn über Generator bis hin zum Rasierapparat. Die Beatles hat das köstlich amüsiert. Sie hielten dicht. Wahrscheinlich war es irgendeine Zauberei, bei den Beatles mußte man mit allem rechnen. Ihre neue LP nannten sie »Beatles for Sale«, was den Nagel auf den Kopf traf. Sie kamen sich tatsächlich ein wenig ausverkauft vor. Man sieht es ihren Gesichtern auf dem Cover an. Müde und ein bißchen fertig. Trotzdem kam auch diese LP auf Nummer 1, bereits ihre vierte hintereinander.

»I feel fine« war immer noch in den Hitparaden ganz oben, als John bereits den nächsten Hit ablieferte. »Ticket to ride«. Ich weiß bis zum heutigen Tage nicht, wie er das gemacht hat. Er schüttelte die Melodien einfach so aus dem Ärmel, manchmal innerhalb von Minuten. Eine hatte es uns besonders angetan: »Yes it is«. Dieser Song ist ein Kunstwerk. Er hat alles, was das Herz begehrt. Melodisch, einfühlsam und exzellent gesungen. Noch heute ist er neben »This boy« und »In my life« mein persönlicher Favorit.

John stellte sich kurz vor der Mittagspause vor ein Mikro und sagte fast schüchtern, er hätte da noch einen kleinen Song. Dann sang er ihn und spielte dabei auf seiner Gibson Akustikgitarre. Die anderen

fanden ihn ganz nett. Mehr aber auch nicht. Sie nahmen ihn nicht mal auf die neue LP, er landete damals als B-Seite auf ihrer neuen Single. So hoch war mittlerweile ihr Standard geworden. John hat es damals etwas verletzt, er sagte aber nichts.

Mir war aufgefallen, daß Paul und John nicht mehr so viel zusammensteckten wie früher. Jeder kam mit seinen Liedern, und die anderen spielten sie nach. Gemeinsame Kompositionen wurden seltener.

Ein neuer Film, diesmal in Farbe. Hauptdarsteller: die Beatles. Diesmal war alles gigantischer, größer und natürlich viel, viel teurer. Es liefen so viele Mitarbeiter auf dem Filmset umher, daß Rupert und ich beschlossen, die ganze Zeit über in körperlichen Hüllen zu weilen. Wir sind überhaupt nicht aufgefallen. Wann hat man denn die Gelegenheit, während der Arbeit braun zu werden, außer man arbeitet als Bauarbeiter. Rupert spielte als Komparse mit, das gab uns die Möglichkeit, immer ein Auge auf unsere Jungs zu werfen. Rupert hatte einen Riecher, wenn unangenehme oder gefährliche Sachen im Anmarsch waren, da war er unschlagbar. Nur mich hatte er dabei einmal glatt übersehen.

Es war in der zweiten Woche. Sie drehten gerade eine Szene auf einem Segelschiff an der Cabbage Beach. Rupert fragte mich, ob ich ihm helfen könnte ein paar schwere Gegenstände mit einem kleinen Boot rüber zum Schiff zu fahren. Klar, kein Thema. Als wir in der Nähe des Schiffes waren, drosselte Rupert den Motor. Er hatte mir eine Leine in die Hand gedrückt, die ich auf das Schiff werfen sollte. Ich muß zugeben, Sport war noch nie meine Stärke und zielen kann ich eigentlich auch nicht. Dann ging alles ganz schnell. Ich verlor das Übergewicht, und Sekunden später lag ich im Wasser, und Rupert tuckerte mit dem Boot davon, den Rücken mir zugekehrt. Ich wußte, daß mir nichts passieren konnte, doch meine Panik machte mir einen Strich durch die Rechnung. Ich peitschte wie wild mit den Armen aufs Wasser, schluckte literweise Salzwasser, dann begann ich zu schreien.

»Au secours – Au secours – Hilfeee!!« »Hey, da ertrinkt einer!« riefen sie an Bord. Sie deuteten in meine Richtung, und jetzt erst merkte es auch Rupert. Er drehte sein Boot und fuhr dahin, wo er mich vermutete, sprang ins Wasser und packte mich am Kragen. Prustend zog er mich zum Boot, und ich gab einen Teil des

Meerwassers wieder zurück. Rupert lachte: »Hey, Raimond, wieso ziehst du dich nicht einfach aus der Hülle?« »Weil ich eben gern von dir gerettet werde, du Heini!« gurgelte ich.

Als die Filmcrew am Abend diese Episode erzählte, war ein neuer Titel für den Film geboren. Ursprünglich sollte er »Eight arms to hold you« heißen, weil der Franzose, der beinahe abgesoffen wäre, aber so schön geschrien hatte: »Elp-Elp«, fanden sie diesen Titel weitaus besser. Sie lachten sich alle kaputt. Habt ihr gesehen, wie der gehustet hat? Wo ist der eigentlich? Seit wann arbeitet ein Froschschenkel bei uns?

Ich war wieder unsichtbar, schien mir sicherer so. Nur Rupert konnte sich nicht beruhigen. Natürlich ruft man in Gefahr in seiner Muttersprache, was war so lustig daran? Er schüttelte sich jedesmal vor Lachen, manchmal konnte er ein richtiger Arsch sein. Als ich am späten Abend nochmal zum Strand runterging, hingen ein paar Gestalten immer noch rum und unterhielten sich. Als ich näherkam, sah ich, daß sie alle diese komischen Tütchen rauchten und wieder diesen glasigen Blick hatten. Mittendrin entdeckte ich Rupert. Er zuckte nicht mal mit der Wimper, als er mich kommen sah.

»Ey, Raimond, setz' dich zu uns! Auch mal ziehen??« Ich ließ mich in den Sand fallen, womit hatte ich das verdient? Rupert hielt mir immer noch dieses Ding unter die Nase. Er schien sehr ausgeglichen, der Gute, nun ja, er konnte ja auch schwimmen. Ich hatte noch nie in meinem Leben geraucht, aber irgendwie brachte ich es jetzt nicht übers Herz, ihn vor all den anderen zur Rede zu stellen, also schnappt ich mir das Ding und zog herzhaft daran. Fünf Minuten später bekam ich endlich wieder Luft. Die Reaktion der anderen war unbeschreiblich. Da kugelten sich ungefähr fünfzehn Leute im Sand und gröhlten wie die Blöden. »Der Franzose raucht so wie er schwimmt!« Sie lachten sich halb schlapp.

Ich glaube, es war Paul, der zu mir kam und mir zeigte, wie man richtig an so einem Joint zieht. Jetzt hatte mich der Ehrgeiz gepackt. Eine Viertelstunde später lag ich am Strand auf den Bahamas und mir war vieles klar, eigentlich war mir alles klar.

Ich stand auf und ging ein paar Schritte zum Wasser. Als es mir bis zu den Hüften ging, breitete ich die Arme aus und schrie, so laut ich konnte: »Anisette – ich liebe dich! Hörst du?!« Dann preßte ich die

Hände aneinander und zog mich aus dem Verkehr. Die anderen schrien aufgeregt am Strand: »Ey, der Gallier ist wieder abgessoffen, holt ihn raus!« Rupert winkte ab: »Laßt ihn, ich kenn ihn schon 'ne Weile, das ist ein alter Trick.« Sie kicherten wieder und kullerten sich im Sand, und über ihnen war der schönste Sternenhimmel seit langem.

»When I was younger so much younger than today ... « So beginnt der Titelsong des Films »Help«. John hatte wieder, quasi über Nacht, einen Ohrwurm gezaubert. Wie bei »A hard days night« traf er genau auf den Punkt. Mit dem Unterschied, daß diesmal der Text nicht so oberflächlich war wie bei anderen Hits. Dort ging es meistens um große Liebe oder tiefe Gefühle. Das war nie ganz echt, und alle hielten es trotzdem für eine Botschaft. Johns ehrlichen Text hat damals niemand ernst genommen, obwohl der echt war. Daß ein Beatle Probleme haben könnte, war schlechtweg nicht möglich in den Augen der Fans, und davon gab es mittlerweile zig Millionen auf der ganzen Welt. »I never needed anybody's help in any way... But now these days are gone I'm not so self assured ... «

John war in Schwierigkeiten, und keiner wollte es wahrhaben. Seine Ehe war seit geraumer Zeit sauer geworden. Er betäubte dieses Gefühl mit den vielen Groupies auf den Tourneen. Er schrieb die begnadetsten Lieder, aber er fand kein Mittel, das ihn aus seinem Gefängnis, ein Beatle zu sein, befreite. Er setzte Kummerspeck an und fühlte sich miserabel. Wenn ich ehrlich bin, so gehörte ich auch damals zu denen, die die Signale falsch deuteten. Nur, ich hätte es besser wissen müssen! Ich war sein Betreuer. Trotzdem kriegten wir beide einen Orden. Für besondere Verdienste. John – und die andern drei natürlich auch – hatte ihn auf alle Fälle verdient, bei mir war ich mir nicht ganz so sicher.

Poseidon brachte mir die aufregende Nachricht. Bei einem Festakt auf Ebene 3 nahm ich aus den Händen von niemand geringerem als Victor-Raphael, dem Vorsitzenden dieser Ebene, eine Medaille in Empfang. Mehr als 20.000 Seelen waren anwesend, als er eine kurze Laudatio hielt. Als er Ruperts Namen erwähnte, nahm dieser stramme Haltung an, mit einem todernten Gesicht. Nach dem offiziellen Teil kam dann die Feier auf unserer Ebene. Das war sehr lustig, denn die letzte Verleihung lag hunderte von Jahren zurück. Poseidon strahlte den ganzen Abend wie ein Honigkuchenpferd. Nach der lausigen

Schluckaufgeschichte vor ein paar Jahren entschädigte ihn diese Verleihung für all die Demütigungen, die er damals hatte hinnehmen müssen.

Für mich war es endlich wieder mal eine Gelegenheit, Anisette zu sehen. Sie schien mir noch hübscher zu sein, als je zuvor. Wir saßen bis in den frühen Morgen beisammen, sie brachte es immer fertig, daß ich mich unbeschwert fühlte. Oft hätte ich vor Freude einfach hüpfen können. Ich wollte aber keinen Affen aus mir machen. Hätte ich nur damals einen Joint gehabt, sicher hätte ich den Mut gehabt, ihr an diesem Morgen meine Liebe zu gestehen. Aber ich blieb ein Feigling, trotz Medaille.

Als wir uns verabschiedeten, kam ein sehr blasses Wesen zu uns. Er näherte sich uns sehr schüchtern und fragte mich, ob ich eine Minute für ihn Zeit hätte. Klar hatte ich. »Mein Name ist Vincent Cornell, ich arbeite auf der unteren Ebene.« Er druckste herum, als sei ihm die ganze Sache sehr peinlich. »Ich bin im zweiten Weltkrieg als amerikanischer Soldat bei der Invasion gegen die deutsche Wehrmacht gefallen. Ich hatte mich freiwillig gemeldet. Normalerweise ist Soldat nicht mein Beruf. Ich – ich bin Musiker.«

Er schaute verlegen zur Seite und hielt in seinen Händen krampfhaft ein zusammengerollte Blatt Papier. Er zitterte ein wenig. Er fuhr unsicher fort: »Ich weiß, ich habe in dieser Ebene nichts zu suchen, aber ich wollte wenigstens – wenn ich schon die Chance habe, Sie zu sprechen.« »Setzen wir uns, Vincent«, sagte ich. »Was kann ich tun?«

Er schien sichtlich erleichtert. Er rollte das Blatt Papier auf seinen Knien aus und holte dann tief Luft: »Ich habe in Boston in einem Orchester gespielt und in meiner Freizeit ab und zu eigene Sachen komponiert. Kurz bevor ich nach Europa gefahren bin, habe ich meiner Frau zum Abschied ein Lied geschrieben. Ich wollte es an der Front zu Ende bringen und sie damit nach meiner Rückkehr überraschen. Ich kam nie zurück. Seither suche ich einen Weg, es ihr irgendwie zukommen zu lassen.« »Ich verstehe nicht ganz«, sagte ich, »wie kann ich dabei helfen?«

Er holte wieder tief Luft dann murmelte er fast: »Sie betreuen doch diese Gruppe aus England « »Die Beatles?« »Ja, genau, und ich denke mir, wenn ihnen mein Lied gefallen würde, dann könnten Sie es vielleicht an die Musiker weitergeben. Sie sind ja sehr berühmt,

und mein Sohn ist ein großer Bewunderer dieser Gruppe. Er hört die Platten von ihnen Tag und Nacht. Wenn mein Lied auf einer dieser Platten erschiene, dann... dann würde es meine Frau auch hören.«

Er atmete sichtlich erleichtert auf, nachdem er mir seinen Kummer anvertraut hatte. Ich war sehr überrascht, mit allem hatte ich gerechnet, nur mit so etwas nicht. Ich wußte in diesem Augenblick nicht so recht, was ich machen sollte.

»Vincent«, sagte ich dann, »das ist sehr nett, daß Sie mir Ihr Lied anvertrauen, aber gewöhnlich mische ich mich nicht in den kreativen Prozeß meiner Schützlinge ein. Ich betreue sie nur und versuche ihnen zu helfen. Die Songs schreiben sie alleine.« »Oh, das wußte ich nicht. Ihr Kollege hat gesagt, Sie würden das auch für sie erledigen«, antwortete Vincent traurig.

Verdammter Rupert, jetzt hatten wir den Salat. Vincent stand auf und rollte sein Blatt Papier wieder zusammen. »Es tut mir leid«, sagte er, »ich wollte Ihnen nicht die Zeit stehlen.« »Vincent, Sie haben mir keine Zeit gestohlen. Ich muß mich entschuldigen, daß falsche Informationen im Umlauf sind. Würden Sie mir Ihr Lied trotzdem zeigen?« Er zögerte zuerst, dann breitete er sein Blatt nochmals aus. Ich sah jede Menge Noten und einen Text in winziger Schrift.

»Yesterday, all my troubles seemed so far away ... «

Vincent räusperte sich: »Ich habe den Text nachträglich geschrieben, er ist vielleicht ein wenig altmodisch. Man könnte das ändern.« Ich blickte ihn an: »Er war doch für Ihre Frau, wieso wollen Sie ihn ändern?« »Nun«, sagte er, »es ist schon bald zwanzig Jahre her. Die ganze Zeit trage ich ihn mit mir herum.« Irgendwie tat er mir leid, er sah so unendlich traurig aus. »Vincent«, fragte ich ihn, »dieses Lied ist für ein Orchester gedacht?« »Ja«, antwortete er zögernd, »so habe ich es ausgearbeitet.« »Die Jungs, die ich betreue, spielen Rock 'n' Roll«, versuchte ich ihm klarzumachen, »sie können nicht mal Noten lesen.« Vincent atmete tief durch und nickte dann vielsagend, als ob er erleichtert wäre nach dieser Antwort. »Ich dachte mir das«, sagte er, »es war nur ein Versuch. Vielen Dank für Ihr Verständnis.« Er stand auf und ging wortlos weg. Was sollte ich machen?

Vincent war schon beinahe außer Sichtweite, als ich ihm hinterherlief. Er tat mir einfach leid. Was konnte ich schon verlieren? Es war nur ein Lied. »Vincent!« rief ich, »Vincent, warten Sie kurz!

Könnten Sie mir das Lied geben? Ich will versuchen, ob ich eine Möglichkeit finde, es auf irgendeinem Weg jemandem zukommen zu lassen, der damit was anfangen kann.«

Er drehte sich um, und die eben noch schlaff dahinschlurfende Gestalt straffte sich, und für einen Augenblick glaubte ich, er würde lächeln. Er gab mir das Blatt Papier und drückte meine Hand. Es war ein sehr fester Druck, den ich nicht von ihm erwartet hätte. »Vielen Dank«, flüsterte er, » ich danke Ihnen.« Dann verschwand er.

Poseidon drehte sich auf dem Klavierstuhl herum. Er nickte zustimmend: »Schön, gefällt mir«, sagte er dann. Auch ich stimmte ihm zu: »Ein nettes Liedchen, aber glaubst du, daß es was taugt für unsere Jungs?« »Kann ich nicht beurteilen«, meinte er, » du kennst sie, nicht ich.«

Das Stück, das Vincent mir gegeben hatte, war hübsch, mehr auch nicht. Der Text war ein wenig traurig. Es war eben die Geschichte von Vincent. Und die Melodie paßte, das mußte man zugeben. Es war meilenweit weg von Rock 'n' Roll, und ich wußte nicht, wem ich es hätte geben sollen. Vielleicht wäre es was für George Martin gewesen, dachte ich. Er wollte doch immer ein Orchester leiten. Rupert sollte einfach die Noten unter seine Unterlagen mischen, vielleicht würde es so klappen. Auf der anderen Seite dachte ich an Vincent. Er liebte einen Menschen so sehr, daß er auch nach seinem Tod ein Zeugnis davon ablegen wollte. Das war etwas, das mich sehr berührte. Am Abend nahm ich das Notenblatt nochmal in die Hand.

»Gestern waren meine Sorgen noch so weit weg.

Heute sieht es aus, als hätt' ich sie für immer.

Ich glaub an gestern.

Plötzlich bin ich nicht mal halb so stark wie ich mal war.

Da hängt ein Schatten über mir ... «

Ich ließ das Blatt auf mein Gesicht sinken. Wie elend mußte er sich fühlen. Seit fast zwanzig Jahren bedruckte ihn das. Einen Moment war es mir, als ob die Zeilen auch für mich hätten sein können. Ist es nicht so, daß Dinge, die früher geschahen, tatsächlich nach einer Weile an Dramatik verlieren? Daß man sich nur noch an die guten

Sachen erinnert, vor allem dann, wenn die Probleme unüberwindbar scheinen? Vielleicht hatte Vincent recht.

Ich träumte in dieser Nacht von Anisette. So intensiv wie nie zuvor. Das heißt, ich sah sie nicht, ich fühlte nur, daß sie es war, die ich leidenschaftlich umarmte. Nach jedem Kuß jedoch rückte sie ein wenig von mir ab. Je näher ich ihr kam, desto schwerer wurden meine Schritte, ich begann zu schwitzen und rannte wie besessen und kam nicht von der Stelle, als sich hinter ihr ein gewaltiger, schwarzer Wasserfall über sie ergoß. Ich ruderte verzweifelt mit den Armen, und trotz aller Kraft rührte ich mich nicht einen Millimeter. Ich riß die Augen auf und schrie: »NEiiiiiiiiin!!!!!!«

Es war stockdunkel. Ich brauchte eine Weile, bis ich wieder zu mir gekommen war und wieder wußte wo ich bin. Ich konnte nicht mehr schlafen. Vincents Lied war auf den Boden gefallen. Vorsichtig hob ich es auf. Ich weiß nicht mehr, was mich damals bewegt hat, aber in diesem Augenblick entschied ich mich, einen weiteren Traum zu opfern.

Instinktiv hatte ich mich für Paul McCartney entschieden, ohne zu wissen warum. Vielleicht war mir klar, daß John auch nach fünf Träumen dieses Lied nie gespielt hätte. Paul war der Richtige. Er suchte schon seit einiger Zeit etwas Besonderes, um John auszustechen. Nicht böseartig, nein, einfach um die freundschaftliche Rivalität anzuheizen, die immer noch zwischen diesen beiden Musikern bestand. Es war 7.30 Uhr, Paul schlief noch. Mir schien der Zeitpunkt günstig. Ich schickte diesen Traum ohne großen Mumpitz, in der Hoffnung er würde bei Paul hängenbleiben. Als er wenig später aufwachte, setzte er sich noch im Pyjama ans Klavier und begann zu spielen. Auf Paul war eben immer Verlaß.

Rupert stand neben mir und sagte: »Klingt wie Mozart, nur was singt er für einen komischen Text?« »Na ja«, erwiderte ich, »er ist ein bißchen altmodisch, ich weiß, aber so hat ihn Vincent geschrieben.« »Was«, gröhlte Rupert, »der Typ hat ein Lied über Rühreier geschrieben?« »Bitte???« fragte ich erstaunt, »Du redest wieder wirr, hör dir lieber die wunderschönen Harmonien an!«

Rupert rollte am Boden: »Ha, der Typ ist riesig, fängt sich einen Bauchschuß in der Normandie, und schreibt seiner Frau zwanzig Jahre später ein Lied über Rühreier! Wenn der keinen Humor hat!«

»Rede keinen Mist«, pflaumte ich ihn jetzt an. »Dann hör doch hin!« maulte Rupert.

Kurze Zeit später traute ich meinen Ohren nicht mehr. Da saß Paul, spielte Vincents Lied und sang dazu: »Scrambled eggs – oh baby how I love your legs.« Ich war sprachlos. Wie sollte ich das Vincent erklären. Das war ein Fiasko! Rupert war außer sich. Er hopste auf einem Bein und lachte: »Hi hi, das sind die ersten Eier in der Hitparade. Den bringen wir zu Ostern!« Da saß er, mein Held, im Schlafanzug und sang tatsächlich dauernd über Rühreier. Ihn schien das nicht mal zu stören. Nur mir war in diesem Augenblick klar, daß ich einen weiteren Traum schicken mußte, und zwar bald.

Am 17. Juni 1965 nahmen sie »Yesterday« in den Abbey Road Studios auf. Als wir ankamen, saßen vier Musiker im Studio und spielten Geige und Cello. Nie im Leben wäre ich da drauf gekommen. Paul spielte Gitarre und das klassische Quartett begleitete ihn. Vincents Lied klang jetzt so einfach, so genial, wie ich es nie vermutet hätte. Es paßte alles zusammen, auch Paul's wunderschöne Stimme. Ich war restlos platt. Die zwei Träume waren wirklich nicht verschwendet.

George Martin hatte die Idee gehabt mit dem klassischen Vierer. Als alle Aufnahmen beendet waren, nickte Martin kurz mit dem Kopf und sagte dann: »Ein großartiger Song!«

Die nächste Tour der Beatles war die erste seit Jahren, die nicht ausverkauft war. Frankreich, Italien und Spanien. Zeit, sich darüber Sorgen zu machen, hatten sie nicht, denn die Premiere zu ihrem neuen Film »Help« war ein grandioser Erfolg, wenn auch der Film lange nicht so gut war wie sein Vorgänger. Was viel wichtiger war: Eine neue US-Tournee stand auf dem Programm. Das bedeutete wieder Schwerstarbeit für die Jungs und auch für uns.

Kurz bevor sie am 14. August nach New York flogen, geschah ein kleiner Zwischenfall, den Rupert und ich zuerst nicht wichtig nahmen. Er sollte aber meine Arbeit entscheidend beeinflussen und letztendlich mein Scheitern einleiten. John und George waren mit ihren Frauen bei einem Freund eingeladen, den wir nicht kannten. Es war ein Zahnarzt mit einer dicken schwarzen Limousine vor seinem Haus. Rupert und ich gingen nicht mit, wir haßten Zahnärzte wie die Pest. Wir wären besser beraten gewesen, mitzugehen. John und

George wurde bei dieser Party heimlich LSD in den Kaffee getan. Ihr erster Trip war ein Alptraum. Die dunkle Seite hatte unbemerkt und hinterlistig zugeschlagen, in einem Augenblick, in dem wir es nicht erwarteten. Als die beiden Paare wieder auf die Straße kamen, waren sie außer Kontrolle. Wir merkten sofort, daß etwas nicht stimmte. Rupert blieb bei ihnen im Wagen, ich glaube es war ein Minicooper, um Unfälle zu verhindern. Ich schaute mich im Hause des Arztes um. Es war niemand mehr da. Da fiel mir auf, daß die schwarze Limousine vor den Beatles schon weggefahren war. Für einen Gastgeber recht ungewöhnlich. Sie hatten uns ausgetrickst.

Der Empfang in den USA war gigantischer als alles was wir bis jetzt erlebt hatten. Beängstigende Zustände bei allen Auftritten, unbeschreibliche Szenen im Publikum. Mädchen fielen reihenweise in Ohnmacht, andere wurden beinahe erdrückt. Für ein paar Stunden jeden Tag war es wie in der Klapsmühle. Schon lange konnten die Beatles nicht mehr ganz normal mit einem Auto zu den Auftritten fahren, das wäre zu gefährlich gewesen. Sie wurden in gepanzerten Kleintransportern in die Arenen geschmuggelt oder direkt mit dem Helikopter eingeflogen. Fliegen war nicht mehr so ganz meine Sache, nachdem beim Start in London ein Triebwerk des Düsenjets explodiert war. Wenn nicht unbedingt notwendig, machte ich es wie Rupert und schwebte alleine, so wie wir es gelernt hatten.

Am 15. August 1965 erreichten die Jungs den Höhepunkt ihrer Live-Karriere. Sie spielten vor 55.600 Fans im »William A Shea Municipal Stadium«. Das war absoluter Weltrekord, und weil sie schon dabei waren, legten sie gleich noch einen drauf. Mit 160.000 Dollar erhielten sie die höchste Gage für ein Popkonzert, die je eine Gruppe erhalten hatte.

Jules der Betreuer von Brian Epstein verkündete uns stolz diese Zahlen. Er war übergücklich, und seine Wangen glühten förmlich unter dem zarten Rouge. Sogar Rupert zeigte sich beeindruckt. Brian Epstein scheffelte Geld für unsere Jungs, sie hatten es mehr als verdient. Wenig wußten wir über die tatsächlichen Geschäftsabschlüsse von Brian. Während die Beatles 160.000 Dollar verdienten, verschob Brian mehrere Millionen, als er die Rechte für Beatles-Produkte auf dem amerikanischen Markt für einen Spottpreis aus der Hand gab. Das war nur einer von vielen Geschäftsflops.

Damals aber schien er uns grandios, alleine schon deshalb, weil sein ganzes Herz an der Sache hing.

Im Gegensatz zur ersten Tour, wurden die Beatles auf Schritt und Tritt mit Kameras verfolgt. Oft wurde das ganze Konzert mitgefilmt und das Drum und Dran vor und nach den Auftritten. Es war oft ein grandioses Durcheinander, aber die Beatles schien das nicht zu beunruhigen. Sie pafften, wo immer sie ungestört waren einen Joint, und so war die ganze Sache dann ein wenig besser zu ertragen. Rupert und ich taten übrigens dasselbe, weil wir manchmal auch nicht mehr wußten, wo uns der Kopf stand. Im Gegensatz zu den Beatles konnten wir damit nicht so lässig umgehen, denn hätte uns jemand entdeckt, wären wir in bösen Schwierigkeiten gewesen. Heimlich und unter größten Vorsichtsmaßnahmen zogen wir unsere Joints in Hinterzimmern oder verschlossenen Hotelräumen durch. Rupert und ich wurden somit zu Verbündeten – wir fühlten uns wie Indianer mit Friedenspfeifen. Die Beatles hatten ein Codewort für Jointrauchen – sie sagten: »Let's have a laugh!« Sie lachten in diesem Sommer jede Menge.

Am 29. August spielten die Fab Four in Los Angeles. Der Auftritt in der berühmten Hollywood Bowl wurde für die Nachwelt auf Band mitgeschnitten. Die Aufnahmen sind der lebendige Beweis, wie es bei den Konzerten der Beatles zugeht. Rupert und ich vollbrachten Schwerstarbeit. Meist waren wir als Polizisten verkleidet direkt vor der Bühne, das gab uns die Möglichkeit, sofort einzugreifen, wenn irgendein durchgedrehter Fan in Richtung Bühne rannte. Damals holten wir uns jede Menge Prellungen und Veilchen, und manchmal fragten wir uns, für was eigentlich. An diesem Sonntag ging es besonders wild zu. Ich stand in normaler Kleidung am Bühnenrand und beobachtete das Geschehen, als Rupert mir ein ohnmächtiges Mädchen vor die Füße legte. Er schrie irgend etwas, aber ich konnte nichts verstehen, da ich ziemlich nahe an den Lautsprecherboxen war und das Geschrei der Fans sowieso alles übertönte. Ich trug das junge Mädchen zum hinteren Teil der Bühne und bugsierte sie unbeholfen auf einen Tisch. Sie kam kurze Zeit später zu sich. Ich schätzte sie auf 17 oder 18. Sie trug ein weißes, sehr enges Kleid und hatte ein sehr hübsches Gesicht. Nachdem sie sich wieder erholt hatte, ging sie zum Waschraum, und hier wäre die Episode zu Ende gewesen, wenn ich nicht auf sie gewartet hätte.

»Hallo, mein Retter«, sagte sie, als sie lächelnd vor mir stand. Sie war nicht mehr blaß, und während sie sprach, fuhr sie sich leicht durchs Haar. »Ich heiße Mandy und du? Gehörst du zu den Beatles?« Sie fragte so forsch, das verwirrte mich. Ich bemerkte ihre schönen Hände. Sie hatte sich die Lippen geschminkt, gerade so, daß es noch nicht aufdringlich war.

Ich wußte nicht so recht, was ich antworteten sollte, dann aber gab ich mir einen Ruck: »Mein Name ist Raimond, ich arbeite für die Beatles.« Sie war außer sich, ihre Zähne blitzten, und als sie mich mit ihren blauen Augen ansah, da war mir, als ob mich etwas durchbohrte. »Das heißt, du kennst sie persönlich?« rief sie. »ich denke schon«, antwortete ich.

Sie hopste einen Schritt auf mich zu und umarmte mich. Das haute mich vom Sockel. Es war keine kurze Umarmung, sie klammerte sich wie ein Äffchen an mich, bis ich die Umarmung erwiderte. Sie drückte ihren Kopf an meinen und juchzte laut.

Während sie mich noch festhielt glaubte ich, ich müsse irgend etwas sagen, weil mir die Situation so fremd vorkam. »Wenn du willst, stell' ich dich den Beatles vor.« Ehrlich, mir war nichts Besseres eingefallen, aber ich wollte in diesem Augenblick nicht, daß Mandy ging. Kaum hatte ich das gesagt, als ein Ruck durch ihren Körper ging. Sie warf ihren hübschen Kopf zurück, musterte mich einen Augenblick mit zusammengekniffenen Augen, dann küßte sie mich. Ich fühlte ihre Zungenspitze zwischen meinen Lippen. Ich erstarrte. Mandy merkte das, und mit einem breiten Lächeln schaute sie mich verwundert an: »Für jemanden, der für die Beatles arbeitet, küßt du aber verdammt schlecht.« Wir mußten beide lachen. Dann küßte sie mich wieder. Noch leidenschaftlicher als zuvor. Diesmal war ich ein guter Schüler.

Als ich wieder halbwegs Luft kriegte, kam Mandy ganz nahe mit ihrem Mund an mein Ohr. Ich konnte ihren Atem spüren.

»Wann treffen wir die Beatles?« fragte sie gespannt. »Bald«, antwortete ich. »Warte einen Augenblick hier, Mandy«, bat ich sie, »bin gleich zurück.« Ein unbeschreibliches Gefühl ging durch meinen Körper. Ich wußte, daß das, was ich tat, gegen jede Regel war, aber wenn ich ehrlich bin, ich würde es heute wieder genauso tun. Ich lief zum Rand der Bühne. Die Beatles hatten gerade ihren Auftritt

beendet. Ich winkte Rupert zu mir. »Alles klar?« fragte ich. »Alles in Butter, Chef«, antwortete Rupert zackig. »Rupert, ähm könntest du heute Abend alleine auf die Beatles aufpassen, ich muß etwas an die frische Luft?« »Na klar«, antwortete er, »mach ich glatt.« Dann machte er eine kleine Pause und sagte dann grinsend: »Aber mach dir den Lippenstift weg, wenn du an die frische Luft gehst!« Mist, ich war einfach zu unerfahren in diesen Dingen.

Es war eine sehr laue Sonntagnacht, als ich mit Mandy Hand in Hand durch den Park ging. Wir setzten uns ins Gras an einen See, und sie erzählte mir ein bißchen von ihrer Familie, die in San Francisco lebte. Sie selbst ging zur Universität in Berkley und war extra nach Los Angeles geflogen, um ihre Idole zu sehen. Für morgen hatte sie auch noch ein Ticket und übermorgen kamen die Beatles sowieso nach San Francisco, da würde sie nochmal hingehen. »Bist du schon lange mit den Beatles zusammen?« »Ja«, nickte ich, »schon eine ganze Weile.« »Wie sind sie, sind sie genau so toll wie im Fernsehen?« »Noch viel toller«, meinte ich. Irgendwie nervte mich die dauernde Fragerei nach den Beatles. Mir war klar, daß Mandy nur hier war, weil ich sie angelogen hatte. Das machte mich für einen Augenblick sehr traurig. Als ob sie meine Gedanken lesen konnte, schmiegte sie sich plötzlich an mich und sagte »Raimond, erzähl mir was über dich!«

Da war er wieder, der Kloß im Hals. Nur diesmal war mir alles wurscht. Ich fummelte umständlich in meiner Jacke, bis ich endlich die Zigaretten gefunden hatte. »Hier nimm«, sagte ich, »hab ich von John persönlich.«

Eine Weile saßen wir schweigend nebeneinander und rauchten. Mandy legte ihren Kopf auf meine Schulter, und wir schauten aufs Wasser. Das Mondlicht glitzerte auf dem See, und ich dachte, das hier sei eine Szene aus einem Hollywoodfilm. Plötzlich war mir klar, daß alles, was ich mir je in meinem Dasein gewünscht hatte, genau das war, was ich jetzt tat. Ich war in diesem großen Park, an meiner Seite ein Mädchen, das Rauchen entspannte mich, und zum erstenmal hatte ich keine Angst, über meine Gefühle zu sprechen. Ich erzählte Mandy die ganze Geschichte. Von Anfang an, Paris, Ei Greco, Poseidon, Rupert und alles über die Beatles. Als ich fertig war, schaute sie mich lange an, dann sagte sie: »Raimond, du bist ein

fantastischer Märchenerzähler, ich glaube dir kein Wort, aber ich mag dich.«

Der nun folgende Kuß hätte alle Küsse, die je gefilmt wurden, in den Schatten gestellt, dessen bin ich mir heute noch sicher. »Raimond, ich möchte bei dir bleiben«, sagte Mandy. »Solange du willst«, antwortete ich.« Gehen wir in mein Hotel?« »Wohin du willst«, flüsterte sie.

Wir nahmen ein Taxi zurück ins Hotel. Unterwegs bekam ich einen Riesenhunger. Wir ließen den Taxifahrer an einem Fast-Food Restaurant halten und aßen relativ ungesunde Sachen, aber sie schmeckten heute abend köstlich. Als ich bezahlen wollte, merkte ich, daß ich kein Geld hatte, weil wir nie welches brauchten. Es war mir sehr peinlich, aber Mandy lachte nur. Sie hatte einen reichen Paps, der Immobilien in San Francisco verkümmelte. Rupert begegnete uns im Foyer des Hotels und ich bat ihn, mir ein paar Dollars zu borgen. Dann fuhren wir mit dem Aufzug zur Suite der Beatles. Mandy wurde fast wieder ohnmächtig. Es waren so viele Menschen anwesend, daß wir gar nicht auffielen. Vermutlich hielt man uns für Presseleute. Als Rupert mir kurze Zeit später ein paar Dollars brachte, hatte ich eine Idee. Ich packte Mandy und ging mit ihr zu Paul, zog einen Dollar aus der Tasche und bat ihn, mir zu unterschreiben. Er gab den Schein gleich an seine Kollegen weiter und rief: »Ey, das ist unsere Gage heute abend.« Dabei zwinkerte er Mandy zu. Den Rest der Party stand sie da und preßte ihren Dollarschein an ihr Kleid, als ob sie gerade den teuersten Diamanten der Welt erhalten hätte. Später auf unserem Zimmer konnte sie sich immer noch nicht von ihm trennen. Sie schaute ihn an und sagte: »Raimond, das ist das wundervollste Geschenk, das ich je bekommen habe.«

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, brauchte ich erst eine Weile, bis ich zu mir kam. Hatte ich geträumt? Ich war alleine in diesem großen Zimmer. Von Mandy keine Spur. Ich rieb mir die Augen. Wenn es ein Traum war, dann war es sicherlich der schönste, den ich je hatte. Ich stand auf, zog die Vorhänge zurück und ging ins Badezimmer. Ich hatte Kopfschmerzen und hielt deshalb meine Rübe unters kalte Wasser. Als ich in den Spiegel schaute wußte ich, es war kein Traum gewesen. Auf dem Badezimmerspiegel stand mit rosa Lippenstift

Viele Küsse

mein
Raimond

Ich muß wohl so ein paar Minuten gestanden sein, als es an der Tür klopfte. Draußen stand Rupert. Er grinste nur, als ich die Tür öffnete. »Kann ich, äh – reinkommen?« »Klar! Komm rein!«

Ich wußte nicht so recht, wie ich mit dieser Situation umgehen sollte, aber eigentlich war es egal. Rupert würde dichthalten, das wußte ich. »Damit du es gleich weißt, sie war heute Nacht bei mir«, fuhr ich fort. Rupert biß sich auf die Unterlippe, dann sagte er: »Und, und äh, wie war's?« ich grinste ebenfalls: »Rupert, es war das Größte seit der Erfindung von Engeln.«

Wir lachten beide. »Kommt sie wieder?« fragte er. »ich hoffe. Sie hat Tickets für die Veranstaltung heute und morgen in San Francisco.« »ich werde nach ihr Ausschau halten«, meinte Rupert. »Jetzt sollten wir erst mal wieder was arbeiten.« »Meinst du, irgend jemand hat uns gesehen?« fragte ich ihn. Rupert zuckte die Schultern: »Unwahrscheinlich, ich hab die ganze Nacht deinen Korridor bewacht. War niemand da.« »Rupert, danke mein alter Spezi.« »Keine Ursache Boss, das hau ich auf die Spesen.«

Mandy war nicht da an diesem Abend, und sie kam auch nicht zum letzten Konzert dieser Tour nach San Francisco. Ich fühlte mich hundeehend. Ihr Geruch war noch auf meiner Haut. Wieso meldete sie sich nicht mehr?

Ich verbrachte den ganzen Tag grübeind, wie ich herausfinden konnte, wo sie wohnte, aber ich hatte nicht mal ihren Nachnamen. In meinem Job war ich nicht mehr zu gebrauchen. Rupert erledigte das. Es stellte sich heraus, daß der Auftritt im Cow Palace weitaus der Gefährlichste dieser Tour war. Hunderte von Fans versuchten die Bühne zu stürmen, und unzählige von ihnen wurden beinahe erdrückt, weil sie überrannt wurden. Es sah stellenweise aus wie auf einem Schlachtfeld. Rupert brach sich einen Finger beim Versuch, den Verletzten zu helfen. Die Dinge wurden langsam aber sicher unübersichtlich. Mich störte es nicht. Ich war nach wie vor wie vor den Kopf geschlagen. Wieso wollte sie mich nicht mehr sehen? Ich verstand die Welt nicht mehr. Gottseidank war die Tour vorbei, und die Beatles gönnten sich sechs Wochen Urlaub.

Im Herbst 1965 arbeiteten die Beatles effektiver als je zuvor. In nur fünfzehn Studiotagen nahmen sie ihre neueste LP auf und zwei Titel für ihre nächste Single. Uns war oft schleierhaft, warum sie die Singles nicht auch auf die LP's übernahmen. Vor allem John hatte wohl seine kreativste Phase und schrieb fast jeden Tag einen Hit, obwohl – oder gerade weil? – er alles andere als zufrieden war. Der lange Urlaub hatte ihm mehr als deutlich gezeigt, daß er gefangen war in jeder Richtung. Seine Ehe war schon lange keine richtige Ehe mehr. Da boten auch die vielen weiblichen Fans, die nur darauf warteten, von John eingeladen zu werden, keine Lösung. Als Beatle war er schon einige Jahre in einem Käfig. Hinzu kam der permanente Leistungsdruck, immer ein Tick besser zu sein als alle anderen. Mit letzterem hatten die Beatles absolut keine Schwierigkeiten. Es war atemberaubend, sie arbeiten zu sehen. Oft klappten die neuen Songs in wenigen Takes. Ein Beispiel hierfür war der Song »Drive my car«. Es war Pauls Lied, und die Aufnahmen begannen um 7 Uhr abends. Sie hatten noch keinen Text, geschweige denn einen genauen Ablauf. In den nächsten fünf Stunden war der Song komplett, so wie man ihn heute noch auf Platte hören kann. Das alles in gerade mal vier Takes. Keine Nacht verließen die Beatles vor 1 Uhr das Studio.

Die neue Single »Day Tripper« hat John auf dem Weg zum Studio geschrieben. Unter Druck liefen alle Beatles erst zur Hochform auf. Sie waren nie erschöpft, nur manchmal ein wenig müde. Paul und John schrieben jetzt nur noch selten zusammen. Sie funktionierten aber noch wie ein Traumteam im Studio. Als Paul sein »We can work it out« brachte, fehlte ein Mittelteil. John brauchte ungefähr fünf Minuten, um ihn den anderen vorzuspielen. Er paßte zwar im Tempo nicht ganz, aber das lösten sie elegant durch einen Taktwechsel im Walzerrhythmus. Alles schien möglich.

Rupert und ich lungerten die ganze Zeit im Studio herum. Hier war uns am wohlsten. Die Beatles waren behütet, wir waren unsichtbar, und wir genossen Genies bei der Arbeit. Zu meiner großen Freude sangen die Beatles zum ersten Mal in ihrer Karriere französisch, nun, es klang fast französisch: »Michelle ma belle sont les mots qui vont tres bien ensemble ... «

Zugegeben, es war nicht Moliere, aber immerhin.

Ganz hingerissen war ich von »Norwegian Wood« von John. Auch heute noch fasziniert mich die einfache Melodie. Er hat dieses Lied

über eine Affäre geschrieben, die er während seines Urlaubs hatte. Mich erinnerte das Lied immer an Mandy, die ich nie vergessen habe. Es ist unser Lied.

Das schönste Stück, das John ablieferte, war »In my life«. Rupert war ganz ergriffen vom Text. Ich wußte nicht, daß ihm so etwas nahe ging. Es war ein trauriger Rückblick voller Wehmut und doch nicht schmalzig, schlicht genial.

»There are places I'll remember
all my life, though some have changed,
some forever, not for better,
some have gone and some remain."

Am 11. November wurde es eng. Es war definitiv der letzte Tag für Aufnahmen und es fehlten noch drei Songs. »Das schaffen sie nie«, sagte Rupert. »Frag am besten gleich nochmal diesen Typen, der dir das Rühreilied gegeben hat, ob er noch eins auf der Pfanne hat.« »Das würde nichts helfen«, antwortete ich, »es ist die letzte Nacht.«

In dreizehn Stunden zogen die Beatles alle Register. Paul kam mit »You won't see me«. John ließ sich nicht lumpen und spielte »Girl«, das er selbst zu seinen besten Songs zählte. Wenn ich diese Aufnahmen höre, kann ich kaum fassen, daß sie in dieser kurzen Zeit so perfekt spielten. Fehlte immer noch einer! In ihrer Not griffen die Beatles auf einen alten Song zurück, den sie schon für »Beatles For Sale« geplant hatten: »Wait«. Sie fügten ein paar Instrumente dazu, hier ein paar Dudaas, da ein Tambourine und um 5 Uhr früh, als die ersten Londoner schon wieder aufstanden, hatten sie »Rubber Soul« im Kasten. Es ist die kraftvollste LP, die die Fab Four je ablieferten. Energie von der ersten bis zur letzten Note. Selbst nach vielen Jahren klingt sie immer noch, als hätten die Beatles gerade eben das Studio verlassen.

Weihnachten 1965 war nach einem sehr stressigen Jahr eine wahre Erholung. Zurück auf unserer Ebene wurden Rupert und ich mit Glückwünschen und Auszeichnungen nur so überschüttet. Selbst unsere Kritiker mußten wohl oder übel zugeben, daß die Sache bisher fantastisch gelaufen war. Wir wurden wie große Persönlichkeiten herumgereicht, was mir im Grunde genommen zwar angenehm war, aber auf der anderen Seite auch wiederum nicht. Je höher man steigt,

desto höher ist auch die Gefahr, wieder ganz nach unten zu fallen – das spürte ich schon damals. Rupert schien das nicht zu stören. Er gab Autogramme und prahlte auf die nette Art. Ich entzog mich dem ganzen Rummel, wann immer ich konnte, um Anisette zu sehen. Sie besaß immer noch die gleiche Anziehungskraft, aber nach dem Ereignis in diesem Sommer in Beverly Hills war unser Verhältnis nicht mehr wie früher. Ich hatte ihr gegenüber ein fürchterlich schlechtes Gewissen. Trotzdem waren die wenigen Tage, die ich mit Anisette verbrachte, die nettesten seit langem und die letzte Ruhepause vor meinem katastrophalsten Jahr. Niemand hätte vorausahnen können, daß ich am Ende dieses Jahres die Kontrolle und die Übersicht über mein Projekt restlos verlieren sollte. Wenn ich mich richtig erinnere, dann hat Anisette mir damals zwischen den Zeilen zu verstehen gegeben, daß mir Gefahr droht, doch ich war auf der Wolke des Erfolgs, und nichts hätte mich vom Gegenteil überzeugen können. Ich hatte den Eindruck, daß ich die Dinge steuern konnte, wie es mir beliebte. Manchmal fühlte ich so etwas wie eine schöpferische Kraft in mir, die mich unfehlbar machte. Das war eine gnadenlose Fehleinschätzung, und ich verfluche den Tag, an dem ich eine von diesen bunten Tabletten aus Johns Blechdose in Weybridge genommen habe.

Es sind oft die kleinen Zeichen, die man übersieht. Am 18. April 1966 kam der Cavern Club unter den Hammer. Er war bankrott. Niemand hat das damals so richtig zur Kenntnis genommen. Der Ort, an dem alles für die Beatles begonnen hatte, wurde kurze Zeit später einfach platt gemacht. Aber was ist schon Liverpool, wenn einem die ganze Welt zu Füßen liegt? Kurz vor Weihnachten hatten die Beatles nochmal eine kurze Tour durch England gemacht. Sie war schon Wochen vorher restlos ausverkauft. In Liverpool natürlich auch. Insgesamt 40.000 Vorbestellungen waren in Liddypool eingegangen, und nur 5000 Tickets waren vorhanden. Als ob die englischen Beatlefans es gerochen hätten. Es sollte die letzte Tour der Beatles in England sein.

Am 6. April 1966 begannen die Liverpooldels ein neues Album. Schwer vorzustellen, daß sie die Leistung von »Rubber Soul«, noch einmal überbieten konnten. Aber sie schafften es spielend. Der Zeitraum, den sie für Aufnahmen zur Verfügung hatten, wurde erheblich länger. Sie konnten viel experimentieren. Die Mitwirkung

von George Martin, der ja immer ein wenig im Hintergrund war, wurde zunehmend wichtiger. Er übersetzte die Ideen der Beatles und schaffte für sie die technischen Voraussetzungen. Die gesamte Aufnahmetechnik wurde in diesem Jahr revolutioniert, weil sie es so wollten. Die Beatles setzten die Meßlatte, und sie waren die einzigen, die drüberwegspringen konnten.

Mittlerweile betreute ich nur noch John, der hatte es am meisten nötig. Den Rest besorgte Rupert. Ich verbrachte die meiste Zeit zu Hause bei ihm in Weybridge, wenn nicht irgendwelche Studioterminen waren. John wurde zunehmend labiler. Er rauchte viel und nahm jetzt regelmäßig irgendwelche Tabletten, die Rauschzustände produzierten. Nur so war für ihn die gesamte Situation erträglich.

Mehr aus Neugier als aus Langeweile, probierte ich das eines Tages auch. Der Effekt, den die Pillen hatten, war beängstigend. Ich konnte mich nicht mehr bewegen, und vor mir liefen tausend Filme auf einmal ab. Ich sah Wesen, die ich noch nie vorher gesehen hatte. Ich stieg in Dimensionen auf, die ich nie vermutet hätte. Der ganze Trip muß Tage gedauert haben. An eine Szene erinnere ich mich noch ganz genau. Ich stand vor einem überdimensionalen Spiegel, und darin sah ich mein Gesicht. Plötzlich veränderte sich mein Gesicht und wurde ein anderes und wieder ein anderes – es müssen hundert gewesen sein – und immer wußte ich, dieses fremde Gesicht bin ich. Das letzte dieser Gesichter wurde zur einer häßlichen Fratze, und ich lief schreiend hin und her, bis die Wirkung langsam nachließ.

John war nicht der einzige, der sich radikal veränderte. Auch George Harrison schlug eine ähnliche Richtung ein. Vorbei waren die Tage von »She loves you« – endgültig. Text und Musik gingen in eine völlig neue Richtung. George hatte schon auf »Rubber Soul« mit indischen Instrumenten experimentiert. Auf der neuen LP war sein Einfluß noch stärker. »Love you to« ist ein gutes Beispiel hierfür. George kam eines Abends überraschend nach Weybridge, um John zu besuchen. Er brachte seine Gitarre mit. John hatte was geschluckt und wollte alles andere als jetzt Musik spielen. George war mitten in seiner neuen Komposition hängengeblieben und fragte John um Rat. Es war wohl einer der wenigen Augenblicke, in denen John und George als Komponisten zusammensaßen. Zwei Stunden später hatte George seinen Mittelteil. Auf John war immer Verlaß, wenn es um Melodien ging.

»Rain« schrieb er zu Hause, nachdem er vorher ein paar Tabletten eingeworfen hatte. »Stoned« sagte man damals dazu. Als er am nächsten Morgen die Aufnahmen auf seinem Tonband hörte, konnte er sich nicht mehr erinnern, daß er das in der Nacht davor aufgenommen hatte.

»Rain« kam auf die Rückseite der neuen Single der Beatles. Vorne drauf nahmen sie »Paperback writer« von Paul. Diese Platte ist eine der wenigen Ausnahmen, wo die B-Seite wesentlich besser ist als ihre A-Seite. John hat es wortlos hingenommen. Bei »Paperback writer« sangen die vier zu meiner großen Freude wieder mal ein wenig französisch. Wer genau hinhört, der kann »Frère Jacques« im Chor raushören.

Die neue LP nannten sie »Revolver«. Paul McCartney schrieb darauf die erfolgreichsten Stücke. »Here, there and everywhere« und »Yellow Submarine«, das Paul speziell für Ringo geschrieben hatte. Er hatte ein Ohr für so etwas und ein sicheres Händchen. »Yellow Submarine« lief den ganzen Sommer über in jeder Boutique in London.

Rupert und ich genossen die Nächte im Studio. Wir waren immer gespannt, was Paul sagen würde, wenn er Johns Kompositionen hörte, beziehungsweise wie John reagierte, wenn Pauls Antwort in Form eines gigantischen Hits kam. Dieser Funke von Rivalität war immer da.

Die Aufnahmen zu »Revolver« zogen sich bis in den Juni. Als letztes Lied nahmen sie Johns »She said« auf. Sie hatten noch keinen Titel dafür und entschieden sich erst, als die Aufnahme fertig war. Die Idee kam von Peter Fonda, der John in Beverly Hills dauernd ins Ohr geblasen hatte, daß er wüßte, wie es sei, wenn man tot ist. Der Junge hatte keinen blassen Schimmer, aber John ein wunderbares Lied.

Sommer bedeutete nach wie vor Tournee. Brian Epstein ließ nicht locker. Er wußte wohl, daß die Beatles diese Auftritte mittlerweile haßten wie die Pest. Trotzdem plante er eine gigantische Welttournee. Sechs Wochen lang. Brian besiegelte, ohne es zu wissen, damals sein Schicksal.

Die Beatles spielten so lausig wie noch nie, und sie wußten es. Die elf Titel, die sie auf dieser Tournee präsentierten, wurden von

mancher Schulband besser gespielt. Die Beatles hauten sie einfach so runter und killten beinahe alles, was in ihren Hits steckte. Sie sangen völlig daneben, vergriffen sich laufend und kriegten nicht mal ihre eigenen Texte auf die Reihe. Da standen die vier allergrößten Rockmusiker aller Zeiten auf der Bühne und versagten alles jämmerlich. Rupert und ich standen oft kopfschüttelnd daneben. Wie recht hatte doch John, als er sagte, daß man ohne weiteres vier Gummipuppen auf die Bühne hätte stellen können und ein Playback dazu spielen.

Die Tour begann in Deutschland und hatte da noch etwas Nostalgisches. Die Jungs kamen nach Hamburg zurück. In der Stadt, in der sie jede Nacht gespielt hatten wie die Besessenen, um die Leute zufriedenzustellen, da spielten sie jetzt so schnell wie möglich, um es hinter sich zu bringen. Es war eine Schande.

Die nächste Station war Japan. Hier begannen die Schwierigkeiten. Der Veranstalter in Japan hatte die Beatles in die Nippon Budokan Halle gebucht, wohlwissend, daß es Probleme geben würde. Diese Halle galt vielen Japanern als heilig. Logisch, daß es Morddrohungen gegen die Beatles hagelte. Da Japan nie das Gesicht verliert, sorgten die Behörden dafür, daß die Beatles während ihres gesamten Aufenthaltes streng bewacht wurden. Sie konnten nicht mal ungestört aufs Klo. Rupert und ich sahen das gelassen. Die Polizisten machten unsere Arbeit, kann es denn was Angenehmeres geben? Die Beatles, allen voran John, konnten diesen Zustand nicht ertragen. Sie versuchten mehrmals auszubüchsen, wurden aber immer von japanischen Polizisten geschnappt. John und George kochten vor Wut. Beim Konzert waren von 10.000 Zuschauern 3.000 Polizisten. Wie froh wären John, George, Paul und Ringo gewesen, hätten sie wenigsten zehn Polizisten gehabt, als der wütende Mob in Manila sie beinahe totgetrampelt hätte.

Sie kamen schon relativ genervt auf den Philippinen an. Sie wurden von Gorillas in Empfang genommen und sofort auf ein Boot gebracht. Wir alle glaubten, wir stünden unter Arrest. Panik brach aus, da im Handgepäck der Beatles der Stoff war, aus dem die Träume sind. Sie hätten sich keine Sorgen zu machen brauchen. Wofür hatten sie uns? Die Gorillas hätten sich schwarz gesucht. Rupert hatte alles eingesammelt und verwahrt. Trotzdem, drei Stunden Ungewißheit bei schier unerträglicher Hitze. Die nachfolgende Pressekonferenz war

dementsprechend übel. Die Beatles gaben aggressive Antworten auf die gleichen, dummen Fragen, die sie überall auf der Welt gefragt wurden. Ich hatte das Gefühl, da braut sich was zusammen – höchste Alarmbereitschaft.

Die Shows liefen jedoch ohne besondere Zwischenfälle. Wir waren erleichtert. Zurück ins Hotel. Die erste Hürde war genommen.

Was wir nicht wußten, war, daß Brian Epsteins schludrige Planung das Leben der Beatles bedrohte. Er hatte eine Einladung der Präsidentin Imelda Marcos nicht beachtet. Dreihundert Kinder und die Präsidentin warteten vergeblich auf die Popstars aus England. Die schliefen noch. Wer Frau Marcos kannte, der wußte, daß mit ihr nicht zu spaßen war. Brian wußte das nicht. Er machte deutlich, daß er mit dem Empfang auf den Philippinen alles andere als zufrieden war. Er kannte die Einstellung von John und George, die solche offiziellen Einladungen haßten. Deshalb gab er Imelda einen Korb. Als die Beatles aufwachten, waren sie im Brennpunkt eines nationalen Skandals. Die Presse schlug zurück und Frau Marcos ebenfalls – mit voller Härte. Sie zog alle Sicherheitskräfte ab und überließ die Beatles ihrem Schicksal. Als ich aus dem Hotelzimmer schaute, war mir klar, daß es jetzt eng werden würde. Draußen standen Tausende von wütenden Philippinos. Sie wirkten sehr bedrohlich. Auf dem Weg zum Airport säumten ebenfalls erboste Menschen, die vor wenigen Tagen den Beatles noch zugejubelt hatten, die Straßen. Rupert steuerte die Limousine. Ich wartete am Airport.

Der Convoy kam nicht. Rupert hatte sich verfahren. Es gab niemanden, der ihnen den Weg zeigen wollte. Die Beatles waren in der Falle. Ich merkte, daß etwas nicht stimmte und suchte Rupert. Als ich den Wagen sah, gab ich ihm ein Zeichen und die richtige Richtung. Am Flughafen begann dann das Chaos.

Brian Epstein hatte versucht, den Kapitän der Maschine, die die Beatles nach Indien bringen sollte, zu überreden, solange zu warten, bis alle an Bord waren. Nur, wir kamen erst gar nicht so weit. Bereits in der Eingangshalle brüllten die Leute wie die Affen und schlugen rhythmisch an die Glasfenster.

Auf dem Weg zur Zollabfertigung geriet die Sache dann außer Kontrolle. Die Polizisten drohten mit Fäusten auf alles ein, was nach Beatles aussah. Ich preßte mich ganz nah an John. Dann fingen wir an

zu rennen. Ringo erwischte es zuerst. Ein Kinnhaken streckte ihn zu Boden. Die Leute trampelten auf ihn. Rupert zog ihn weg und steckte dafür Prügel ein. Plötzlich flogen Steine. Mal Evans, einer der Roadmanager, wurde getroffen. Auch er ging zu Boden. Ich schnappte ihn und zog ihn mit. Jetzt traf es John. Er fing sich ein paar Tritte, und sie hatten ihn beinahe in der Mangel, als Rupert dazustürmte. Ein kleiner drahtiger Polizist schlug ihn mit einem Schlagstock. Rupert hielt ihn am Uniformhemd fest, bis es in Fetzen war. Das rettete John. Jetzt war Brian an der Reihe. Sie traten ihn, und er erhielt mehrere Faustschläge in den Unterleib. Trotzdem rannte er weiter. Ich sah auch Jules, seinen Betreuer. Er schlug mit einer Art Reisetasche um sich und schrie: »Nehmt eure dreckigen Finger von Brian, ihr Bestien!« Dann schlug er wieder wild um sich. Die Menschenmasse kam immer näher, und es wurde immer gewalttätiger. Um George zu retten, mußten wir aufs Ganze gehen. Wir drückten eine kleine Gasse frei, durch die er sprinten konnte. Als zwei Uniformierte losschlagen wollten, warf Rupert sich dazwischen. Er erwischte den einen mit dem Ellenbogen am Ohr. Das war zuviel. Das nächste, an das ich mich erinnere, war ein Pulk von kleinen, olivfarbenen Gorillas, die auf uns eindroschen, und zehn Sekunden später waren wir in Handschellen.

Sie schleppten uns in einen Raum hinter der Zollabfertigung. Jules hatten sie auch geschnappt. Er blutete und weinte vor Wut. Durch die Jalousien konnte ich erkennen, daß die Beatles in Sicherheit waren. Wenigstens vorläufig. Brian humpelte und mußte gestützt werden. Paul war der einzige, dem überhaupt nichts passiert war. Die Taschen der Beatles wurden gefilzt. Als ich fragend zu Rupert schaute, kniff er ein Auge zu. Ich wußte, das war geregelt. Er hielt sich die Rippen. »Hast du Schmerzen?« fragte ich ihn. Er blies die Backen auf: »Wie kommst du darauf?«;

Jules faßte sich an die Stirn und stöhnte. Rupert drehte sich zu ihm und feixte: »Das kommt davon, wenn man Karate mit seinem Handtäschchen macht!« Jules antwortete ihm nicht, er drehte nur seinen Kopf zur Seite.

»Das haben wir dir und Brian zu verdanken, ihr Schlafmützen. Hättet ihr euch mehr um eure Aufgaben gekümmert, als um irgendwelche kleinen Jungs, dann säßen wir jetzt nicht hier!« brüllte Rupert.

»Hör auf, Rupert!« rief ich, »das nützt jetzt alles nichts. Wir müssen dafür sorgen, daß die Jungs dieses Land verlassen und zwar schnellstens.«

Die Tür wurde aufgestoßen, und herein kamen sechs der breitesten Philippinos, die ich bisher gesehen hatte. Einer von ihnen hielt ein zerrissenes Hemd in der Hand und fuchtelte mit diesem Ruperts vor Nase rum. Dabei brüllte er mit hochrotem Kopf. Ich spähte auf die Rollbahn und sah, daß die KLM-Maschine mit den Beatles an Bord zum Start bereit war. In diesem Augenblick erhielt Rupert eine fürchterliche Ohrfeige. Der kleine Kraftprotz hatte sich vor ihm aufgebaut und ging ihm gerade mal bis zur Kinnspitze. Da sah ich Ruperts Halsschlagadern anschwellen. Ich konnte gerade noch Jules warnen, als es krachte. Trotz der Handschellen packte Rupert den Polizisten und warf ihn durch die Glasscheibe. Die zwei andern, die sofort auf Rupert losgingen, rannten zuerst mit ihren Nasen in den Ellenbogen von Rupert, dann folgten sie ihrem Vorgänger, der freundlicherweise schon das Glas im Türrahmen beseitigt hatte. Weiter kam Rupert nicht. Die restlichen Sherrifs von Imelda Marcos zogen blitzschnell ihre Waffen. »Schnell«, rief ich, »preßt eure Hände zusammen! Ich zieh uns raus!«

Eine Sekunde später bot sich ein eigenartiges Bild. Da standen drei verdutzte Bulldogengesichter mit gezogenen Waffen und zielten auf eine leere Wand, während draußen vor der Tür ihre Kollegen sich wahrscheinlich fragten, wo die vielen Scherben auf einmal herkamen.

Rupert grinste und deutete auf sie: »Guck mal, Raimond, die könnten sich auch mal wieder ihre Uniform bügeln lassen.«

Ich hätte sehr gerne gesehen, was sie in ihren Polizeibericht schrieben, aber wir mußten uns um die Beatles kümmern. »Was machen wir mit den Handschellen?« »Gib sie Jules, der soll sie als Ohrringe tragen«, maulte Rupert.

»Hör jetzt endlich auf ihn zu hänseln!«

Im Flugzeug herrschte dicke Luft. Die Beatles redeten kein Wort. Sie waren tief geschockt. Sie tranken einen Whiskey nach dem anderen. Brain wurde krank. Er bekam Fieber und mußte sofort nach der Landung in Neu Delhi in ärztliche Behandlung. Dort schienten sie ihm auch gleich seinen verstauchten Fuß. Brian wußte, was die Stunde

geschlagen hatte. Er hatte das Leben seiner Schützlinge aufs Spiel gesetzt und dabei noch viel Glück gehabt.

In Indien wollten sie sich alle ein wenig ausruhen und etwas über indische Musik erfahren, aber sie konnten tagelang das Hotel nicht verlassen, weil sie von Fans belagert wurden. Völlig genervt landeten sie am 8. Juli 1966 um sechs Uhr früh wieder in London.

Die Presse hatte natürlich Wind bekommen von den Vorfällen, und zum ersten Mal wurden bei einer Pressekonferenz andere Fragen gestellt als das Übliche: »Wann habt ihr euch zum letzten Mal die Haare schneiden lassen?«

George Harrison traf den Nagel auf den Kopf. Auf die Frage: »Wie geht's denn jetzt weiter?«, antwortete er: »Nun, wir machen jetzt zwei Wochen Urlaub, bevor wir uns von den Amis verkloppt lassen.'

Wie recht er hatte!

»Hat er das wirklich gesagt?« fragte Poseidon besorgt. Er hielt einen Zeitungsausschnitt in den Händen. Er gab ihn mir und ich las:

JOHN LENNON SAGT:
DIE BEATLES GRÖßER ALS JESUS

Meine Güte, das durfte doch nicht wahr sein. Drehten denn jetzt alle durch? Poseidon empfahl mir, der Sache nachzugehen. Sie hatten auf höchster Ebene eine große Konferenz einberufen. Sofort. Rupert besorgte mir die nötigen Informationen. Mit mulmigem Gefühl erschien ich vor dem Ausschuß. Da saßen sie mit ernsten Gesichtern, alle, die mir gestern noch auf die Schulter geklopft hatten. Sie strichen sich durch ihre langen Bärte und tuschelten miteinander.

Rastelli eröffnete die Konferenz mit einem kurzen Statement. Dann waren alle Augen auf mich gerichtet. Ich versuchte zu erklären, was John in einem Interview gemeint hatte, als er sagte, die Beatles seien populärer als Jesus. In diesem Interview wurde über Religion gesprochen. Rock 'n' Roll war bei den Jugendlichen weit höher im Kurs als religiöse Dinge. John war der Meinung, daß das Christentum eher verschwinden würde, als die Rockmusik. Sicher, eine Behauptung, die vielleicht gewagt war, aber hatte er im Grunde genommen nicht recht?

Die Herren musterten mich. Zu meiner Überraschung erkannte ich in einem von ihnen Micado. Seit dem Zwischenfall damals mit Rupert hatte ich nie wieder etwas von ihm gehört. Er war also doch noch in die erste Liga aufgestiegen. Reife Leistung für einen Verklemmten. Er stand auf, schaute verächtlich zu mir herüber und sagte dann:

»Was bildest du dir ein, Raimond? Wer bist du, daß du den Namen Jesus mit Rock'n' Roll gleichsetzt oder mit was auch immer? Hat dir dein Erfolg so zugesetzt, daß du dich zu so etwas versteigst? Züchten wir hier den Größenwahnsinn? Gelten keine Regeln mehr? Bist du derjenige, der auserwählt ist, alle Gesetze außer Kraft zu setzen? Uns zu beleidigen?« Er hob dabei seinen Kopf, wie Kaiser Nero in dem Film, als er Rom anzündete. Er genoß die zustimmenden Nicker seiner Kollegen und das Schweigen in der ganzen Runde.

Ich war eigentlich gekommen, um die Angelegenheit sachte zu regeln, ohne jemanden vor den Kopf zu stoßen. Solche Dinge verlieren bald an Dynamik und man geht zur Tagesordnung über. Hier aber fühlte ich mich persönlich angegriffen. Ich stand von meinem Hocker auf und machte ein paar Schritte auf Micado zu und sah ihm ins Gesicht. Er hielt meinem Blick nur wenige Sekunden stand, dann schaute er weg.

Ich legte den Zeitungsartikel vor ihn hin, dann sagte ich: »Solange es Richter gibt wie du Micado, die immer zuerst vor den Türen der anderen kehren, anstatt vor der eigenen, so lange ist mir um den Rock'n' Roll nicht bang.«

Ich drehte ihm den Rücken zu und verließ die Konferenz.

Die ersten Morddrohungen gegen die Beatles gingen am 8. August ein. Radiostationen riefen zu einem Beatleboykott auf, vor allem im südlichen Teil der Vereinigten Staaten. Das alles gipfelte in der öffentlichen Verbrennung von LP's der Beatles. Es war ein bißchen wie im Mittelalter. Natürlich war immer die Presse dabei. Endlich hatten sie etwas gefunden, womit sie uns an den Karren fahren konnten. Es war eine Hetzkampagne ohne gleichen. Brian Epstein überlegte ernsthaft, die Tour abzublasen. Das hätte jedoch den Beatles finanziell das Genick gebrochen.

Bei der ersten Pressekonferenz auf amerikanischem Boden, wurde John von den Journalisten gegrillt. Sie fragten so hartnäckig nach

einer Entschuldigung für die begangene Gotteslästerung, die keine war, bis John kollabierte.

»Ich habe es nicht als Gotteslästerung gesagt, nicht als antireligiöses Statement, ich habe das Wort Beatles genommen, weil ich mich damit auskenne. Hätte ich gesagt TV oder Autos sind größer als Jesus, hätte kein Mensch was gesagt. Ich habe gesagt, was ich gesagt habe und es war falsch – es wurde falsch verstanden. Und jetzt ist es all das hier.« Sie ließen nicht locker. Ob er sich nicht entschuldigen wolle. Was blieb ihm anderes übrig. John ging vor allen auf die Knie. Es war beengend. Die ganze Sache verlogen.

Die US-Tour, die dann folgte, war eine einzige Qual. In Cleveland brachen 2500 Fans durch den Zaun und rannten in Richtung Bühne. Das Konzert wurde unterbrochen, als sie gerade »Day Tripper« spielten

In Philadelphia zog ein Gewitter direkt auf das Stadion zu, in dem sie spielten. Während des gesamten Auftritts zuckten Blitze über den Beatles.

Jemand gab sich da enorme Mühe.

Am Schlimmsten war es in Memphis. Mehrere Morddrohungen waren eingegangen. Die Verrückten wollten einen der Jungs während des Konzerts erschießen. Rupert und ich waren angespannt wie nie zuvor. Ich konnte nicht zulassen, daß so etwas passierte. Wieso lief alles plötzlich dermaßen aus dem Ruder? Während des Konzerts mischten wir uns unsichtbar ins Publikum. Wie aber unter 10.000 Menschen den Durchgeknallten entdecken? Ich konnte nur hoffen, daß alles gut ging.

Bei der ersten Show um vier Uhr nachmittags gab es keine Zwischenfälle. Die zweite um halb neun machte mir Sorgen. Nicht nur mir. John, George, Paul und Ringo gingen durch die Hölle. Sie wußten, daß sie jetzt da raus mußten, und irgendwo zielte einer mit einem Gewehr auf sie. John und Paul mußten sich mehrfach übergeben, bevor sie den langen Korridor entlangmaschierten, der sie zur Bühne brachte. Sie standen auf der hellerleuchteten Bühne und gaben ein fantastisches Ziel ab. Der Schütze blieb im Dunkeln. Es lief alles wie gewohnt, als gegen Ende des Auftritts ein Feuerwerkskörper auf die Bühne flog.

Es gab einen kurzen Blitz, und ich starrte gespannt auf die vier Jungs. Wer von ihnen würde umfallen? Gottseidank, keiner. Falscher Alarm.

Plötzlich sah ich Rupert. Er schwebte auf mich zu und ruderte mit den Armen: »Ich hab ihn«, rief er, »schnell komm!«

Der Feuerwerkskörper war nur ein Ablenkungsmanöver. Auf den Rängen im oberen Bereich sahen wir eine dunkle Person huschen. Rupert packte blitzschnell zu und drückte sie zu Boden. Das Gewehr, das der Bursche noch Sekunden vorher in den Händen hatte, fiel zu Boden. Es gab ein kurzes Handgemenge, dann löste sich ein Schuß. Ich hatte ihn getroffen. Ich war wie gelähmt. »Rupert«, keuchte ich, »Rupert, ich... ich... ich hab nur das Gewehr aufgehoben. Ich habe nicht schießen wollen.«

Rupert ließ den jungen Mann auf den Boden sinken. Er hatte die Augen noch leicht geöffnet, aus seinem Mund kam Blut. Mir wurde ganz schlecht.

Er trug kurze Haare, hatte einen schmalen Oberlippenbart und sah aus, als ob er nur kurz weggenickt wäre. Ich mußte mich setzen. Das war zuviel für mich.

Die Beatles hatten gerade ihren Auftritt absolviert. Sie verließen unter tosendem Beifall die Bühne. Wenigstens waren Sie außer Gefahr. Wir blickten auf die große Arena, und Tausende von Lichtblitzen verfolgten die Jungs, bis sie verschwunden waren. Jeder Fan wollte noch eine Fotoerinneung mit nach Hause nehmen.

Ich preßte immer noch die Hände an die Wangen, weil ich es nicht fassen konnte, daß ich soeben einen Menschen erschossen hatte. Da brüllte Rupert neben mir: »Raimond, schnell er haut ab!« Wie ein Blitz drehte ich mich herum, tatsächlich, wo eben noch ein Toter gelegen hatte war nichts mehr. »Rupert wir müssen ihn kriegen, er darf nicht davonkommen!«

Wir rannten wie noch nie. Durch die schmalen Sitzreihen und mit langen Sätzen die Treppen hinunter. Wir waren ihm dicht auf den Fersen, zum Greifen nahe. Ich war entschlossen ihn mir vorzuknöpfen. Da hielt Rupert mich von hinten fest: »Laß ihn, wir haben keine Chance.« »Bist du wahnsinnig«, keuchte ich, »ich hatte ihn fast, was soll das?« »Wir müssen runter und sie mit dem Wagen

ablenken«, pustete er. »Rupert, weißt du, was ich am liebsten machen würde? Dir die Gurgel umdrehen.«

Die Beatles verließen das Stadion in einem Greyhoundbus. Vielleicht hatte Rupert ja recht, daß er die Jagd nach dem Heckenschützen vereitelt hatte. Wir eilten zum Parkplatz, und dann verließ eine dunkle Limousine das Hauptportal mit uns am Steuer und zog so das gesamte Interesse aller auf sich. Bis die Masse schnallte, daß sie genarrt wurde, waren unsere völlig entnervten Jungs längst am Flughafen.

Der dreizehnte Auftritt dieser Tour sollte um 3.33 nachmittags beginnen. Aber es regnete wie verrückt. Die Verstärker der Beatles und die Gitarren waren ständigen Duschsalven ausgesetzt. Das war äußerst gefährlich. Wir hatten schon von vielen Vorfällen gehört, bei denen Gitarristen auf der Bühne gestorben waren, und so wie die Dinge ohnehin standen, war ich fest überzeugt, es handelte sich um einen erneuten Attentatsversuch von der anderen Seite. Das war seit dem Vorfall vom gestrigen Abend eine fixe Idee von mir, die mich seither nicht mehr verlassen hatte.

In unserer Notlage bat ich zum ersten Mal seit Beginn meiner Mission bei Poseidon um Hilfe. Wir wußten zu wenig über Elektrizität, deshalb wollte ich einen Spezialisten befragen. Poseidon reagierte prompt und brachte uns zwei Spezialisten, die sich mit so etwas auskannten. Benjamin Franklin und Georg Simon Ohm. Beide hatten mit Elektrizität gearbeitet, und wir schilderten ihnen den Fall. Ich wollte wissen, wie man trotz der widrigen Umstände eine Katastrophe verhindern konnte. Sie schauten etwas verdutzt, dann sagten beide: «Am besten Finger weg!«

Na toll, jetzt wußten wir mehr! Rupert und ich entschlossen uns, der Gefahr keine Chance zu geben. Wir rissen sämtliche Stecker raus, die wir in die Finger kriegten, oder schnitten irgendwelche Kabel einfach durch. Das Konzert der Beatles mußte ausfallen. Sollte einen Stromschlag kriegen, wer wollte. Wir nicht.

Das heißt, Rupert hatte es doch noch erwischt im letzten Augenblick. Er kam wohl mit seinem Messer an die Stromhauptversorgung. Reden wir nicht mehr drüber. Was aber irgendwie doch lustig war, war die Tatsache, daß seine Haare vier Tage lang steil nach oben standen.

Am 29. August spielten John, George, Paul und Ringo in San Francisco. Es war der letzte Auftritt dieser Tour. Ich muß zugeben, ich war an diesem Tag sehr aufgeregt. Ich hoffte vage, daß ich Mandy vielleicht wiedersehen würde. Während des ganzen Konzerts suchte ich die Reihen nach ihr ab, konnte sie aber nicht finden. Vielleicht lebte sie ja gar nicht mehr in dieser Stadt, versuchte ich mich zu trösten, aber irgendwie machte mich das alles sehr traurig. Noch ein anderer suchte wie verrückt. Jules hatte Brian verloren und war völlig aus dem Häuschen. Brian war kurz vor dem Konzert mit einem Bekannten weggegangen und nicht mehr aufgetaucht. Ich hätte ihm gern geholfen, aber ich hatte keinen Nerv.

Nur einer verbrachte diesen Abend völlig bewegungslos am Rand der Bühne. Es war Rupert. Er stand wie angewurzelt da und starrte auf die Bühne, auf der die Beatles gerade »Long tall sally« spielten, wenigsten klang es so. Dann winkten sie nochmal kurz ins tobende Publikum und gingen von der Bühne. Rupert stand immer noch wie versteinert. »Was ist los mit dir?« wollte ich wissen. »Du schaust so mies, freu dich, daß nichts Schlimmes passiert ist heute.«

Er stand schweigend da, dann sah ich, daß er mit den Tränen kämpfte. ich legte einen Arm um ihn: »Hey, Junge was ist los?« »Nichts – nichts – ich weiß nicht!« Er drehte sich von mir weg. Ich dachte, es wäre wohl besser, wenn ich jetzt nichts mehr sagen würde.

Sofort nach der Show im Candiestic Park flogen wir nach Los Angeles, von dort aus nach Hause. Als die Beatles im Flugzeug Platz nahmen, konnte man auf ihren Gesichtern die Erleichterung sehen, daß diese mörderische Tour zu Ende war. George Harrison bestellte sich was zu trinken und sagte: »So, das war's, ab heute bin ich kein Beatle mehr.« Dann nahm er einen tiefen Schluck. »Du hast recht George«, meinte John, » wir haben diesen Mist hinter uns.«

Paul und Ringo schauten nur stumm. George sollte recht behalten, es war das allerletzte Live-Konzert der Beatles. Brian Epstein muß es damals auch gefühlt haben, so wie Rupert, er trank den ganzen Flug über, warf eine Tablette nach der anderen ein und kriegte seinen Moralischen. Brian war nicht ganz unschuldig an seiner Situation.

Ich selbst glaubte damals noch nicht an ein Ende der Live-Auftritte. Nach dem nächsten Urlaub würde sicher alles wieder ganz anders aussehen.

Nun, ich kannte John eben immer noch nicht richtig.

Nach dieser Tour hatten wir seit Jahren endlich wieder mal eine Verschnaufpause. Nahezu drei Monate sahen sich die Beatles nicht. George ging nach Indien, aus musikalischen, aber auch aus religiösen Gründen. Er war ein feiner Charakter, still, bescheiden und trotzdem genial, leider zu oft im Schatten seiner beiden Beatlesbrüder John und Paul. Ringo machte einen auf Familie. Paul arbeitete an einer Filmmusik. Rupert übernahm Paul und Ringo. Ich blieb bei John. Der drehte einen Film. Zuerst in Deutschland, dann in Spanien. Es waren die sechs langweiligsten Wochen meines Daseins. Auch John, der zuerst begeistert war, endlich mal seine Ruhe zu haben, wurde zusehends nervös. War das das Leben nach den Beatles?

Ich bin überzeugt, wenn Spanien nicht gewesen wäre, hätte ich die Sache weiterhin leidlich im Griff gehabt. So war mir nach ein paar Wochen alles egal. Fast jeden Abend vergriff ich mich an der Zauberdose von John. Er übrigens auch. Auf diesen Trips lernte ich John kennen wie kein anderes Wesen zuvor. Wir sahen uns und sprachen oft miteinander, wenngleich er sich auch hinterher nicht mehr an mich erinnerte. Daß die Situation für ihn fatal werden könnte war mir damals ehrlich nicht bewußt. Ich wußte nur eines, daß ich gegen den elementarsten Grundsatz der Seelenführung verstoßen hatte. Ich ließ es zu, mit der mir anvertrauten Seele auf eine Stufe zu kommen, indem ich mit ihr sprach und mich in einer Hülle zeigte, wenn auch nur im Rauschzustand. Ich erzählte John von meiner Jugend, meiner großen unerwiderten Liebe Anisette und meinen stillen Wünschen. Ich nahm ihn mit auf eine Reise zu Ebenen, die er nicht hätte sehen dürfen – noch nicht.

Der Kater am nächsten Morgen war immer fürchterlich, und ich schwor jedesmal, daß es das letzte Mal gewesen sei. Aber es schien stärker als ich. Das Schlimme daran war, daß ich nach einiger Zeit kaum erwarten konnte, der Realität wieder zu entfliehen.

Es muß ungefähr in der vierten Woche gewesen sein, als John kurz nach dem Genuß eines »Purpurherzens« seine Gitarre schnappte und mir die Erinnerungen seines Lebens erzählte. Von seiner Mutter, Tante Mimi, Onkel George, der ihn immer heimlich ins Kino mitgenommen hatte und einmal im Jahr auch zu einem Fest der Heilsarmee im Heim »Strawberry fields«. Das Lied war so simpel, so einzigartig, wie ich es nie zuvor gehört hatte. Nur die Gitarre und

Johns einfühlsame Stimme, die in diesem Song alles ausdrückte, was ihn bewegte. Die Sehnsucht nach einer geborgenen Jugend, die er nie hatte, der Wunsch nach vollkommenem Partnerglück, das er ebenfalls vermißte. Das Lied war die konsequente Fortsetzung von »In my life« – ein Meisterwerk.

Am 24. November sahen sich die vier Beatles zum erstenmal nach der Katastrophentour '66 wieder. Für einen Augenblick hatte ich die Befürchtung, daß die vier sich auch im Studio nicht mehr wohlfühlen würden, aber es war nicht so.

Sie hatten jetzt, im Gegensatz zu früher, Zeit solange sie wollten. Kein Termindruck verlangte von ihnen, innerhalb von zwei Tagen einen neuen Hit zu schreiben. Zum erstenmal machten sie genau das, was sie wollten. Musik.

Es dauerte fast zwei Wochen, bis sie »Strawberry fields« so hatten, wie John sich das vorstellte. George Martin war gefordert wie noch nie. Früher hatten die Jungs ihn immer gefragt, was könnten wir noch machen. George hat dann Vorschläge gemacht. Ab »Strawberry fields« sagten sie ihm genau, wie sie sich ihre Musik vorstellten. Er wurde mehr und mehr zu einem Übersetzer, zu einem wahrhaft genialen Übersetzer. Es gab verschiedene Takes von »Strawberry«, aber keiner konnte genau das ausdrücken, was John wollte. Er stellte sich vor, daß, wenn man zwei von diesen Takes mischen könnte, das dem Bild, das er sich innerlich gemacht hatte, viel näher kommen würde.

»Aber John«, meinte George, »die Takes haben verschiedene Tonlagen und verschiedene Geschwindigkeiten, wie soll ich das hinkriegen?« John guckte über seine runde Brille weg, die er seit den Dreharbeiten in Spanien trug, und sagte: »Oh George, ich bin überzeugt, das schaffst du!«

George Martin friemelte die ganze Nacht. Er verlangsamte Take 26 und ließ Take 7 schneller laufen, bis es paßte. Es waren jetzt eigentlich zwei verschiedene Aufnahmen, die dann wie aus einem Guß klangen.

Auch Paul zauberte nun Erinnerungen an Liverpool hervor. Er zog einen alten Evergreen aus den Cavern-Tagen aus dem Hut. Ich kann mich noch dunkel dran erinnern, als er die Idee dazu hatte. Wie wär's, meinte er, wenn wir einen Song schreiben würden als Rentner, so wie

wenn wir mal alt sind mit Glatze und so weiter? Damals machte John seine Glöckner Einlage, Buckel und dämliche Fratze. Trotzdem hatte Paul immer weiter an diesem Lied gebastelt. Sie sangen es zum Jux in den Pausen zum Gejohle der Fans, wenn John dazu seine Faxen machte. Eigentlich paßte es gar nicht zum Stil der Beatles.

Ende 1966 aber schien es ihnen einen Versuch wert.

In einem Interview 1965 erwähnte Paul, daß er gerne ein Lied über eine Straße in Liverpool schreiben würde, die »Penny Lane«. Jetzt verwirklichte er diesen Plan. Mit ungeheurer Energie ging er zu Werke. Wenn auch nur die kleinste Sache nicht stimmte, begann er von Neuem. Im Grunde genommen war sein Lied die Antwort auf Johns »Strawberry Fields«. Die Melodie war glatter als die von John, der Text oberflächlicher. Der Wettbewerb zwischen den beiden funktionierte. Noch.

Mit Beginn des neuen Jahres veränderte sich meine Situation drastisch. ich war nicht mehr so gefordert wie noch vor einem halben Jahr. Die Beatles gingen nicht mehr auf Tour, ihre TV-Auftritte beschränkten sie auf ein Minimum. Die meiste Zeit verbrachten Rupert und ich im Studio. Das war mitunter sehr amüsant, vor allem, wenn wir musizierten, nachdem alle am frühen Morgen nach Hause gegangen waren. Dann gehörte das Studio uns. Wir klimperten auf allem, was irgendwie Krach machte und das nicht mal so schlecht. Wir hatten ja die besten Lehrer. Mein Gitarrenspiel hat sich in dieser Zeit enorm verbessert. Peinlich war es nur, wenn irgendweiche Saiten rissen oder Rupert die Snare drum durchdrosch. Dann gab's nichts zu flicken, und die Beatles wunderten sich immer am nächsten Abend, wenn sie wieder ins Studio kamen, daß ihre Instrumente leicht lädiert waren. Manchmal verdächtigten sie deshalb das Reinigungspersonal. Ziemlich abwegig.

Ansonsten war das Leben recht eintönig. Immer häufiger kam es deshalb vor, daß wir uns selbständig machten. Im Studio wußten wir unsere Jungs sicher. Wir konnten uns währenddessen in London umschauen. Bald kannte man uns in einschlägigen Pubs oder in Clubs wie zum Beispiel dem »Speakeasy«. Wir wußten, daß es verboten war für uns, privat zum Vergnügen eine körperliche Hülle zu tragen, aber wir scherten uns einen Dreck drum.

Am Anfang paßten wir immer höllisch auf, daß uns niemand entdeckte. Nach und nach war es uns egal. Ich bin sicher, hätte man uns entdeckt, ich hätte eine Ausrede gefunden, egal welche. Ich weiß nicht, ob es der Alkohol oder die Drogen waren, die mich immer tiefer von meiner eigentlichen Aufgabe ablenkten. Ich wußte nur, daß ich mich sauwohl fühlte in dieser Zeit. Was konnte uns schon passieren. Wir waren so erfolgreich wie fast niemand zuvor. Wir hatten eine Lawine ins Rollen gebracht, wie sie in dieser Form noch nie dagewesen war. Darauf waren wir stolz. Wenig wußte ich, daß sich hinter meinem Rücken mächtig was zusammenbraute. Und hätte ich's gewußt, ich glaube, damals wär mir das auch wurscht gewesen. Wir waren unschlagbar.

Es war schon irgendwie erstaunlich. Während Rupert und ich immer weniger arbeiteten, schufteten die Beatles wie nie zuvor. Man mußte sich manchmal fragen, woher sie die Energie nahmen. Ich mußte oft an Ei Greco denken, der auch wie ein Besessener gearbeitet hatte. Genau das sah ich hier wieder. Es war nur eine Frage der Zeit, wann die vier Jungs aus Liverpool ihr absolutes, alles überragende Meisterwerk abliefern würden. Mit ihrer nächsten LP veränderten sie die gesamte Musikbranche auf einen Schlag. Es mag heute nicht mehr so erscheinen, aber damals hielten alle die Luft an. Jeder, der damit beschäftigt war, konnte schon während der Vorbereitung fühlen, daß etwas Gewaltiges passieren würde. »Penny Lane« und »Strawberry Fields« waren nur der Anfang.

Ganz witzig war die Geschichte mit der Trompete in »Penny Lane«. Das Stück war eigentlich schon fertig, als Rupert und ich Vincent einluden, sich das anzuhören. Wir dachten, als kleines Dankeschön für »Yesterday«. Da fast ein ganzes Orchester mitspielte, Flöten und Oboen usw., glaubten wir, daß es ihm Spaß machen würde. Er war auch hellauf begeistert. Als in einer Pause Paul im Gespräch mit George Martin erwähnte, daß er gerne noch im Mittelteil irgendwas Fetziges einbauen wollte, stupste mich Vincent in die Seite.

»Da muß eine Piccolo rein!« sagte er. »Was? Wer ist das?«, wollte ich wissen. »Eine Trompete, Mann.« »Tja, wenn du meinst«, lachte Rupert, »dann blas mal!«

Vincent legte den Kopf zur Seite. Er war seit seinem Erfolg mit dem Lied für seine Frau ein ganz anderes Wesen geworden, selbstsicher und immer fröhlich. »Darf ich dafür sorgen, daß Paul

diese Trompete benutzt?« fragte er dann. »Was immer du willst, Vincent, solange er nicht auf Kochtöpfen spielen muß, gern.«

Ich weiß auch nicht, wie Vincent das hingekriegt hat, aber am nächsten Morgen erzählte Paul, daß er im Fernsehen Bachs Brandenburgische Konzerte gehört hätte, und da wäre eine ganz hohe Trompete zu hören gewesen. Die sollte es jetzt sein. Der Typ, der sie gespielt hatte, wurde eingeladen und blies sich fast die Rübe weg, bis es so klang, daß es Paul gefiel.

Ich glaube, er hat danach diesen Auftritt verflucht, denn überall wo er hinkam, mußte er diesen hohen Ton spielen, den Paul ihm abverlangt hatte. Das war sehr anstrengend, und vermutlich hat er sich danach oft gefragt, wieso er nicht ein ganz normales Instrument gelernt hatte, wie zum Beispiel Harfe oder so.

Mir war es gar nicht aufgefallen, da ich die meiste Zeit weggetreten war, aber Anisette machte mich darauf aufmerksam. Ich hatte sie seit längerem nicht mehr gesehen und verbrachte zwei wundervolle Tage mit ihr. Sie meinte, ich hätte mich irgendwie verändert, aber ich sagte ihr, das sei der Streß. Ich fand sie immer noch betörend schön, aber mittlerweile hatte ich mich mit meinen Hemnungen ihr gegenüber abgefunden. Es war auch viel einfacher, Mädchen in London zu betören, alles was ich brauchte war ein Originalautogramm der Beatles, und der Rest lief von alleine. In ganz hartnäckigen Fällen half mir Rupert, er arrangierte unauffällig ein zufälliges Treffen mit einem der Pilzköpfe. Es gab wohl damals nichts beeindruckenderes als einen von »Ihnen« zu treffen. Ich kam mir nach einer Weile nicht mal mehr vor wie ein Schwein, obwohl die meisten Autogramme von Rupert gefälscht waren.

Meine einzige Sorge war, daß Anisette davon erfahren könnte. Aber sie verhielt sich ganz normal, deshalb nahm ich an, sie wisse von nichts.

Mitten im Gespräch fragte sie mich, ob ich diese kleine dunkelhaarige Frau bemerkte, die seit geraumer Zeit um John herumschwänzelte. Ich wußte nicht, von was sie sprach, aber ich sagte so was ähnliches wie: »Ja, ja hab ich, ist belanglos.«

Johns Frauengeschichten waren mir eigentlich seit längerer Zeit schnuppe, ich kriegte meine kaum mehr auf die Reihe. Eine krasse Fehleinschätzung, wie ich bald lernen sollte.

Als ich mich an diesem Tag von Anisette verabschiedete, war mir, als ob sie mich intensiver als sonst umarmen würde, aber vermutlich war ich damals schon so abgestumpft, daß ich für so etwas nicht mehr zugänglich war. »Paß auf dich auf, Raimond«, sagte sie. Sie hatte dabei Tränen in den Augen, so schien es mir jedenfalls. Hatte ich irgend etwas falsches gesagt. Nicht das ich wüßte. Versteh einer die Frauen. »Keine Sorge Anisette. Rupert, die Beatles und ich sind das Traumteam.«

Im gleichen Maße wie ich die Probleme um ich herum nicht mehr wahrnahm, entfernte sich John von seiner Umgebung. Drogen waren sein neuer Buddha. Er zerstörte nicht nur sein Privatleben damit, auch seine Partnerschaft mit den anderen Musikern in der Band. Paul war der erste, der begriff, daß Drogen im Endeffekt auch seine Karriere beenden würden, deshalb war er der erste, der nach einer Weile umkehrte. John war ein Nimmersatt.

Eines der letzten gemeinsamen Stücke, die Paul und John zusammen schrieben, war »A day in The life«. Es war die gleiche sanfte Melodie, die John so eigen war. So wie bei »Girl« oder »I my life«. Den Text nahm er aus der Zeitung. Ein kleiner Artikel über den Zustand der Straßen in Blackburn. Viertausend Löcher wurde gezählt, der Statistiker ermittelte 1/26 Loch auf jeden Bewohner.

Grund genug für John eine Ballade darüber zu schreiben. Er nahm die Löcher und füllte damit die Albert Hall, in der sie ja auch mal gespielt hatten. Als er die Textzeile vortrug, kugelten sich alle vor Lachen. »Nun weiß ich, wieviele Löcher man braucht, um die Albert Hall zu füllen.«

John lieferte den Anfang und das Ende des Liedes. Das sogenannte »middle eight« fehlte. Das besorgte Paul. Sie ergänzten sich noch einmal hervorragend.

Am 1. Februar 1967 hörte ich zum ersten Mal den Titel der neuen LP. »Stg. Pepper's Lonely Hearts Club Band«. Paul hatte sich das ausgedacht. Die Beatles konnten so tun, als ob sie eine ganz andere Band waren, nämlich die Stg. Pepper Combo. John war begeistert. Er war schon lange nicht mehr er selbst, warum also nicht gleich Stg. Pepper.

Es war sowieso alles ganz anders bei dieser LP. Ein Orchester mit 90 Leuten – kein Problem. Dampforgelgeräusche für das Lied »For

steht hinter der Schauspielerin Diana Dors, die ihm ihren Ellenbogen vor die Nase hält. Nun war er doch wieder unsichtbar fast. Rupert hat damals genau Buch geführt, wieviele Stunden die Beatles im Studio zugebracht hatten, um Stg. Pepper aufzunehmen. Er war auf 700 Stunden gekommen. Für die erste LP hatten sie gerade mal elf Stunden gebraucht. Am 1. Juni 1967 wurden all die Kritiker, die die Beatles musikalisch bereits totgesagt hatten, eines Bes seren belehrt. Stg. Pepper erschien. Die LP schlug ein wie eine Bom be.

Die Luft war draußen, sollte man meinen, nach einer solch grandiosen Leistung. John und Paul waren restlos erschöpft, musikalisch. Kein Wunder. Dennoch nahmen sie einen weiteren Auftrag an. Die BBC plante eine Sendung, die weltweit ausgestrahlt werden sollte. Titel »Our World«. Jedes Land konnte mit einem Beitrag teilnehmen. England entschied sich logischerweise für seinen besten Exporthit. Die Beatles. Einzige Bedingung – macht es so einfach wie möglich, damit der Rest der Welt auch was davon hat! Das mußte man John und Paul nicht zweimal sagen. Beide begannen sofort, über einen neuen Song nachzudenken, der live vom Studio aus in die ganze Welt ausgestrahlt werden sollte. Ich wollte, daß John das Rennen machte. Es war Zeit für einen neuen Traum.

Diesmal schickte ich ihn in den frühen Mittagsstunden. John schlief ungewöhnlich lange, vermutlich ein Resultat von zuviel »Substanzen«. Ich wollte den Traum so einfach wie möglich gestalten. Ich dachte an Anisette, was sie an meiner Stelle wohl tun würde. Der Gedanke an sie machte mich jedoch ein wenig traurig. Keine gute Voraussetzung für einen Traum.

Vor mir auf Johns Tisch sah ich eine Dose mit bunten Pillen. Einige davon hatten die Form von Herzen. Ich bediente mich, dann ließ ich die Herzen vor Johns Augen auf und ab tanzen. «Schreib etwas aus deinem Herzen. Mach es einfach! Schreib aus deinem Herzen!» Weiter kam ich nicht.

Ich sah die mir wohlbekanntesten Farben, fühlte die sanfte Entspannung, hörte den Klang eines wundervollen Orchesters. Es spielte die Nationalhymne meines Landes, die »Marseillaise«, so wunderbar, wie ich sie noch nie zuvor gehört hatte. Seltsam, wo kamen die Schmetterlinge plötzlich alle her? Der ganze Park vor Johns Haus war voll von ihnen. Sie sahen aus wie Konfettiblumen, die fliegen konnten.

John saß eine ganze Weile stumm am Tisch, trank seinen Kaffee und aß dazu Pilze auf Toast. Mittlerweile war es schon fast vier. Er hatte noch kein Wort mit seiner Frau gewechselt, als er sich in sein Zimmer verzog, mit versteineter Miene. Er setzte sich an das elektrische Piano und spielte mit einer Hand die Tonleiter rauf und runter. Dann starrte er geistesabwesend aus dem Fenster. Unbeweglich, mindestens eine Viertelstunde lang. Dann glitten seine Finger wieder über die Tasten des Klaviers. Er spielte eine Melodie, die mich an ein Kinderlied erinnerte, das Rupert mir öfters vorgesungen hatte, als wir uns die Nächte im Studio um die Ohren schlugen. Pling – pling – pling – Pause – dann wieder – pling – pling – pling – monoton.

Ich schloß meine Augen. John war ausgepowert. Nie und nimmer würde es funktionieren. Wie sollte es auch? Und warum auch? Er hatte sein Meisterwerk mit Stg. Pepper abgeliefert. Wieviel verlangte man noch von ihm?

Ich drückte meine Stirn an die Glasscheibe. Ich war müde. Dann hörte ich wieder Johns Klavierspiel. Es war nicht mehr das Kinderlied, das er klimperte. Er saß jetzt aufrecht auf seinem Stuhl, beinahe wie angenagelt. Seine Augen waren weit geöffnet und er spielte immer die gleiche Melodie. Da da da – da da da – da da – drei einfache Akkorde. Love love love – dann stoppte er plötzlich. Er starrte wieder aus dem Fenster, nahm einen Stift und kritzelte was auf ein Blatt Papier. Er probierte ein paar andere Akkorde, dann schnappte er sich seine Gitarre. Zuerst sang er beinahe zaghaft, dann immer lauter.

»Love – Love – love. All I want is love – love is all I want.«

Er schüttelte den Kopf.

Wieder probierte er ein paar Akkorde.

»All I need is love ... « John nickte.

Ja das war's – so könnte es hinhauen.

Dann ging alles plötzlich sehr rasch. Innerhalb einer halben Stunde war aus einem Kinderreim eine neue Melodie entstanden. John war urplötzlich wieder voller Energie. Er sang jetzt lauter und klarer: »All I need is love«. Er hielt erneut inne – dann ergänzte er etwas auf dem

Papier, nur um erneut weiterzusingen: »Love, love, love – All you need is love«.

Ich stand dicht neben ihm und konnte es nicht fassen, im Handumdrehen hatte John eine Melodie geschaffen, von der ich in dem Moment, als ich sie zum erstenmal hörte, wußte, daß sie der Hit des Sommers werden würde.

Ja – die Botschaft war einfach – auch für den Rest der Welt. 25. Juni 1967 All you need is love

Fünf Worte, die den Sommer 1967 beschreiben. Eine Botschaft, wie sie klarer nicht sein konnte. Wie immer, wenn die Zeit knapp wurde, zeigte sich das wahre Genie bei John. Auf den Punkt genau, das richtige Thema, die richtige Melodie. Knapp 400 Millionen Menschen sahen die Beatles an diesem Sonntagabend. Es war eine gigantische Party. Rupert mittendrin. Das ließ er sich nicht nehmen. Auffallen konnten wir gar nicht. Und wären wir in grasgrünen Hosen mit einer gelben Feder im Haar erschienen, kein Mensch hätte von uns Notiz genommen. Alles war bunt.

Ab dem frühen Nachmittag begann die Hektik. Proben, Umbauten, Regieanweisungen, und mittendrin die Beatles. Viele ihrer Freunde waren zu Gast. Eric Clapton, Mick Jagger, Graham Nash. Nach unendlich vielen Proben war es dann soweit.

21.38 Uhr. Vier Minuten dauerte »All you need is love«. John ohne Instrument auf einem Hocker mit Kaugummi im Mund. Das sah alles recht cool aus, aber tatsächlich waren sie genau so aufgeregt wie früher bei den Live-Auftritten ihrer zahlreichen Tourneen. Paul spielte eine bunt angemalte Baßgitarre. George Martin zählte 3-2-1 los.

Für mich war es ein erhebendes Gefühl, die Klänge meiner Nationalhymne zu hören, wenn auch nur für ein paar Sekunden. Dann kam die Botschaft, die einzige, die die Beatles je sangen, aber die schönste und wichtigste: »Alles was ihr braucht, ist Liebe«.

Ganz live war es eigentlich nicht. Das Orchester war natürlich da, und die Beatles sangen und spielten live. Aber um kein Risiko einzugehen, hatte George Martin beschlossen, einen bereits aufgenommenen Rhythmus-track mitlaufen zu lassen, man konnte ja nie wissen.

Er hätte sich keine Sorgen zu machen brauchen. Alles klappte fantastisch. Als gegen Ende Paul für ein paar Sekunden »She loves you« sang, mußte ich an den Abend denken, an dem sie dieses Lied auf dem Hotelbett zusammen geschrieben hatten. Es waren erst vier Jahre seither vergangen, und doch kam es mir vor, als wären es fünfzig gewesen. Es war so viel passiert in so kurzer Zeit. Mir war in diesem Augenblick klar, daß nichts mehr so sein würde wie früher. Wehmütig dachte ich an unsere ersten zaghaften Versuche zurück, den vier Jungs aus Liverpool unter die Arme zu greifen. An die vielen verschmitzten Fans im Cavern, die mit so viel Begeisterung dabei waren. An den ersten Tag im Studio, als John und Paul vor Aufregung kaum singen konnten, all das war weit weg. Direkt vor mir tanzten die jungen Leute zwischen Luftballons und Konfettiregen, der mich an meinen Traum erinnerte, den ich ins Johns Haus in Weybridge hatte. Überall waren Blumen und dieses Gefühl, das es nur einmal gab in diesem Sommer.

Im Orchester erkannte ich auch den Mann wieder, der bei »Penny Lane« die Trompete gespielt hatte. Rupert hatte ihn auch gesehen und steckte sich den Daumen in den Mund und blies seine Backen auf, bis sein Kopf knallrot wurde. Er war und blieb ein Spinner. Als die Party zu Ende war, blieb John als einziger noch im Studio. Er nahm seinen Gesangspart noch einmal auf für die Single, die unmittelbar nach dieser Live Show auf den Markt kommen sollte. Er saß auf seinem Hocker und sang diese wunderbare Melodie. »All You need is love«. Drei Akkorde – mehr nicht. So einfach wie ein Kinderreim.

Nach »All you need is love« brauchten wir dringend alle etwas Ruhe. Rupert begleitete George und seine Frau Pattie nach Los Angeles. Ich verbrachte mit den restlichen Beatles wundervolle Tage in Griechenland. Es bestand für kurze Zeit der Wunsch, eine Insel vor der Küste Griechenlands zu kaufen. Wieso auch nicht? Es hätte mich auch nicht gewundert, wenn die Beatles den Petersdom erworben hätten. Geld spielte schon lange keine Rolle mehr. Wenn es etwas gab, was einem der Jungs gefiel, her damit. Wieso also keine Insel? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wieso das damals nicht geklappt hat, vermutlich hatte es politische Gründe. Vielleicht war es ja auch so wie bei Kindern, wenn man etwas haben kann, machts bald keinen Spaß mehr.

Meine große Sorge in diesem Urlaub war nur, daß keiner von ihnen zu weit ins Meer schwamm. Die meiste Zeit verbrachten sie aber sowieso am Pool. Da konnte sogar ich bequem stehen. Ich blieb die meiste Zeit unsichtbar. Nur wenn ich dringendes Verlangen nach Johns Zauberdose verspürte, mußte ich wohl oder übel Gestalt annehmen. Es war fast ein kleiner Wettbewerb, der da entstand zwischen ihm und mir. Wieviele Pillen verträgt der Mensch? Mir konnte es egal sein, denn ich war ja schon lange tot. Eigentlich war mir mittlerweile alles ziemlich egal, wenn ich nur an die farbigen Dinger rankam, wann immer mir danach war. Mädchen interessierten mich auch nicht mehr. Der Zauber der Eroberung war verfliegen, spätestens dann, wenn ich sie im Bett hatte. Alles wurde fad.

Das einzige was mich noch aufrecht erhielt, war die Tatsache, daß ich nach der gigantischen Hymne der Beatles für die Jugend dieser Welt sicher wieder Auszeichnungen verliehen bekommen würde. Ich genoß es, wenn man mir bestätigte, ein Genie zu sein und so etwas auf die Beine gestellt zu haben. Ich glaubte mittlerweile auch selbst, daß ich es war, der das alles geschaffen hatte. Sie hatten doch bekommen, was sie auf sämtlichen Ebenen immer forderten – Liebe für alle. Ja vielleicht war dies ja ohnehin er höhere Sinn meines Auftrags – dieses Gefühl in möglichst vielen Menschen zu entfachen, mit Hilfe der Musik.

Dennoch – nichts rührte sich – keine Auszeichnungen – keine Lobesreden – nicht mal Anisette meldete sich. Vielleicht sollte ich mich mal wieder auf der Ebene sehen lassen. Aber ich dachte nicht im Traum daran. Das Genie war ich, wenn sie was von mir wollten, dann sollten sie gefälligst zu mir kommen. Wenn nicht, sollten sie mindestens meine Füße küssen.

27. August 1967

»Guck dir den an«, brüllte Rupert vor Lachen, »ein Zwerg mit Bart. Ha Ha.« Stimmt, es sah komisch aus, das Männchen mit der Fistelstimme. In langen, weißen Gewändern saß er inmitten von Menschen, die an seinen Lippen hingen. Ein indischer Guru. Der letzte Schrei. »Von was redet er?«, wollte ich wissen. »Das weiß er wahrscheinlich selbst nicht«, brummte Rupert.

Er sprach von der Kraft des Geistes und der Meditation. Von unbewußten Dingen, die normalen Menschen immer verborgen blieben, die durch seine Hilfe aber geöffnet werden konnten. Dabei kicherte er immer, aber es war kein lustiges Kichern wie bei Kindern, sondern eher, wenn ein geistig leicht verwirrter Mensch vor sich hinlacht. Nur, geistig verwirrt schien mir dieser Wicht nicht zu sein. Sein Augen lachten nicht, wenn er lachte. Sie beobachteten scharf. Nichts entging ihm. Er hob die Hand und predigte:

»Ich will daß ihr alle glücklich seid,
glücklich mit euch und eins mit dem Universum;
ihr verfügt über eine innere Kraft,
die euch Flügel verleiht;
laßt diese Kraft in euch wirken,
und ihr werdet schweben ... «

Er schaute wieder in die Runde. Niemand sagte ein Wort. Alle hatten ihre Augen geschlossen und nickten. »Hey, Raimond, soll ich ihm eine verpassen? Dann schwebt er wirklich.« »Laß ihn, Rupert, wahrscheinlich nur ein Spinner.«

Der Guru fuhr fort, immer mit derselben monotonen Stimme. Er faserte etwas von kosmischer Glückseligkeit, und irgendwo klingelte ein Telefon. Aber das störte niemanden. Der grauhaarige Zwerg ließ sich nicht unterbrechen. Er sprach über das persönliche Mantra, das seine Jünger von ihm erhalten sollten... Das Telefon klingelte immer noch.

Das Karma eines jeden Individuums, die Erleuchtung durch transzendente Meditation... Ein Mann rannte quer über den kleinen

Platz... Zur Mitte des Körpers zu finden durch innere Ruhe... »John!! Paul.!!« keuchte der junge Reporter, der mittlerweile bei der kleinen Gemeinde angekommen war. »Brian Epstein ist tot!«

Jules war außer sich. Er zitterte am ganzen Körper. Er schluchzte wie ein kleines Kind. Wir waren alle geschockt. Brian war noch so jung. Was war bloß passiert? Jules konnte keinen zusammenhängenden Satz hervorbringen, bevor er wieder von Weinkrämpfen gepackt wurde. Wir erfuhren von Poseidon, der unmittelbar nach Eintreffen der Nachricht auf der Bildfläche erschienen war, daß eine Überdosis Schlaftabletten für den Tod von Brian verantwortlich war. Alles, was wir von Jules erfuhren, war, daß er zum fraglichen Zeitpunkt nicht bei Brian war. Als wir nach dem Grund fragten, brach er erneut zusammen. Poseidon kümmerte sich um ihn.

Jules direkter Vorgesetzter war auch anwesend. Sein Name war Patrik. Er schaute sehr ernst, und als ich mit ihm sprach, erzählte er mir, wie die Sache stand.

Brian war seit längerem depressiv. Der »Sommer der Liebe« war für ihn eher ein großes Drama nach dem anderen. Die ernsthaften Probleme hatten begonnen, als die Beatles beschlossen, nicht mehr aufzutreten. Brian kam sich mehr als überflüssig vor. Sein Vertrag mit den Beatles lief aus, er war sich nicht sicher, ob die Fab Four ihn noch weiterhin als ihren Manager haben wollten. Er hatte den Beatles auch verschwiegen, daß er mit der Firma EMI einen weiteren Neunjahresvertrag abgeschlossen hatte, der ihm 25% der Gesamteinnahmen der Beatles sicherte. Die Beatles hatten den Vertrag unterschrieben, ohne über Einzelheiten nachzufragen, da er ihnen große Mehreinnahmen brachte. Brians Geschäfte liefen schlecht. Er hatte den Überblick vollständig verloren. Hatte man ihm noch vor kurzem 20 Millionen Dollar für seine Firma NEMS geboten, so war er jetzt gezwungen, 51 % der Firma für läppische 500.000 Pfund zu verhöckern. Die jahrelangen Fehler, die ihm als Geschäftsmann unterlaufen waren, rächten sich jetzt. Er war mehr als einmal über den Tisch gezogen worden. Jeder, der etwas mit den Beatles zu tun gehabt hatte, war reich geworden. Die Beatles und Epstein waren lange nicht so reich, wie sie es hätten sein können.

Brian litt unter Depressionen und Schlaflosigkeit. Er wurde wegen dieser Dinge ärztlich betreut. Es war auch kein Geheimnis, daß er

Drogen nahm. Nicht so auffällig wie John, aber eben doch intensiv. Sein Verhältnis zu Pillen jeglicher Art war geradezu beängstigend. Überall müssen diese Dinger in seiner Nähe gewesen sein. Er aß sie bei jeder Gelegenheit.

Er hatte schon einmal vor kurzer Zeit einen Selbstmordversuch unternommen. Alles deutete darauf hin, daß ihm das diesmal geglückt war. »Was passiert mit Jules?« fragte ich.

Patrik schaute mich lange an, dann hob er die Schultern: »ich kann es dir nicht sagen. Ich wollte, ich wüßte es.« »Werden sie ihn deshalb aus der Ebene nehmen?«, bohrte ich weiter. »Es ist im Bereich des Möglichen«, antwortete Patrik. »Das können sie nicht, es war ein Unfall, es kann jedem passieren«, sagte ich barsch. »Nun«, meinte Patrik, »es ist nicht an mir, das zu entscheiden. Ich habe die Order, ihn hier wegzubringen.«

Ich schaute auf die andere Seite, wo Jules war. Er stand nach vorne gebeugt und weinte immer noch. Er tat mir in diesem Augenblick sehr leid. Trotz großer Schwierigkeiten hatte er sich nicht ein einziges Mal bei uns gemeldet. Vielleicht hatte er Angst gehabt, mit uns zu sprechen. Sicher war das auch Schuld von mir und Rupert. Hatten wir uns nicht immer sehr zugeknöpft verhalten? Wo war eigentlich Rupert?

Ich ging zu Jules und wußte nicht, was ich tun sollte. Was soll man auch in diesem Augenblick zu jemandem sagen, der völlig am Ende ist? Ich umarmte ihn und hielt ihn so eine Weile. Jules hörte auf zu zittern. Dann legte er seine Stirn auf meine Schulter und begann wieder zu schluchzen: »Raimond, es ist meine Schuld, allein meine Schuld.« »Unsinn«, versuchte ich ihn zu beschwichtigen, »es war ein Unfall Jules, hörst du, ein Unfall. Du hast nicht versagt, es waren unglückliche Umstände.«

Jules hob seinen Kopf und schaute mich an. Seine Augen waren verquollen und sein Make up verschmiert. Er krallte seine Finger in meinen Arm und stammelte: »Raimond, es war jemand bei ihm. Ich glaube er wurde ermordet. Ich hätte ihm helfen können, und ich war nicht da!« Er flüsterte jetzt beinahe: »Es ist meine Schuld, Raimond.«

Dann brach er zusammenn. Patrik kam zu uns und stützte ihn »ich nehme ihn mit, er wird sich sicher bald beruhigen. Ich halte dich auf dem Laufenden.«

Seltsamerweise hatte ich damals spontan das gleiche Gefühl wie John, als er in einem Interview nach dem Tod von Brian Epstein sagte: »Ich wußte sofort, daß wir in bösen Schwierigkeiten waren.«

Es ist wie bei einer sehr teuren, komplizierten Uhr. Geht nur eines der winzigen Rädchen zu Bruch, dann taugt der ganze Wecker nichts mehr. Damals wurde mir auch zum erstenmal bewußt, wie dünn der Faden ist, an dem Glück oder Gelingen einer Sache hängt.

Es war der große Tag für die Zeitungen. Endlich wieder eine Geschichte, die sich ausschlachten ließ. Brians Leben verfügte über all die Zutaten für eine Riesenstory: Jung – erfolgreich – schwul – vermögend – extravagant und dazu noch ein tragisches Ende. Das war der Stoff, aus dem Bestseller gemacht wurden.

Obwohl die Todesursache offiziell einer Überdosis von Barbituraten zugeschrieben wurde, ging die Presse von Selbstmord aus. Seitenweise berichtete sie vom ausschweifenden Leben des jungen Managers. Pillen, Drogen, Liebesaffären.

Kein Wort konnte man lesen darüber, wie leidenschaftlich Brian einen Traum verwirklichte, den Traum, seine Jungs aus Liverpool zum größten Ereignis der sechziger Jahre zu machen. Sie hätten schreiben können über die Vision von Brian, über seine unermüdliche Arbeit und sein Geschick, seinen Traum zu verkaufen und andere damit zu begeistern. Nichts von alledem habe ich damals entdeckt. Nur Müll.

In dem Augenblick, als Brian starb, habe ich mir geschworen, die Finger von den Drogen zu lassen. Leider kam dieser Entschluß mehr als zu spät.

Bei all dem Durcheinander, das herrschte, bemerkte ich das Fehlen von Rupert erst ziemlich spät. Wir arbeiteten neuerdings häufig unabhängig voneinander, deshalb machte ich mir zunächst keine Gedanken. Nur vermißte ich ihn im Studio, denn normalerweise verpaßte er keine Session der Beatles. Am Mittwoch, den 6. September, erschien er dann plötzlich wieder. Ich war im Studio in der Abbey Road, wo John gerade den Gesangspart für sein neues Lied aufnahm, »I'm the Walrus«, ein sehr eigenwilliges Lied mit einem lustigen Text, soweit ich ihn verstand, als Rupert sehr langsam auf mich zukam. Als ich seine Augen sah, wußte ich sofort, daß er Probleme hatte.

»Raimond«, sagte er schleppend, »ich muß mit dir reden.« »Wo warst du, Rupert? Ich hab dich seit über einer Woche nicht gesehen.« Rupert winkte müde ab: »Können wir nach draußen gehen für einen Augenblick?«

Wir verließen Abbey Road und gingen in einen kleinen Park. Rupert sagte während dieser ganzen Zeit kein Wort. Als wir uns auf eine Steinmauer setzten ballte er seine Fäuste: »Sie haben mich reingelegt«, murmelte er. »Diese Schweine haben mich reingelegt!« »Von was redest du?« wollte ich wissen.

Rupert holte tief Luft, machte dann eine lange Pause. Er schien nach Worten förmlich zu ringen: »Ich – ich weiß nicht – die Sache mit Brian – wenn ich gewußt hätte – ich – das mit Jules – ich hab das nicht so gewollt.« Ich schaute Rupert an, er war völlig konfus. »Was ist mit Jules?« fragte ich.

Rupert schluckte: »Ich hab ihn weggelockt. Sie wollten es so. Sie sagten, dann wäre die Sache OK. Sie haben mich reingelegt.« »Du hast was? Sie haben dich erpreßt? Mit was?«

Er grinste jetzt gequält: »Mit Photos aus Amsterdam. Das Mädchen war eine von ihnen.« »Seit wann weißt du das?« »Seit ungefähr zwei Jahren«, antwortete Rupert. »Wieso hast du nie was gesagt? Ich hätte dir helfen können!« Rupert kniff die Augen zusammen dann schaute er mir ins Gesicht: »Du? Wann denn? Wie denn?«

Ich mußte zugeben, daß er in diesem Punkt recht hatte. Mir wurde plötzlich speiübel. »Was hat Jules damit zu tun?« wollte ich wissen. »Ich sollte ihn bloß kurz ablenken«, antwortete Rupert, »sie sagten, sie wollten ihn auf ihrer Liste haben. Dann würde ich die Bilder wieder kriegen und hätte meine Ruhe.« »Wie kannst du so etwas machen, Rupert? Du weißt genau, daß sie mit unsauberen Methoden arbeiten.« »Ja, jetzt weiß ich's. Ich wußte nicht, daß sie es nur auf Brian abgesehen hatten. Ich dachte, nur auf Jules. Der war mir, ehrlich gesagt, egal.«

»Nur weil er tünftig war?« Rupert nickte. Tränen der Wut liefen ihm über die Wangen. Die Sache ging ihm mächtig an die Nieren. »Wie lief die Geschichte ab?« wollte ich wissen.

»Genau kann ich dir das nicht sagen. Ich kannte da einen Typen, der gefiel Jules, das wußte ich. Am fraglichen Wochenende, als Brian

starb, hab ich die beiden bekannt gemacht. Jules wollte zuerst nicht von Brian weg. Erst, als Brian Besuch bekam, dachte Jules, es sei jetzt wohl keine Gefahr mehr. Dann ist er mit diesem Typen weg. Das nächste, was ich erfahren habe, war, daß Brian tot war. Da wußte ich, daß sie mich gelinkt hatten.«

In meinem Kopf schwirrte jetzt alles. Jules hatte also die Wahrheit gesagt. Es war jemand bei Brian gewesen in der fraglichen Nacht. Nicht Jules war schuld, sondern wir. Sie hatten am schwächsten Punkt angesetzt. Mir war nicht ganz klar, was ich in diesem Augenblick tun sollte. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, als ob mir jemand den Boden unter den Füßen wegzog. Nur eines wußte ich, wir mußten unbedingt mit Jules reden.

Rupert hatte nicht den Nerv für ein Gespräch. Es war ihm sichtlich schon schwer gefallen, mit mir über diese Sache zu reden, also beschloß ich, Jules allein aufzusuchen. Zum erstenmal nach längerer Zeit wieder auf unserer Ebene, wurde ich nett empfangen. Alle wußten natürlich vom Tod Brians, und sie erkundigten sich, wie nun die ganze Geschichte weiterlaufen sollte. Anscheinend hatte noch niemand Wind von den wahren Begebenheiten bekommen.

Jules fand ich erst nach längerem Suchen. Er hatte sich zurückgezogen und mit keiner Seele gesprochen. Als er mich sah, brach er sofort in Tränen aus. »Es tut mir leid, Raimond, ich hab euch sehr geschadet.«

Das machte mir die Sache nicht unbedingt leichter. Ich brauchte lange, bis ich die richtigen Worte fand. Als ich geendet hatte, schaute Jules nur stumm vor sich hin. Sein Gesicht war aschgrau, unbeweglich. Er biß sich auf die Unterlippe, dann sagte er: »Raimond, ich hätte trotzdem nicht von Brian weggehen dürfen. Es war meine Pflicht, bei ihm zu bleiben.«

Ich mußte in diesem Augenblick an meine eigene Situation denken. Ich war im letzten Jahr vor allem davongelaufen. Ich hatte jeden im Stich gelassen, Rupert, Jules, die Beatles und mich selbst. Das Einzige, was mich von Jules unterschied, war, daß ich Glück hatte, verdammtes Glück.

Jules Gesicht hatte jetzt nicht mehr diesen verzweifelten Ausdruck, es wirkte eher ein wenig versteinert. Er stand auf und ging ein paar Schritte, dann drehte er sich zu mir um:

»Raimond, das geht keinen etwas an. Was passiert ist, ist passiert. Ich trage die Konsequenzen. Was würde es nützen, etwas aufzurollen, das nur neue Probleme mit sich bringen würde. Das macht Brian auch nicht mehr lebendig. Keine Seele wird darüber von mir erfahren.«

Da stand er, der Typ, über dessen Neigungen wir uns so oft lustig gemacht hatten, und er zeigte wahre Größe, die mich beschämte. Wir verabschiedeten uns wortlos. Es war das letzte Mal, daß ich ihn sah.

Die Beatles verkrafteten den Tod von Brian augenscheinlich besser als wir. Paul war der neue Manager. Er wollte den Dampfer am Laufen halten. Das Schlimmste, was ihm hätte passieren können, wäre eine Auflösung der Beatles gewesen. Er brauchte diese Familie mehr als die anderen. Noch gab es keinen Grund, sich Sorgen zu machen, denn John war auch der Meinung, lieber managen wir uns selbst, als irgendsso ein Windhund, der nur auf die Beatleskohle scharf war.

Ende September gingen sie wieder ins Studio. Dort klappte alles wie früher. Sie waren immer noch das Traumteam, da war nicht dran zu rütteln. Vor allem Paul, der von Tag zu Tag sensationeller wurde: Er komponierte »Fool on a hill«, »Magical Mystery Tour« oder ihre neuste Nummer »Hello-Goodbye«.

Paul war auch der Meinung, daß die Beatles unbedingt aus finanziellen Gründen einen Film drehen sollten. Regie: Paul – Script: Paul – Aufnahmeleitung: McCartney. Musikalisches Konzept – na wer schon? Der Titel des Films »Magical Mystery Tour«, eine Reise ins Ungewisse. Wie bezeichnend – genau das wurde es nämlich. Vom ersten Tag an war es ein Fiasko ohnegleichen. Angefangen von Hotels, die keine Buchung vorliegen hatten für fünfzig Leute, bis hin zu völlig chaotischen Drehbüchern, die kein Mensch umsetzen konnte. John und George hatten die Nase bald gestrichen voll. Das mit ihrem neuen Manager war vielleicht doch nicht so toll.

In einem Bus fuhren sie quer durch England und drehten dort, wo sie gerade ausstiegen. In der Mittagspause merkten sie dann, daß 30 Portionen Essen fehlten. Überall, wo der buntbemalte Bus auftauchte, folgte ihm eine Autokolonne von hier bis zum Mars. Rupert und ich schüttelten nur noch den Kopf. Selten hatten wir solch ein Durcheinander gesehen, und alles wurde gefilmt. Das heißt, nicht alles! Als John zum Beispiel irgendwann mal der Kragen platzte,

rannte er um den Bus und riß sämtliche Plakate ab. Er benahm sich wie ein Stehaufmännchen. Wir mußten herzlich lachen. Nur von der Crew traute sich niemand zu lachen. Vor John hatten sie Respekt, wenn er wütend war.

Als der Film endlich fertig war, ließ Paul ihn vor versammelter Mannschaft uraufführen. Es war eine mittlere Katastrophe. Einhellige Meinung aller Anwesenden: Sofort vernichten das Ding!

Nicht mit Paul. Das kitzelte sein Ego. Er war sich sicher, daß der Film den Fans und den Kritikern gefallen würde. Weil Paul nun quasi der Manager war und die anderen sich nicht mit ihm anlegen wollten, aus was für Gründen auch immer, wurde der Film nicht eingestampft. Noch eins drauf. Die BBC zeigte ihn an Weihnachten..

Alle Befürchtungen wurden weit übertroffen. Kritiker und Fans zerrissen dieses Amateurfilmwerk in der Luft. »Der größte Mist des Jahrhunderts« war noch eine der höflicheren Formulierungen. Zum erstenmal in der sagenhaften Karriere der Beatles hatten sie ein Projekt total verblasen.

Wenn ich heute zurückblicke, dann glaube ich, daß dieser Film der Wendepunkt in der Karriere der Beatles war. Die Helden waren plötzlich nicht mehr unverwundbar. Viel schlimmer aber war eine Tatsache, die zuerst nur mir auffiel: John hatte sich im Stillen von Paul verabschiedet. Er hielt noch lange durch, ganz gegen seinen Willen, aber damals ging die wahre Partnerschaft der beiden in die Brüche, zuerst unmerklich, dann immer heftiger. Ich selbst ahnte, daß mein Projekt über kurz oder lang zu Ende gehen würde. Rupert muß es wohl auch so gesehen haben.

Paul McCartney entschuldigte sich öffentlich für diesen Flop. Es tat ihm aufrichtig leid, den Leuten das Weihnachtsfest verdorben zu haben. Trotzdem gewannen die Beatles in jeder Hinsicht. Der Film spielte insgesamt mehr als 2 Millionen Dollar ein. Das Album dazu schaffte die 8 Millionen-Dollar-Grenze bereits nach zehn Tagen alleine in den Vereinigten Staaten.

Nicht schlampig für einen Flop. Es war uns fast unheimlich, aber was immer sie in die Hand nahmen, wurde zu Geld. Mit ihrem nächsten Projekt aber landeten sie ihren bisher teuersten Flop, und Rupert und ich waren nicht ganz unbeteiligt dabei.

Rupert hatte sich seit dem Vorfall mit Brian sehr verändert. Er war nicht mehr der lustige Haudegen, den ich kannte. Oft saß er stundenlang auf einem Stuhl und starrte ins Leere. Wenn ich fragte, was ihn bedruckte, winkte er ab. Irgendwann habe ich dann die Fragerei aufgegeben.

Eines der Kinderbücher, das er mir früher mal zum Lesen gebracht hatte, um mich wegen meines immer noch hörbaren französischen Akzents zu ärgern, brachte Paul auf den Namen für die neue Firma der Beatles. Ich hatte das Buch im Studio vergessen. Die Seite, die aufgeschlagen war, zeigte einen roten Apfel. Darunter stand: A is for Apple.

Es war wiederum Pauls Idee. Wieso nicht eine Firma gründen, die ganz anders ist, als alle anderen Firmen. Den ganzen Sommer über beschäftigte ihn das und ließ ihn nicht mehr los. Die Finanzberater der Beatles waren sich alle einig, daß die Beatles investieren mußten. Sprich – Geld ausgeben.

Das mußte man den Jungs aus Liverpool nicht zweimal sagen.

Apple wurde groß angekündigt. Man wollte Künstlern und erfindungsreichen Menschen auf der ganzen Welt eine Chance geben. Wer immer ein Projekt hatte, von dem er glaubte, daß es was taugte, die Beatles waren bereit, es zu finanzieren. In allen Bereichen – Musik – Film – und Wirtschaft.

Anfang Dezember 1967 wurde die »Apple Boutique« eröffnet. Eine Designergruppe aus Holland, »The Fool«, schneiderte unaufhörlich buntes Zeugs, das es überall anderswo auch zu kaufen gab. Mit Grausen mußten Rupert und ich zusehen, wie in den ersten Tagen so viel geklaut wurde, wie sonst bei Harrods das ganze Jahr nicht. Wenn wir es nicht mehr ertragen konnten, dann spielten wir Privatdetektive und forderten die Leute auf, die geklaute Ware wieder zurückzulegen. Aber keinen schien es zu kümmern, am wenigsten die Angestellten. Die feierten eine Party nach der anderen und fraßen Kaviar direkt aus der Dose. Wir waren fassunglos. Rupert meinte, wir sollten mit John reden, aber der war die meiste Zeit wieder bei seiner Lieblingsbeschäftigung und relativ »stoned«.

Rupert und ich suchten nach Lösungsmöglichkeiten, so wie wir es früher getan hatten, als wir die Dinge noch im Griff hatten. Wir kamen nicht mehr dazu.

Poseidon erschien irgendwann Anfang Februar 1968. Sein Gesicht hatte den gleichen dramatischen Ausdruck, den ich damals bei der Audienz bei Marc Constantin bei ihm gesehen hatte.

Paul saß gerade an einem Flügel und langte kräftig in die Tasten. »Lady Madonna«, ein Ohrwurmrocker, der sich hören lassen konnte. McCartney war in seinem Element. Anfang '68 begann seine große Zeit. Die Melodien flutschten ihm gerade so raus. Eine besser als die andere.

Poseidon winkte aufgeregt am anderen Ende des Studios: »Ich muß euch dringend sprechen. Können wir nach draußen gehen, bei dem Krach hört man ja sein eigenes Wort nicht.«

Als wir draußen waren, breitete er seine Arme auseinander und sagte aufgeregt: »Sie haben vor ein paar Minuten Micado aus der Ebene geworfen.« »Wieso?«, fragte ich erstaunt, »er war doch quasi im Vorstand.« Poseidon rang nach Luft: »Er hat – er hat für die andere Seite gearbeitet.« Dabei machte er ein Gesicht, als würde gleich das Universum explodieren.

Ich blickte kurz zu Rupert. Er verzog keine Miene und sagte auch nichts. Poseidon fuhr fort: »Man sagt, er sei auch verwickelt in eure Sache. Vermutlich hat das was mit dem Manager eurer Gruppe zu tun.«

Rupert hatte sich von uns weggedreht. Er tat so, als ob er in die Ferne guckte, aber ich wußte sofort, daß etwas nicht stimmte. »Wir haben morgen ein Treffen mit Marc Constantin. Es ist sogar jemand aus der ersten Ebene da. «Poseidon flüsterte die Worte geradezu, »erste Ebene«. Mehr Ehrfurcht konnte man nicht in einen Satz legen.

Ich überlegte für einen Moment, ob ich ihm die Wahrheit sagen sollte. Aber was hätte es gebracht? Poseidon wäre ganz sicherlich noch vor dem Termin zusammengebrochen. Er war ein liebenswerter Mann, aber seine Nerven lagen blank, sobald er von der ersten Ebene sprach.

Bevor er ging, mahnte er uns nochmals: »Bitte seid pünktlich.«

»Keine Sorge«, sagte ich, »wir werden da sein.«

Micado also. Er hatte seine Drohnung nach all den Jahren wahr gemacht, als er sagte, daß ich büßen würde für den Vorfall damals,

als Rupert ihn durchs Zimmer fliegen ließ. Ich wußte, daß er ein Psychopath war, aber daß er so weit gehen würde, für die andere Seite zu arbeiten und einen Menschen zu opfern, das hatte ich nicht erwartet. Rupert stand noch immer mit dem Rücken zu mir. Ich packte ihn an der Schulter und drehte ihn so, daß er mir ins Gesicht schauen mußte. Er tat es aber nicht, er senkte nur seinen Blick.

»Du hast von Micado gewußt?« sagte ich,

Rupert nickte stumm.

»Hat er dich erpreßt?« bohrte ich weiter. »Mhm.« »Wie konntest du nur? Wieso hast du mir nicht vertraut? Wir hätten das bereinigen können. Hatte er die Photos von dir und der Prostituierten?« »Nein«, antwortete er, »das wäre zu gefährlich gewesen, es gab einen Mittelsmann.« »Ist dir nie der Gedanke gekommen, daß sie dich von vornherein betrügen?« »Ja, manchmal schon, aber ich dachte ich komme da raus, wenn ich die Photos habe. Ich wollte dir keine Probleme machen, du hattest eh schon mehr als genug.« »Oh Rupert, du irischer Hornochse. Wir sind doch ein Team. Wir waren doch unschlagbar. Wieso klappt das nicht mehr? Und ausgerechnet Micado. Die größte Kanaille von allen. Einer von denen, die immer zu kurz kommen und die das auch wissen. Wieso?«

Rupert verbarg sein Gesicht in den Händen. Da saß ein Mann wie ein Schrank und begann zu heulen wie ein Kind. Am liebsten hätte ich mitgefleht, aber es war jetzt keine Zeit mehr, Selbstmitleid zu pflegen. Ich hatte schon so viel von meiner kostbaren Zeit unnütz verplempert. Vielleicht konnte uns Anisette helfen. Wir waren uns schon lange nicht mehr begegnet. Das lag wohl eher an mir. Ich war ihr gegenüber zunehmend unsicher geworden, je schlechter die Sache bei mir lief. »Rupert«, sagte ich entschlossen, »preß die Hände zusammen wir gehen! Noch ist die Schlacht nicht verloren.« »Nein – ich bleibe hier. Ich gehe nicht mehr zurück.« erwiderte er leise.

Für einen Augenblick verschlug es mir die Sprache. Mit allem hätte ich gerechnet, damit nicht.

»Du kannst – du – das kannst du nicht, das ist ... « »Doch ich kann!« antwortete er jetzt entschlossen. »Ich gehe nicht mehr zurück.«

Ich war immer noch baff. »Du würdest nicht weit kommen. Sie holen dich sofort wieder, das weißt du.« »Sollen sie's probieren. Sie kriegen mich nicht mehr.«

»Rupert, es verstößt gegen jegliche Regel, es ... « Ich mußte Luft holen. In diesem Augenblick benahm ich mich wie Poseidon, und das war mir irgendwie peinlich. »Ich habe es mir lange überlegt. Seit Brian gestorben ist. Ich habe gar keine andere Wahl.« Rupert sprach jetzt sehr ruhig. »Wieso?« »Sie werden mich aus der Ebene nehmen, genauso wie sie es mit Micado gemacht haben. Ich habe keine Lust, die nächsten zweitausend Jahre im Nichts herumzuschwirren.« »Das weißt du doch noch gar nicht sicher.« »Doch! Ich hatte nie eine Chance. Nicht zu Lebzeiten und jetzt auch nicht. Also werde ich mir jetzt selbst eine geben.« »Du willst alles nochmal durchmachen?« fragte ich. »Nochmal sterben, nochmal leiden?«

Rupert sah mir jetzt fest in die Augen. Er ballte beide Fäuste, dann sagte er: »Ich habe mir in den letzten Jahren so oft gewünscht, in diesem Jahrhundert geboren zu sein. Wenn wir unterwegs waren, habe ich jede Minute genossen. Jeder Augenblick war zehnmal wunderbarer als mein ganzes armseliges Leben. Das auf der Erde und das auf den Ebenen. Ich fühlte mich zum erstenmal wohl, verstehst du Raimond? Richtig wohl. Und wenn es nur einen Tag dauert, das ist das Jahrzehnt, in das ich gehöre. Ich bin verdammt noch mal zu früh geboren.«

Einer von diesen Doppeldecker Bussen kam uns auf der Abbey Road entgegen. Ich erinnerte mich, mit welcher Freude Rupert immer damit gefahren war. Er konnte es manchmal kaum erwarten, die Treppe hochzurennen bis ganz vorne ans Fenster, dann brachten ihn keine zehn Pferde mehr aus seinem Sitz.

Er begann, in Richtung Bus zu traben. Ich rannte neben ihm her. »Rupert, was um Himmels Willen willst du hier machen? Von was willst du leben?« »Mach dir keine Sorgen, Raimond«, rief er, »ich schaff es schon. Ich werde den verdammten Engländern zeigen, was eine irische Harke ist.«

Der Bus verlangsamte seine Fahrt, wir hatten ihn beinahe erreicht. »Aber Rupert«, keuchte ich, »du mußt wieder essen, du brauchst Kleider, du hast kein Geld.« Rupert sprang auf den fahrenden Bus auf, der sein Tempo wieder beschleunigte.

Er hielt sich mit einer Hand an der Einstiegsstange, mit der anderen zog er einen Zettel aus der Tasche: »Erinnerst du dich noch? Pferdewetten? Für was hat man Beziehungen.« Dann grinste er wie früher, so breit wie ein Doppeldeckerbus.

Bis zur nächsten Kurve konnte ich noch mithalten, dann ging mir die Puste aus. Rupert hing immer noch halb aus dem Bus und winkte mir zu: »Raimond, verzeih mir, wenn ich dich in Schwierigkeiten bringe. Vergiß mich nicht, du warst mein bester Freund, hörst du!« »Rupert du bist verrückt, total verrückt. Spring raus! Sofort! ich befehle es dir. Spring!«

Ich blieb hechelnd stehen. Ich sah noch, wie Rupert beinahe das Gleichgewicht verlor und der Zettel vom Fahrtwind aus seiner Hand gerissen wurde. Dann verschwand der Bus um die nächste Ecke. Ich hob den Papierfetzen auf. Es war Ruperts Handschrift.

Silver Shadow auf Sieg im vierten Rennen in Stockbridge.

Ich hätte Rupert zurückholen können, vorausgesetzt es wäre innerhalb einer Stunde passiert. Danach war schwer etwas zu machen, es sei denn, er hätte von sich aus zurückgewollt. Aber ich tat nichts. Ich setzte mich auf einen Mauervorsprung gegenüber den EMI Studios in der Abbey Road. Genau an der Stelle, an der die Beatles dann später ihre berühmte Zebrastrifenüberquerung gemacht haben. Es war erstaunlich mild für Februar. Ich schaute den Autos zu und überlegte währenddessen, wie ich den anderen bei der morgigen Konferenz das Verschwinden von Rupert klarmachen sollte. So etwas kommt selten, fast nie vor. Wenn es passiert, dann hat es für alle Beteiligten erhebliche Konsequenzen.

Als ich gegen 10 Uhr abends wieder ins Studio zurückkam, sangen John und Paul die »overdubs« für »Lady Madonna«. Ich setzte mich ganz nach hinten, da wo der große Flügel stand, der die Beatles auf allen LP's begleitet hatte.

Ich betrachtete John und Paul sehr lange. Sie waren für mich plötzlich viel erwachsener geworden. Nicht mehr so unbeschwert wie am Anfang, nicht mehr so fröhlich. Manchmal hatte ich das Gefühl, sie respektierten sich, aber mochten sich nicht mehr so. Vielleicht täuschte ich mich ja auch.

Sie waren absolute Profis geworden, was das Musikgeschäft betraf. Ich mußte das wieder denken, als ich sie jetzt so singen sah. Nur sie kannten die geheime Formel, mit der diese Melodien richtig umgesetzt wurden. Nur sie wußten genau wie es klingen mußte, damit einem der Refrain gleich beim ersten Hören nicht mehr aus dem Ohr ging. Gemeinsam waren die Beatles unschlagbare Meister.

Gegen Mitternacht beendeten sie ihre Session und gingen ins »Speakeasy«. George war der einzige, der nicht dabei war, er fuhr nach Hause zu Pattie, seiner hübschen Frau. Ich mischte mich unter die Gäste, bestellte mir ein Getränk und saß eine Weile so da, als John im Vorbeigehen mir zuraunte: »Kommt mir vor, als ob ich das Gesicht kenne.«

»Schon möglich«, sagte ich, »Bahamas, Cabbage beach.«

John stutzte: »Der Frosch? Frankreich? Der Taucher?«

Ich nickte. »Ey, Jungs, hier gibt einer einen aus«, rief John.

Es war meine allerletzte Runde auf dieser Erde.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, brummte mir der Schädel. Ich brauchte eine Weile bis ich zu mir kam. Wo war ich? Rupert? Nein, neben mir lag ein Typ, den ich nicht kannte. Er lag auf dem Teppich und schnarchte. Weiter vorn entdeckte ich John, er hatte noch seine Kleider von letzter Nacht an und war auf der Couch zusammengerollt. Puhh – jetzt erinnerte ich mich wieder. Wir waren alle am frühen Morgen in Johns Rolls Royce geklettert und nach Weybridge gefahren. Ab da hatte mich die Erinnerung verlassen.

Ich guckte nach draußen. Obwohl die Bäume noch keine Blätter hatten, war es ein wunderbarer Blick auf Johns Garten. Johns Brille, die Gesundheitsbrille, wie sie alle nannten, lag neben ihm auf dem Boden. Ich hob sie auf und legte sie auf den Tisch. Als ich John so liegen sah, mußte ich daran denken, daß er früher, kurz bevor die Beatles berühmt wurden, auch immer auf der Couch bei seiner Tante Mimi geschlafen hatte. Damals hatte er nicht mal ein richtiges Bett. Jetzt gehörte ihm diese Couch, dieses wunderbare Haus und der Park draußen gleich mit dazu. »Wir sind weit gekommen, John, nicht wahr?« John drehte sich unruhig um und ging in Kauerstellung, wie man es immer tut, wenn man beim Schlafen friert. Ich nahm eine Tischdecke und deckte ihn zu. »Sorry, mein Freund, ich glaube, mehr

kann ich nicht mehr für dich tun«, sagte ich leise. John murmelte etwas Unverständliches und zog die Decke eng an sich.

Als ich nach draußen kam, fuhr ich mir mit beiden Händen durchs Gesicht, betrachtete meine Finger und atmete nochmal sehr tief ein. Das wird mir fehlen, dachte ich mir, die Gerüche, der Wind, die Wärme der Haut, der salzige Geschmack von meinen Tränen. Ich schloß die Augen und zog mich aus der Hülle.

Ich sah es dem Gesicht von Poseidon schon an, daß er Bescheid wußte. Flucht aus den Ebenen spricht sich schnell herum. Im Grunde genommen ist es der gleiche Tratschhaufen, den man überall findet wo viele zusammen an einem Platz existieren. Er trug es mit erstaunlicher Gelassenheit. Das hätte ich von ihm nicht erwartet, man lernt eben nie aus.

»Gottseidank, bist du wenigstens pünktlich«, sagte er.

»Dann weißt du das mit Rupert schon?«

Er nickte. »Es ist alles ziemlich durcheinander. Sie haben heute morgen noch zwei überführt, die für die andere Seite arbeiteten.« »Großes Aufräumen, hä?«

Er seufzte: »Ja, nur schade, daß es uns auch betrifft.« »Mach dir keine Sorgen, Poseidon, es war mein Versagen, du hast nichts damit zu tun.« »Vergiß nicht«, erwiderte er, »ich bin für dich verantwortlich. Es wird mich genauso treffen.« »Wir werden sehen. Woher hast du's erfahren.« »Raimond, die Buschtrommeln kennst du doch. Du bist zu lange nicht mehr auf den Ebenen gewesen.« »Da magst du recht haben«, erwiderte ich. »Das einzige, was ich dir in der ganzen Sache vorwerfe, ist die Tatsache, daß ich der Dumme war und es als letzter erfahren habe.« »Tut mir leid Poseidon, ich wollte deinen Kreislauf schonen.« »Danke für die Fürsorge. Gehen wir? Ich wollte, das hier wäre schon vorbei.« »Wenn ich ehrlich bin, ich auch«, antwortete ich.

Er atmete tief durch und seine Stirn hatte viel mehr Falten als sonst: »Bin gespannt, wen sie uns aus der ersten Ebene schicken. Das macht mir am meisten Angst. Die Jungs dort haben gar keinen Humor.«

Ich wunderte mich über Poseidon. Er war so anders als sonst. Beinahe cool. Immerhin konnte das auch das Ende seiner Karriere sein. Wir marschierten los, bis wir an die Tür kamen, vor der alle

Angst hatten. Der große Gerichtssaal war dahinter. Hier wurden Schicksale entschieden.

Poseidon verharrte noch einen Augenblick, drehte sich dann zu mir um und sagte: »Raimond, was immer jetzt gleich da drin passiert, ich möchte dir sagen, daß trotz den Vorfällen und den Dingen, die schief gelaufen sind, deine Arbeit Klasse war. Niemand hätte sie besser machen können, du hast uns und vor allem mir in den letzten Jahren viel Ansehen und vor allem viel Freude bereitet. Ganz gleich, was andere darüber denken.«

Dann klopfte er an, und mit mulmigem Gefühl im Magen traten wir ein.

Der Raum war kleiner, als ich ihn erwartet hatte. Ich hatte ihn mir immer sehr prunkvoll vorgestellt, das war er aber nicht. Marc Constantin saß auf der rechten Seite, auf der anderen die Protokollanten. Wir wurden zu unseren Tischen geführt, und dann war zwei Minuten Schweigen wie in einer Kirche.

Jetzt würde ich gleich zum ersten Mal jemandem aus der ersten Ebene gegenüberstehen. Ein seltsames Gefühl. Das Portal in der Mitte öffnete sich. Zwei Wesen frankierten die beiden Seiten der Tür und dann war es soweit.

Ich schloß die Augen kurz, und als ich sie wieder öffnete, dachte ich, mein Herz würde stillstehen. Vor uns stand Anisette.

Mit einem Schlag war mir alles klar. Jetzt wußte ich, wieso ich immer einen Kloß im Hals hatte, wenn ich mit ihr sprach. Sie war die Nummer 1. Wie einfältig war ich doch gewesen. Mein Unterbewußtsein hatte funktioniert, aber ich habe es immer falsch gedeutet. Meine Güte, dachte ich, sie weiß alles, sie kennt jeden deiner Schritte. Deshalb waren die Dinge so erstaunlich gut gelaufen, und deshalb hatten wir so einen grandiosen Erfolg. Sie mußte ihre Hand schätzend über alle gehalten haben. Wie muß ich sie enttäuscht haben! Ich fühlte mich bis ins Innerste durchschaut und kam mir völlig nackt vor. Ich wäre am liebsten auf der Stelle davongerannt.

Anisette lächelte, als sie mich aufforderte Platz zu nehmen.

Marc Constantin war der erste, der sprach: »Raimond, wir sind aus einem traurigen Anlaß hier. Das wird dir nicht unbekannt sein. Wir bedauern den Tod eines Menschen und die Abwesenheit einer Seele

aus den Ebenen. Was die Sache verschlimmert, ist die Tatsache, daß wir mitten unter uns Verräter hatten, die für die andere Seite arbeiteten.«

Er machte eine kleine Pause und schaute dabei beinahe ehrfürchtig zu Anisette, dann fuhr er fort: »Ich bin als Vorstandsmitglied der ersten Ebene auch Rechenschaft schuldig, genau wie Poseidon mir Rechenschaft schuldig ist.«

Poseidon saß wie angenagelt auf seinem Stuhl und rührte sich nicht. Ein wenig erinnerte er mich in diesem Augenblick an einen Politiker im Wachfigurenkabinett von Madame Toussaud in London. »Eure Aktivitäten auf der Erde waren erstaunlich«, sagte Marc, »In jeder Beziehung. Ihr habt wirklich etwas bewegt in der starren Welt. Das war nach den trüben Ereignissen in diesem Jahrhundert besonders erfreulich. Auf der anderen Seite gab es Dinge, die nie hätten passieren dürfen.«

Ich mußte unwillkürlich an Rupert denken. Was würde er wohl in diesem Augenblick gerade machen? erinnerte er sich noch an seinen alten Kumpel? Wieso war ich nicht mit ihm gegangen? Ich dachte an den heißen Sommer 1967, wo wir jede freie Minute im Regent's Park waren und den Mädchen mit den kurzen Röcken nachgepfiffen hatten. Das war ein Sommer.

Marc Constantin war nun aufgestanden. Ich blickte zu Anisette, und mir war alles andere als wohl. Sie wirkte auf mich trotz allem immer noch so faszinierend wie bei unserem ersten Treffen, damals in Hamburg am Flughafen nach dem Tod von Stu Sutcliff. Ich war immer noch fassungslos.

»Die Beatles haben weltweit etwas bewirkt, was wir lange Zeit vermißten. Sie haben die Menschen glücklich gemacht mit ihrer Musik, sie haben Freude verbreitet. Viele junge Menschen sind durch sie und ihre Musik auf einen besseren Weg im Leben gelangt. Selten war so viel Kreativität in der Jugend. Aber der Preis war hoch. Mit dem Ruhm und dem Erfolg kamen auch die Schwierigkeiten.«

Ich wußte nur allzugut, was er damit meinte. Mein Gott, jedesmal wenn ich Drogen genommen hatte, wußte sie es, die Sache mit Mandy, ich schämte mich.

»Die Verantwortung, die eine Seele übernimmt, wenn sie nach langer Zeit wieder in eine Hülle kann, ist nicht einfach. Wir wissen das. Deshalb geben wir sie nur denjenigen, von denen wir annehmen, daß sie der Aufgabe gewachsen sind. Du, Raimond, warst es nicht. Du hattest die besten Voraussetzungen, die man dafür haben kann, aber der Erfolg deiner Mission, die gewiß nicht leicht war, ist dir zu Kopf gestiegen. Du hast leichtfertig deine Existenz und die deines Partners aufs Spiel gesetzt. Wärest du so gewissenhaft gewesen wie früher, dann wäre dir auch das Doppelspiel von Rupert aufgefallen und du hättest ihm helfen können. Das war deine eigentliche Mission. Die Verantwortung für eine andere Seele. Das Schicksal deiner anvertrauten Seelen auf der Erde war in groben Zügen vorbestimmt. Der Erfolg mit den Beatles hat dir den wahren Blick für das Wesentliche versperrt. Das war dein nächster Lernschritt.«

Poseidon saß mit offenem Mund da, als ob er gerade das Evangelium neu erklärt bekommen hatte. Wir mußten uns erheben. Jetzt kam der Augenblick, in dem das Hohe Gericht das Urteil sprach. Anisette stand ebenfalls auf. Sie blickte mich an, und zum erstenmal konnte ich ihrem Blick standhalten. Ich hätte ihr soviel sagen wollen. Jetzt hatte ich den Mut dazu. Jetzt, wo alles zu spät war.

Poseidon hatte Haltung angenommen. Eigentlich seltsam, er wurde ja nicht verurteilt, sondern ich. Einer der Protokollanten übergab eine Schriftrolle an Marc Constantin. Er entrollte das Papier und las dann den Text:

Das Hohe Gericht ist zu der Entscheidung gekommen, Raimond le Faivre für unbestimmte Zeit sämtlicher Aufgaben in der Ebene 10 zu entheben. Er verliert die damit verbundenen Rechte und Privilegien und ist auch vom Auftrag befreit, Seelen auf der Erde zu betreuen. Es ist ihm freigestellt, sich weiterhin der Ebene zur Verfügung zu stellen, der er bisher angehörte, sofern das vom zuständigen Leiter dieser Ebene gewünscht wird. Ein Anspruch darauf besteht jedoch nicht.

4. Februar 1968

Ich durfte also in der Ebene bleiben. Das hatte ich Anisette zu verdanken. Es war eine gerechte Strafe, die wesentlich härter hätte ausfallen können. Poseidon nahm das Urteil in meinem Namen an und dann gingen wir. Anisette lächelte mir wieder zu, bevor sie den Saal durch das Portal verließ.

Als wir draußen waren, atmete Poseidon erleichtert auf: »Bin ich froh, ich hätte dich nur ungern verloren. Damit kann man leben.« Er schaute mich dann etwas fragend an: »Du hattest Glück, Raimond, daß wir eine Frau als Richterin hatten. Hast du gesehen, sie hat dir zugelächelt?«

Ich nickte mit dem Kopf: »Ja, hab's gesehen, liegt wohl daran, daß ich Franzose bin.«

»Vermutlich hast du sogar recht«, brummte er.

Eigentlich war es wie immer. Nur trug ich plötzlich keine Verantwortung mehr. Poseidon gab mir völlig freie Hand hinzugehen, wohin ich wollte. Der einzige Unterschied zu früher war der, daß ich in keine körperliche Hülle mehr konnte.

Ich wollte nicht mehr dahin zurück, woher ich gekommen war. Zu sehr schmerzten die Erinnerungen an wundervolle Jahre. Eine Weile wollte ich nicht mal wissen, wo Rupert abgeblieben war. Ich blieb für mich alleine. In dieser Zeit ordnete ich all meine Gedanken und begann, Tagebuch zu schreiben. Es ist mir zuerst sehr schwer gefallen, dann, nach und nach, hat es mir sehr geholfen, mit meiner Situation besser fertig zu werden. Es schien mir wie eine Ewigkeit, bevor ich wieder nach London zurückkehren konnte. Aber alles in allem waren gerade mal drei Monate vergangen. Poseidon gab den letzten Anstoß, als er sagte, wer wisse denn, ob ich nicht schon im nächsten Monat an meinem alten Projekt arbeiten würde, deshalb sollte ich nichts verpassen. Das hat er wohl selbst nicht geglaubt, aber er wollte mir sicher aus meinen Depressionen helfen.

Als ich wieder nach London kam, landete ich genau an dem Platz, an dem vor vielen Wochen Rupert auf den Bus gesprungen war. Es sah alles viel freundlicher aus als damals, denn es war mittlerweile Frühling geworden.

Ich stand eine Weile vor dem schmiedeeisernen Tor zu den Abbey Road Studios und zögerte hineinzugehen. Zirka zwanzig junge Leute klammerten sich an die Eisenstäbe, in der Hoffnung, daß vielleicht einer der Beatles mal frische Luft schnappen würde. Vermutlich hätten sie in diesem Augenblick gerne mit mir getauscht und wären unsichtbar an allen Pförtnern vorbei ins Studio 3 geschlichen, da wo ihre Idole wieder bei der Arbeit waren.

John lag auf dem Boden und sang. Sie hatten ihm das Mikrofon nach unten gekippt, damit er bequem liegen konnte. Ich mußte unwillkürlich an Rupert denken, wenn er ein bißchen viel getrunken hatte. Dann sagte er nämlich immer: »Ich trinke gerne im Sitzen, wenn ich bei der Arbeit liegen kann.«

Es herrschte ein fürchterlicher Krach im Studio und alles klang völlig daneben. John sang irgend etwas von Revolution und Mao und solchen Sachen, während Paul und George im Chor dauernd »Mama Dada, Mama Dada, Mama Dada« sangen. Ich mußte mich vor Schreck erstmal setzen. Nach einer Weile dann aber kam dieses alte, vertraute Gefühl zurück, das ich so vermißt hatte. Ich war wieder zu Hause, trotz Mama Dada.

Der Arbeitsstil der Jungs im Studio hatte sich nicht verändert. Sie gingen immer noch mit der gleichen Energie zu Werk, die ich in all den Jahren an ihnen immer so bewundert hatte. Nur schien mir die Herzlichkeit zu fehlen, mit der sie früher miteinander umgegangen waren. Es wurde weniger gelacht.

Ich glaube, wenn Ringo nicht gewesen wäre, dann hätte es überhaupt nichts mehr zu lachen gegeben. Als die Session zu Ende war in dieser Nacht, gingen sie beinahe wortlos auseinander. Jeder zu sich nach Hause. John, George, Paul und Ringo hatten Schwierigkeiten mit sich. Zum erstenmal nahmen sie auch getrennt Musik auf. Paul in einem Studio ein Stück, das er geschrieben hatte, John im anderen Studio seine Musik.

Waren das noch die Beatles? Kann man sich in wenigen Monaten so verändern?

Sie waren alle, nachdem sie »Lady Madonna« im Februar aufgenommen hatten, nach Indien gereist, um zu meditieren. Zum erstenmal seit Jahren fanden sie die Ruhe, die ihnen so lange verwehrt wurde. Vielleicht begannen dort die Schwierigkeiten

zwischen den Egos schon. Ringo reiste nach kurzer Zeit zusammen mit seiner Frau ab, Paul und seine Freundin Jane wenig später ebenfalls. Nur John und George hielten länger durch beim Versuch, sich selbst zu finden. Vielleicht war das ein Grund, warum sie sich zusehends fremder wurden.

Aber auch John und George reisten früher als geplant aus Indien ab. Sie bekamen Streß mit ihrem Guru. Ich hatte dem kleinen Wicht sowieso nie getraut, aber etwas Gutes brachte die Zeit in Indien schon. Die Beatles schrieben so viel Musik lange nicht mehr. Paul und George faßten zudem den Entschluß, endgültig mit Drogen aufzuhören. John auch, aber nur für kurze Zeit. Was mich beunruhigte war die Tatsache, daß er sich unmittelbar, nachdem sie von Indien zu rückgekehrt waren, von seiner Frau trennte. An die Stelle der stillen und sehr hübschen Cynthia trat eine kleine, sehr energische Frau. Yoko Ono. Es war genau die Frau, auf die mich Anisette aufmerksam gemacht hatte. In meiner damaligen Verfassung aber hatte ich die kleine Japanerin nicht mal wahrgenommen, geschweige denn ernst. Alle haben sich damals gewaltig verschätzt, am Ende auch John. Sie war genau so scharfzüngig wie er, auch genau so selbstüchtig, und vor allem war sie knallhart. Es ist damals viel spekuliert worden, ob Yoko dazu beigetragen hat, die Beatles endgültig zum Platzen zu bringen. Sie hat.

Zuerst waren die restlichen Beatles leicht irritiert, als John ihnen klarmachte, daß Yoko nun ein fünfter Beatle war – auch im Studio. Sie schreckte nicht mal davor zurück, während der Aufnahmesessions musikalische Vorschläge zu machen. Das hatte sich der verstorbene Brian Epstein nur einmal geleistet, und da wurde er von John barsch abgewiesen: »Kümmere dich um deine 25 Prozent, Brian, und halte dich gefälligst aus der Musik raus.«

Yoko juckte so etwas überhaupt nicht. Im Gegenteil.

Trotzdem liefen die Aufnahmen zur neuen LP der Beatles flüssig wie immer. Sechs Monate ließen sie sich diesmal dafür Zeit. Ihr Arbeitspensum war einfach phänomenal. Die Beatles waren immer noch ihre besten Kritiker, das war sicher ein Grund, wieso sie so erfolgreich waren. Leider wurden die Momente, in denen sie im Team arbeiteten, immer seltener. Im Juli nahmen sie »Ob-la-di, Ob-la-da« auf. Pauls einfaches Liedchen gestaltete sich wesentlich schwieriger, als sie sich das vorstellten. Unzählige Takes wurden

aufgenommen und wieder gelöscht. Am Ende fehlte noch ein zackiges Intro. John kam an diesem Tag ein wenig später. Er sagte »Hallo«, setzte sich dann ans Piano und rief: »Hier habt ihr euer Mist Intro.« Dann spielte er es vor, und die anderen riefen begeistert: »Yeah ! Das isses.« Einen Augenblick war das wie in alten Zeiten. Leider nur einen Augenblick.

Immer öfter sah man auch nur Paul alleine im Studio. Er kümmerte sich um seine Kompositionen. Es schien, als ob er den anderen nicht mehr ganz vermitteln konnte, wie er seine Stücke gern arrangiert hätte. So kam es oft vor, daß er George oder Ringo erklärte, wie sie ihre Instrumente bedienen sollten.

Man muß sich das mal vorstellen, einer der besten Gitarristen der Welt und ein Schlagzeuger, der auf der ganzen Erde kopiert wurde, sollten sich von Paul belehren lassen. Das konnte nicht gut gehen. George schluckte so manches. Ringo schluckte noch mehr. Es knallte ausgerechnet bei »Back in the USSR«.

Wieder versuchte Paul, seinem Bandkollegen zu erklären, wie man einen Beat richtig durchhält, als Ringo die Schnauze voll hatte. »Spiel dein Scheißschlagzeug alleine!« war der kurze Kommentar. Dann verließ er weinend das Studio.

Paul kümmerte das wenig, er spielte sein Schlagzeug und Klavier und Gitarre und Flügelhorn und natürlich den Baß – fast hätte ich's vergessen – gesungen hat er auch noch. Wenn Farbe im Studio gewesen wäre, hätte er vermutlich noch gestrichen. Kurz bevor Ringo die Stöcke hinschmiß, spielte er noch bei Pauls neustem Hit mit: »Hey Jude«. Das Ding war nun wirklich Klasse, und im Verlauf der Jahre verkauften die Beatles alleine davon acht Millionen Singles. Das war absoluter Rekord. Es war auch ein Rekord in anderer Richtung. Es war die längste Single, die die Beatles je rausbrachten. Sieben Minuten und elf Sekunden, das war für damalige Verhältnisse recht ungewöhnlich. Aber die Jungs waren ihrer Zeit eben immer voraus.

Am 3. September kam Ringo zurück. Sein Schlagzeug war mit Blumen geschmückt. Das war Pauls Art, zu sagen, daß ihm leid tat, was passiert war.

Geändert aber hat sich nicht viel. Paul sah wohl, daß die Beatles schief in der Kurve lagen, und er wollte alles tun, um die Gruppe zusammenzuhalten.

Es hat noch erstaunlich lange gehalten. Vielleicht auch aus dem Grund, daß die anderen genau wie Paul ahnten, ohne den sicheren Schoß der Familie der Beatles würde es ziemlich holprig werden.

Am 14. Oktober 1968 machten die Jungs die letzte Aufnahme für ihr neues Album. So viele verschiedene Songs hatten sie noch nie zur Auswahl gehabt, dreißig Stücke. Das paßte nicht auf eine LP. Also wollten sie die erste Doppel-LP auf den Markt bringen. George Martin versuchte sie händeringend davon zu überzeugen, daß eine konventionelle LP, wie alle bisherigen, mit den besten Hits viel besser wäre. Jeder Beatle hätte dann ein paar von seinen Stücken zurückziehen müssen. Das wollte vor allem George nicht, der endlich auch mal vier Stücke auf einer Platte hatte. Folglich bestanden sie darauf und »THE BEATLES« wurde ein Doppelwerk. Das berühmte weiße Album. Vielleicht wurde somit ein später Wunsch von Brian Epstein verwirklicht. Der hatte beim Cover von »Stg. Pepper« kalte Füße bekommen. Er fürchtete nachträglich Klagen von all den Stars, die auf der Hülle abgebildet waren. Er hatte damals den Jungs geraten, sie sollten doch ein »brown paperback« machen. Also einfach eine einfarbige braune Hülle. (Zudem noch ein Wortspiel im englischen – es bedeutet, das Papier, in das Schwarzgeld eingepackt wird). Jetzt hatte er sein einfarbiges Album, zwar nicht braun – aber immerhin. Schade, daß er es nicht mehr erlebt hat.

Das Weiße Album kam genau rechtzeitig. »Hey Jude« war mehrere Wochen auf Platz 1 gewesen und gerade wieder aus den Hitparaden verschwunden. Timing ist eben alles. Die neue Doppel-LP schoß auf die Spitzenposition, was wohl auch nicht anders zu erwarten war. Alles in Butter, hätte man glauben können. Trotzdem verloren die Beatles Geld, und zwar schneller als sie es verdienen konnten. Sie waren dabei, sich an dem Apfel zu verschlucken, den sie so enthusiastisch zum Symbol ihrer Firma gemacht hatten. Nahezu jeder, der für die Beatles arbeitete, beklautete sie auch. Es war nur eine Frage der Zeit, wann das Apple-Kartenhaus einstürzen würde.

Ich hätte ihnen damals sehr gerne geholfen, aber wie? Rupert war nicht mehr da, und ich konnte in keine Hülle mehr. Ich bin mir auch nicht sicher, ob wir den Karren noch aus der Kurve gekriegt hätten.

Das Weihnachtsfest in diesem Jahr war eines meiner traurigsten überhaupt. Auf der Ebene mied man mich. Außer Poseidon suchte keiner ein Gespräch oder auch nur ein paar aufmunternde Worte. Dieselben Wesen, die noch vor kurzem ihren Heiligenschein gegen ein Autogramm der Beatles eingetauscht hätten, taten jetzt so, als ob sie mich nicht kannten. Aber ich brauchte sie nicht. Im Lauf der Jahre hatte ich gelernt, mir selbst zu genügen, das ist gar nicht so schwer, wenn man sich daran gewöhnt hat. Zwei Personen fehlten mir. Rupert und Anisette. Anisette hatte sich nicht mehr gemeldet, und ich hielt es für ratsam, es dabei zu belassen. Manchmal träumte ich noch von ihr, mehr nicht. Sie war für mich unerreichbar.

Also suchte ich Rupert. Ich brauchte fast drei Tage. Kein Wesen wußte, wo er sich aufhielt, oder sie sagten es mir nicht. Einen Betreuer hatte er nicht, denn wer aus der Ebene verschwindet, ist schutzlos. Ich fand ihn am ersten Weihnachtstag in der Nähe der UBahn Station Tufnell Park. Es war eine für London recht kalte Nacht. Rupert saß am Eingang der geschlossenen Station in eine Decke gehüllt auf ein paar vergilbten Zeitungen. Er war nicht rasiert und trug einen alten Hut. Beinahe hätte ich ihn nicht wiedererkannt. Er sah elend aus. Neben ihm stand eine Flasche, aus der er ab und zu einen Schluck nahm, um sich zu wärmen. Mein Gott, dachte ich, sie lassen ihn verrecken, das also ist die Rache für unerlaubtes Entfernen von der Truppe.

»Rupert!« rief ich, »Rupert hörst du mich?«

Natürlich hörte er mich nicht. Wie auch? Er hätte mich nicht mal mehr erkannt, wenn ich mich hätte zeigen können. Trotzdem redete ich weiter mit ihm: »Brauchst du was Junge, kann ich dir helfen? Du kannst doch hier nicht sitzen, du erfrierst. Rupert! Bitte, helft ihm! Verdammt!«

Ich schrie in die kalte Winternacht, so laut ich konnte: »Das dürft ihr nicht, das ist mein Freund, hört ihr, mein Freund!!«

Die wenigen Menschen, die um diese Zeit noch auf der Brecknock Road liefen, konnte man an einer Hand abzählen, sie würden ihm auch nicht zu Hilfe kommen. Ich mußte zu Poseidon. Er war der einzige, der etwas tun konnte. »Du mußt mir helfen, Poseidon!« Ich riß ihn mitten aus einer Weihnachtsfeier. »Was ist denn passiert?«

fragte er. »Rupert! Ich habe ihn gefunden, total verwehrlost, völlig am Ende, halb erfroren, wir müssen ihm helfen. Sofort!«

Poseidon zog mich auf die Seite: »Psst, nicht so laut! Du weißt genauso wie ich, daß Wesen, die sich aus der Ebene entfernt haben, keinen Schutz mehr genießen.« »Was heißt das?« fragte ich genervt, »heißt das, ihr laßt ihn einfach da unten erfrieren?« »Es war seine Entscheidung, ganz alleine, er wußte das, als er die Ebene verließ.« »Aber ich kann ihn so nicht hängen lassen. Du hättest ihn sehen sollen. Er ist mutterseelenallein.«

Poseidon war in Gewissensnöten. Es war ihm sichtlich unangenehm. Er zog mich noch ein wenig zur Seite, dann sagte er: »Hör zu, Raimond, ich kann jetzt hier nicht weg, das würde auffallen. Ich riskiere Kopf und Kragen. Nach all den Vorfällen der letzten Zeit, sollte ich mir eigentlich nichts mehr leisten, was gegen die Gesetze geht.« Ich stampfte mit dem Fuß auf: »Was sind das für gottlose Gesetze, die einen Menschen erfrieren lassen? Sag mir das, Poseidon!!«

Poseidon hob erschrocken beide Hände in die Höhe: »Versündige dich nicht, Raimond. Ich mache diese Gesetze nicht.« Er schaute sich unsicher um, dann flüsterte er: »Komm in einer Stunde. Wir helfen ihm. Früher kann ich wirklich nicht. Bitte warte noch so lange.« Ich nickte: »OK, danke! Ich warte auf dich. London, Brecknock Road Ecke Tufnell Road. Bis dann.« Poseidon huschte wieder auf seine Weihnachtsfeier. Ich hatte eine Stunde Zeit. Die Idee, die ich hatte, war nicht sehr originell, aber sie würde Rupert helfen, dessen war ich mir ganz sicher.

Knapp eine Stunde später war ich wieder bei Rupert. Er war eingeschlafen. Sein Kopf lehnte erschöpft an der kalten Wand.

Poseidon kam pünktlich. Er vergewisserte sich, daß ihm niemand gefolgt war. An Weihnachten war das kein Problem, da waren alle zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Er hatte eine Decke in der Hand. Ich hätte ihn umarmen können.

»Wo ist er ?« fragte er. »Hier, da liegt er, halb tot.« »Dann laß uns keine Zeit verlieren!« Poseidon räusperte sich: »Das, was jetzt kommt, kennst du ja schon. Preß die Hände aneinander!«

Ein kurzer Blitz, und ich hatte wieder eine Hülle. Ich kniete mich neben Rupert und versuchte ihn wachzukriegen. Er erschrak nicht mal.

»Haut ab ihr blöden Bullen«, lallte er, »laßt mich schlafen!« »Wir sind keine Bullen, Rupert«, sagte ich. »Wir wollen dir helfen.« Er schaute mich aus seinen glasigen Augen an, als ob ich eine Märchenfee wäre, was ja nicht so abwegig war. Er sprach keinen zusammenhängenden Satz, und er roch fürchterlich nach Alkohol. »Seid ihr von der Heilsarmee?« fragte Rupert, »is schon OK, wenn ihr nicht singt, dann dürft ihr auch von der Heilsarmee sein.« »Er ist total betrunken«, bemerkte Poseidon. »Pack seine Füße mit ein!«

Rupert war wieder eingeschlafen. Ich bat Poseidon, mich ein paar Minuten mit Rupert alleine zu lassen. Er schaute mich zuerst unsicher an, kratzte sich am Ohr und nickte dann. Als er sich ein wenig entfernt hatte, rüttelte ich Rupert nochmal wach. »Du schon wieder«, er klang jetzt recht ungehalten. »Rupert, paß auf, ich habe nicht lange Zeit. Du kennst mich nicht mehr, aber wir waren mal ein Team. Ich komme von drüben, hörst du, von der Ebene.«

Rupert räusperte sich: »Hast du was ge-getrunken?« lallte er jetzt. »Nein, Rupert, konzentrier dich bitte, es geht um dein Leben!« »Meine Leber? Was iss mm mit meiner L-Leber?« Meine Güte, er begriff nichts. »Rupert, ich war bei deinen Freunden auf der Ebene, verstehst du. Die, von denen du immer Tips erhalten hast. Sie haben mir die Ergebnisse aller Pferderennen der nächsten drei Monate gegeben. Sie sind hier in diesem Umschlag. Du darfst ihn nicht verlieren. Hörst du?«

Rupert sah mich entgeistert an: »Ich habe keine Freunde, du mußt mich verwechseln.« Dann kippte er wieder zur Seite. Poseidon tippte mir auf die Schulter: »Wir müssen, Raimond, bevor es irgendeiner schnallt. Komm!«

Ich legte Rupert noch meine Lederjacke um die Schultern, dann zog uns Poseidon aus den Hüllen. So elend wie an diesem Abend hatte ich mich noch nie gefühlt.

Auch für die Beatles war dieses Weihnachtsfest und auch Sylvester eher etwas ernüchternd. In den vergangenen Jahren hatten sich immer alle vier getroffen und zusammen mit ihren Familien und Freunden gefeiert. Meistens in London bei Cilla Black, einer Kollegin aus den

Liverpooltagen. In diesem Jahr fehlte Cynthia, und natürlich Brian. John und Yoko kamen auch nicht. Das war zu erwarten, denn die restlichen Beatles mochten Yoko nicht. John sah sich deshalb außerstande, mit ihnen zu feiern. Wer konnte es ihm verdenken? Jane Asher fehlte ebenfalls. Paul hatte eine neue Freundin. Linda Eastman. Ringo und George hatten beide unübersehbare Schwierigkeiten mit ihren Frauen. Es schien, als ob alles in die Brüche gehen sollte.

Vielleicht hätte eine längere Pause etwas Ruhe in die Beatles gebracht, aber so trafen sie sich am 2. Januar 1969 bereits wieder im Studio. Nach den erschöpfenden Aufnahmen zu »THE BEATLES« war ein neues Projekt geplant.

Natürlich war es Pauls Idee. Get Back. Zurück zu den Wurzeln. Es sollte nicht nur eine neue LP werden, sondern eine Dokumentation über die Studioarbeit der Beatles. Sozusagen eine LP auf Video. Nach Pauls Vorstellung sollte der Film mit einem Live-Auftritt der Beatles enden. Keiner außer Paul wollte das. Von Auftritten hatten sie die Nase voll. Zu sehr hing ihnen noch die Erfahrung ihrer letzten Tour 1966 in den Knochen. Paul sah das nicht so. Er war immer ein Showman und brauchte den Kontakt mit den Massen und wohl auch die Bestätigung.

Also – Film ab.

Vom ersten Tag an war der Wurm drin. Ich hatte sonst sehr selten eine Session von meinen Jungs versäumt, ich bezeichnete sie immer noch so, obwohl ich im Grunde genommen erzwungenermaßen nur noch Zuschauer war. Aber was sich in den Twickenham Filmstudios abspielte, war ein Witz.

Nichts ging mehr bei den Beatles. Nie wieder habe ich vier Musiker so frustriert spielen sehen, wenn sie überhaupt spielten und sich nicht in der Wolle lagen. Es begann schon mal damit, daß sie bereits morgens um 11 Uhr auf der Matte stehen sollten. Welch ein Fehler. Wer die Jungs kannte, der wußte, daß sie Nachtvögel waren und erst in späten Abendstunden zu voller Form aufliefen. Sie ließen nichts unversucht, sich selbst, die größte Rock Gruppe der Welt, langsam aber sicher zu versenken.

Alle schienen es zu merken, nur Paul registrierte es nicht. Er benahm sich wie ein Orchesterleiter. »Jetzt machen wir das – und wir

machen das so. Ist jemand anderer Meinung? Nein? Hab ich mir gedacht – also los!«

Es war nur eine Frage der Zeit, wann einem der anderen Beatles der Kragen platzen würde. Diesmal war es George Harrison. Paul hatte ihm zum wiederholten Mal erklärt, wie er seinen Gitarrenpart spielen müsse, als George seine Gitarre zur Seite legte und sagte: »Ich spiele alles, was du willst, oder ich spiele besser überhaupt nicht. Was immer dir am liebsten ist, ich mach es, so wie du es willst.« Dann verließ er das Set und kam erst ein paar Tage später zurück, als ob nichts gewesen wäre.

Paul kriegte seinen Live-Auftritt am Ende doch noch. Zwar nicht ganz so, wie er sich das vorgestellt hatte, aber immerhin spielten die Beatles noch einmal öffentlich. Auf dem Dach des Hauses ihrer Firma »Apple«. Keine Tickets, keine Zuschauer, nur die Beatles und ein Filmteam.

Es war lausig kalt an diesem 30. Januar, das erinnerte mich an die Nacht, in der ich Rupert gefunden hatte. Er war seit dieser Nacht verschwunden, und ich hoffte inständig, daß ihm nichts zugestoßen war. Ich stand auf einem Mauervorsprung des Nachbarhauses mit Blick auf die Straße unter mir, als die Beatles zu spielen begannen.

Ich muß ehrlich sagen, nach allem, was ich in den letzten Wochen von ihnen gehört hatte, klang das hier gar nicht schlecht. Sie gaben sich Mühe. Vielleicht deshalb, weil ein neues Gesicht dabei war. Billy Preston. Er spielte alle Tasteninstrumente. Nach 42 Minuten war dann alles vorbei. Die Polizei stoppte den Auftritt, da sich mittlerweile in diesem Stadtviertel Londons nichts mehr bewegte. Aber sie waren sowieso mit dem Auftritt zu Ende. Mit kalten Fingern und roter Nase verabschiedete sich John Lennon: »Ich bedanke mich im Namen der Gruppe und hoffe, daß wir den Vorspieltest bestanden haben.« Da wäre ich mir nicht ganz so sicher gewesen.

Es hätte mich nicht gewundert, wenn die Beatles sich nach diesem Auftritt voneinander verabschiedet hätten. Das Material für ihre nächste LP war in einem haarsträubenden Zustand. Keiner wollte mehr etwas damit zu tun haben. Wenn sie miteinander sprachen, dann hatte ich das Gefühl, als spreche da ein altes Ehepaar, das sich nichts, aber auch nichts schenkte.

Jeder ging seiner Wege. Ringo spielte die Nebenrolle in einem Film. Paul produzierte Mary Hopkin für »Apple Records«, der einzige Zweig der Firma, der was taugte und Geld einspielte. Alleine »Hey Jude« und Hopkin's »Those were the days« verkauften dreizehn Millionen Singles. George Harrison, der nie richtig zum Zug gekommen war neben John und Paul, ging immer öfter alleine ins Studio und zauberte solche Sachen wie zum Beispiel »Something«. John ging mit Yoko singen, oder wenigstens das, was sie dafür hielt. Am 20. März kam ich mal wieder überraschend nach Spanien. Es war einer der typischen Schnellschüsse von John. Im Auto kam ihm die Idee zu heiraten, und zwar sofort. Das ging aber in England nicht so schnell. Also in einen Jet und ab nach Gibraltar. Die Eheschließung dauerte nicht mal zehn Minuten, und es war das unromantischste Ereignis seit der Erfindung von Bratpfannen. Ich glaube, John wollte es Paul zeigen, denn der hatte gerade acht Tage vorher Linda Eastman geehelicht. Da war sie doch wieder, die alte Rivalität. Die darauffolgende Woche verbrachte das frischgetraute Paar in einem Hotel in Amsterdam im Bett, vor den Journalisten aus aller Welt. »Bed in« nannten sie es. Auch eine Möglichkeit, seine Freizeit zu gestalten.

Als Promotiongag war das wohl sehr witzig, denn wann erwischt man schon einen Beatle im Schlafanzug? Die Journalisten, die mehr von einem Bed-In erwarteten, wurden herbe enttäuscht. Da hätten sie ein paar Jahre früher kommen müssen, als Rupert und John sich im Rotlichtbezirk von Amsterdam amüsierten. Doch diese Zeiten waren endgültig vorbei. 2. April 1969

Ich habe Rupert wieder gesehen. Gar nicht so weit weg von dem Platz entfernt, an dem ich ihn das letzte Mal unter so erbärmlichen Umständen getroffen hatte. Er hatte einen Job und eine Unterkunft. Nicht gerade feudal, aber was soll's. Mit seinem Job schien er die richtige Wahl getroffen zu haben. An der Bar. Nur diesmal dahinter, als Barkeeper. Er machte seine Sache recht gut. Nun war er ja auch in Sachen Alkohol ein Spezialist, kann man sagen.

Ich beobachtete ihn eine Weile, und ich muß sagen, er sah zufrieden aus. Wenn im Radio oder in der Musikbox, die in diesem Pub stand ein alter Titel von den Beatles lief, dann stand Rupert für kurze Zeit bewegungslos da, kratzte sich im Genick, als ob er angestrengt

nachdachte. Dann grinste er und sagte: »Nicht schlecht diese Jungs, nur schade, daß es Engländer sind.« 14. April 1969

Die finanzielle Situation der Beatles wurde nun langsam dramatisch. Jahrelang hatte sich keiner um die Kohle gekümmert, es war ja immer Geld da, wenn sie welches brauchten. Nun aber sah es so aus, als ob die Geldquelle langsam versiegen würde. Die Vier hatten den Überblick total verloren. Die Firma Apple machte soviel Miese, daß sich jeder ausrechnen konnte, wann die Beatles bankrott sein würden. Es mußte ein starker Mann her. Der kam auch. Sein Name: Allen Klein. Als ich ihn zum erstenmal sah, wußte ich, es würde noch mehr Probleme geben. Es war Johns Vorschlag, ihn zu verpflichten, alleine schon deshalb war Paul dagegen. Damit begann der ganze Schlamassel. Klein war nicht schlecht, wenn es darum ging, Geld für seine Künstler aus den reichen Plattenfirmen rauszuleiern. Aber er war auch ein Windhund.

John muß die Ebbe auf seinem Konto bemerkt haben, denn er rief an diesem Tag aufgeregt bei Paul an, und sie beschlossen, schnell einen Hit aufzunehmen. Es ist erstaunlich. Da fetzen sich zwei wochenlang, und dann von einem Augenblick auf den anderen, bilden sie wieder zusammen ein Team. Es war Johns Lied. Es klang sehr hitverdächtig. »The Ballad Of John and Yoko«. Ringo und George waren nicht dabei. Ich kannte das ja schon. Paul spielte Klavier, Baß, Schlagzeug usw. John übernahm die Leadgitarre. Was mich sehr gefreut hat, war die Tatsache, daß es bei den beiden lief wie früher. In Windeseile schufen sie wieder einen Ohrwurm. Sie brauchten nicht mal dabei zu sprechen, es war die reinste Magie. John wollte das Stück ursprünglich »Sie werden mich kreuzigen« nennen. Paul hat ihn nur kurz angeschaut, dann sagte John: »OK, ok, wir lassen es bei »Ballad of John and Yoko«.

Gegen 11 Uhr abends waren sie fertig. Seit langem habe ich keine Session mehr so genossen wie diese. John schrieb eine kleine Notiz zur Platte. Keine Werbung machen, vor allem nicht mit der Zeile »sie kreuzigen mich«. Das würde die Leute nur erschrecken. John hatte gelernt. Juli 1969 Trotz aller Spannungen innerhalb der Gruppe und den Geldproblemen, fanden sich die Vier wieder zusammen und nahmen eine neue LP auf. Der Übergang von der letzten LP zur neuen geschah fast fließend. Ganz toll in Form war George. Nachdem er »Something« geschrieben hatte, war bei ihm so was wie ein Knoten

geplatzt. Er legte noch einen nach. Damals, als er sich mit Paul verkracht hatte, schrieb er ein Stückchen, das er ihm jetzt vorsang.

»Here comes the sun«. Paul war beeindruckt. Nach all den Jahren endlich die Ernte für den sogenannten »stillen Beatle«. John fehlte ein paar Tage, er hatte zusammen mit Yoko sein Auto geschrottet und mußte ins Krankenhaus. Als er zurück war, liefen die Aufnahmen wie in alten Zeiten. Der Beitrag von John fiel diesmal recht sparsam aus. Nur ein Lied seit dem Hit »The Ballad of John and Yoko«. Am 21. Juli aber brachte er »Come together«.

Drei Tage später zeigte Paul erneut, wie genial er arbeiten konnte. Er bat John in den Kontrollraum, um eine Aufnahme von ihm zu überwachen. Dann setzte er sich ans Klavier und spielte eine neue Komposition, die er für eine andere Gruppe geschrieben hatte. »Come and get it« war der Titel. Paul bediente wieder sämtliche Instrumente selbst und sang auch gleich die zweite Stimme.

Innerhalb einer Stunde war die Aufnahme komplett. Das Demo war so gut, daß man es ohne weiteres als Platte pressen konnte. Dick James, ihr Musikverleger nahm das Band gleich mit. Die Gruppe »Badfinger« spielte das Demo haargenau nach, und sie hatten damit einen Top 4 Hit. Nicht schlecht für eine Stunde Arbeit. Paul setzte sich unmittelbar, nachdem er das Demoband beendet hatte wieder an seinen Baß, und weiter ging's mit der Musik der Beatles. Gerade so, als sei nichts gewesen.

Erstaunlich, welche Harmonie zwischen den Jungs herrschte. Manchmal hatte ich das Gefühl, sie würden es im letzten Augenblick doch noch packen. Vielleicht war die Musik stärker als all die Schwierigkeiten, in denen sie steckten. August 1969

Gefühle können täuschen. Die Beatles mußten geahnt haben, daß dies ihre letzte gemeinsame Zusammenarbeit sein würde. Sie schluckten all ihren Ärger und knieten sich in die Musik. Paul hatte auch schon einen Namen für die neue LP. Er wollte sie nach der Straße benennen, in der sie in den letzten sieben Jahren so erfolgreich gearbeitet hatten. »Abbey Road«.

Am 8.8.69 gegen 11.35 stieg ein Fotograf mitten auf dieser Straße auf eine Leiter und machte Bilder von den Beatles, die im Gänsemarsch über den Zebrastreifen marschierten, der sich direkt vor dem EMI Studio befindet. Es war nicht sehr weit von der Stelle

entfernt, an der Rupert auf den Bus gesprungen war. Mir fiel auf, daß Paul keine Schuhe trug und John sichtlich genervt war.

Ein Polizist sperrte die Straße für zehn Minuten, dann waren sie blitzschnell wieder im Studio verschwunden. Vielleicht war es ein böses Omen, oder auch nur Zufall, daß das Stück, an dem sie dann unmittelbar arbeiteten, »The End« hieß.

Zwei Wochen später trafen sich die Beatles zum letzten Mal in den Abbey Road Studios. Es wußte sicher keiner damals, daß es das letzte Mal war, denn sonst hätten sie vielleicht noch eine kleine Party gegeben.

Ich wußte, daß es das letzte Mal war! Aber ich hatte es ja auch sehr einfach. Ich war unsichtbar, aber »ihre« Gesichter habe ich immer gesehen, und daran habe ich erkannt, daß es endgültig aus war. Zu diesem Zeitpunkt wäre es unter Umständen noch möglich gewesen, daß sie aus finanziellen Erwägungen heraus weiterhin Musik gemacht hätten. Ein paar Wochen später war auch diese Möglichkeit vertan.

Der Traum war zu Ende. Genau an dem Ort, an dem er begonnen hatte.

Als die Jungs gegangen waren, habe ich mich noch ein bißchen alleine ins Studio 2 gesetzt, in dem ich immer mit Rupert musiziert hatte. Es war sehr still, und zum erstenmal seit Jahren fühlte ich mich einsam. And in the end..

Acht Monate sollte es noch dauern, bis die Öffentlichkeit erfuhr, daß es die Beatles als Gruppe nicht mehr gab. Am 10. April 1970 erst wagte Paul den entscheidenden Schritt nach vorn. Er verkündete der Presse, daß die Beatles nie wieder zusammen arbeiten würden. Alle hatten es bisher aus finanziellen und taktischen Erwägungen heraus nicht gewagt, diesen endgültigen Schritt zu tun.

John hatte lange vor Paul die Gruppe verlassen, aber aus Rücksicht auf seine Kollegen, niemanden davon unterrichtet. Es kam, wie es kommen mußte. Am Ende ging es, wie bei einer schlechten Ehe, nur noch ums Geld und zwar vor Gericht. Paul verklagte John, George und Ringo. Es war unfäßbar. Nach all den harten Jahren in Liverpool und Hamburg, nach dem gigantischen Erfolg, der danach kam, jetzt dieser peinliche Schluß. Alles aus einer Mischung aus Gier, Egoismus und verletzen Eitelkeit. Es war unsagbar traurig.

August 1971

Liebe Leute!

Es ist Zeit, daß ich mich aus dem Beatles Fan Club verabschiede. Wie ihr vielleicht wißt, brach die Band vor über einem Jahr schon auseinander und hat seither nicht gespielt. Jeder von uns verfolgt seine eigene Karriere, und deshalb möchte ich nicht den Eindruck und die Illusion erwecken, daß es so etwas wie die Beatles noch gibt.

Diese Tage sind jetzt vorbei. Ihr seid tolle Fans gewesen. Nun bin ich kein Beatle mehr, und ich will das machen, was ich immer schon tun wollte - mein eigenes Leben leben, meine Familie haben, meine Privatsphäre wahren, und vor allem meine Musik machen.

Danke für alles

Paul

Die 70er Jahre waren für mich ein Alptraum. Traurig genug, mit ansehen zu müssen, daß die Beatles den Bach runter gingen, ich hatte plötzlich auch keinen sinnvollen Zeitvertreib mehr. Auch wenn ich immer nur Gast war nach den Vorfällen im Jahre 1968, ich war immer im Studio bei ihnen. Ich habe mich oft dabei ertappt, daß ich Anfang der 70er Jahre immer wieder in die Abbey Road Studios gegangen bin, in der Hoffnung, es wäre alles nur ein böser Traum gewesen, und daß John und Paul wie in alten Tagen da sitzen und über dem Mittelteil eines Liedes brüten. Ich habe mir das oft so sehr gewünscht, daß ich manchmal tatsächlich ganz sicher war, heute, heute sitzen sie wieder drin. Es schmerzte mich jedesmal, wenn ich wieder enttäuscht wurde und irgendeine andere Gruppe dort war, wie zum Beispiel Pink Floyd oder wie sie auch immer hießen.

Gefreut habe ich mich sehr über den Erfolg von George und Ringo. War es doch eine späte Bestätigung für sie, auch talentiert zu sein. Vor allem Ringo hatte so ziemlich alle vier Minuten eine neue Nummer 1 in den USA. Die restlichen Beatles machten alle weiter mit Musik, das war sehr erfreulich, wenngleich sie meilenweit von der Klasse entfernt war, die man von den Beatles kannte.

John habe ich mal sagen hören: »Wenn ihr die Beatles so arg vermißt, dann nehmt doch einen Song von Paul, dann einen von mir, von Ringo und von George und spielt sie hintereinander, dann habt ihr doch die Beatles.« Genau da lag er falsch. Ihm mag es vielleicht nicht aufgefallen sein, weil er ein Teil der Beatles war, aber ohne die anderen fehlte irgend etwas, die geheime Zauberformel wirkte nur mit John, George, Paul und Ringo. Und genau diese Formel haben sie leichtfertig zerstört.

Aber wem konnte ich etwas vorwerfen? Rupert und ich hatten eine ähnlich erfolgreiche Formel, ohne zu wissen, wie sie zustande kam, und wir haben sie mit Füßen getreten. Ich weiß nicht, wieso ich mich damals an die Fersen von John geheftet habe, vermutlich weil wir uns sehr ähnlich waren und weil ich den engsten Kontakt zu ihm hatte.

Der Beginn der 70er Jahre war für John alles andere als fröhlich. Nach dem Bruch der Beatles zog es John und Yoko nach New York. So wie ich ihn damals einschätzte, wäre er auch nach Timbuktu gegangen, wenn Yoko das so gewollt hätte. Seltsam, da ist ein Mann endlich frei von all den Zwängen, die ihn seit Jahren bedrücken, und er begibt sich in die nächste Zwangsjacke. Ich habe mich oft gefragt, warum das bei Menschen so ist, aber vielleicht ist es genau das, was man im Unterbewußten will.

Eine weitere Zwangsjacke, die John sich zulegte, war der Rückfall zu Drogen. Diesmal von der ganz harten Seite. Drogenexzesse wechselten mit tiefen Depressionen. Man konnte die Situation, in der John sich befand, mit einem Wort beschreiben: »Paranoid.«

Noch immer stritten sich die Anwälte um das Vermögen der Beatles, und es schien kein Ende in Sicht. Die einzigen, die dabei reich wurden, waren die Anwälte. John war ein nervöses Wrack geworden. In manchen Augenblicken erinnerte er mich an Rupert, als ich ihn völlig verwahrlost an diesem Weihnachtstag Ende der Sechziger angetroffen hatte. John war Kettenraucher, schlief kaum, trank ziemlich heftig und war dauernd zugekiff. Ab und zu nur erinnerte er sich daran, daß er einer der bedeutendsten Musiker des Jahrhunderts war und lieferte Platten ab, die immer noch besser waren als das, was sonst so in den 70ern produziert wurde. Aber im Vergleich zu früher war das doch alles ziemlich mickrig. Hinzu kam die dauernde Ungewißheit, ob er in den USA bleiben konnte. Wegen Drogenvergehens in England bekam er die permanente

Aufenthaltserlaubnis nicht. 1973 verkrachte er sich dann mit Allan Klein, seinem Manager. Ich hatte das vorausgesehen, aber in solche Dingen war John zu naiv. All diese Probleme hingen ihm wie ein Mühlstein um den Hals.

Ich habe mich damals oft bei Poseidon erkundigt, wie man hätte helfen können. Der zuckte aber nur mit den Schultern und meinte, es sei noch nicht genug Gras über die ganze Sache gewachsen. Ich entgegnete ihm daraufhin, daß, wenn die Dinge so weiterliefen, bald Gras über John wachsen würde. Poseidon versprach mir, sich darum zu kümmern.

Lange Zeit überlegte ich, ob ich den Versuch unternehmen sollte, einfach bei Anisette vorbeizuschauen. Aber irgendwie konnte ich mich nicht dazu entschließen. Ich war zu stolz, um zu bitten. Auf der anderen Seite hätte ich sie gerne wieder gesehen, wenn auch nur um der alten Zeiten willen. So saß ich zur Untätigkeit verdammt und wartete. Endlos.

1973 warf Yoko John aus der gemeinsamen Wohnung. Die Beziehung der beiden war mehr als ausgebrannt von harten Drogen, Lieblosigkeiten, obskuren Diäten, Streß um die Kohle, und der Tatsache, daß John eben immer noch ein Ex-Beatle war.

Plötzlich war er wieder frei in jeder Hinsicht. Yoko als treusorgende Ersatzmutter hatte ihm auch gleich eine neue Partnerin vermittelt. May Pang, Johns Sekretärin wurde jetzt seine Mätresse. Sehr großzügig!

Eines hatte Yoko ihrem John jedoch verschwiegen, er war pleite! Kein Problem für John. Er war der größte Schnorrer aller Zeiten. Er genoß die neue Freiheit in Los Angeles, und andere zahlten mit Scheck. Ihn erinnerte das an die Zeit in Hamburg, als die Drinks kistenweise auf die Bühne gestellt wurden. Und da er schon an Hamburg dachte, fiel ihm wieder ein, was er damals noch so gemacht hatte. Musik. Genau das juckte ihn jetzt wieder.

Endlich! Ein Schritt in die richtige Richtung. Zusammen mit Phil Spector machte John eine Rock 'n' Roll LP mit all den alten Sachen, die er mit den Silver Beatles schon gespielt hatte. Die Aufnahmen selbst waren ein reines Fiasko, angefangen damit, daß Phil Spector eigentlich in ein Heim für geistig Verwirrte gehört hätte. Aber am Ende klang es doch nach John, und das war es wert.

John konnte mit seiner wiedergewonnen Freiheit nichts anfangen. Die Monate, die er in Los Angeles verbrachte, waren vertane Zeit, zugeschüttet mit Hektolitern von Brandy Alexander. Den Höhepunkt dieser Kampftrinkertreffen feierte er zusammen mit Harry Nielsson, einem wahren Gesangstalent, der nichts unversucht ließ, seine Stimme mit Alkohol zu zerstören. Was ihm schlußendlich auch gelang. John und Harry waren in Hochform in dieser Nacht, am 13. März 1974 im Club »Troubadour«, als die Smothers Brother ihren Auftritt hatten. Er dauerte keine fünf Minuten. John und Harry beleidigten lautstark so ziemlich jeden, der in Reichweite saß. Die ganze Geschichte endete damit, daß beide regelrecht aus dem Club geprügelt wurden.

Ich hätte mir so gewünscht, ihm in diesem Augenblick zu helfen zu können, wenn wenigstens Rupert zur Stelle gewesen wäre. Er war ein beschämender Auftritt und der absolute Tiefpunkt für John. Der aber war so betrunken, daß er gar nicht mitbekam, was da passierte an diesem »verlorenen Wochenende«, wie es die Presse später nannte.

Es gab aber auch ein paar lichte Momente in diesem unsäglichen Jahr. Johns LP »Walls and bridges« zum Beispiel. Wenn sein Privatleben auch noch so chaotisch war, er lief immer dann zur alten Form auf, wenn er Musik machte.

Gemessen an seiner körperlichen und geistigen Verfassung zählt der Nummer Eins Hit »Whatever gets you through the night« eigentlich dreifach. John hatte nichts verlernt. So wie er damals in Hamburg nächtelang betrunken immer noch tollen Rock 'n' Roll gespielt hat, so biß er sich auch diesmal wieder durch.

Ein Lied auf dieser neuen LP von John hat mich schlagartig wieder an meine schmerzliche Situation erinnert. »No. 9 Dream«. Der neunte Traum. Dieses Lied machte mir eigentlich klar, daß ich zwei Wesen enttäuscht hatte, nämlich Rupert und John. Nicht sie hatten mich verlassen, sondern ich sie.

Vor langer Zeit

War's nur ein Traum?

Ich weiß,

Er schien so nah.

Die Bäume flüstern

Meinen Namen

Zwei Geister tanzen so bizarr.

Das also war Johns Vision. Er konnte sich noch erinnern an unsere gemeinsamen Träume. Was aber war mit meinen Träumen passiert? Da war nichts mehr, wofür es sich lohnte zu träumen. Ich fühlte mich so ausgebrannt, so nutzlos wie noch nie zuvor. Ich erinnerte mich an die Worte, die Marc Constantin mir 1961 mit auf den Weg gegeben hatte. »Geh vorsichtig mit deinen Träumen um! Verliere keine Zeit!«

Ich hatte keine Zeit verloren, die Zeit hatte mich verloren.

Es geschah völlig unerwartet. Ich saß gerade in einer dieser unsäglich langweiligen Tagessitzungen, zu der ich seit einigen Jahren verdonnert war, als ich aufstand und nach draußen ging. Es gab leises Gemurmel, als ich mich durch die Stühle zwängte. Draußen angekommen, machte ich mich auf den Weg zur ersten Ebene. Ich war es jetzt satt, beinahe fünf Jahre untätig mit ansehen zu müssen, wie ein Genie langsam vor sich hindörrte. John war ein Gefangener in seiner eigenen Wohnung. Er verbrachte Tage damit, nur in seinem weißen Zimmer im Dakota Haus die Decke anzustarren. Er machte keinen Schritt, den Yoko nicht vorher abgeseget hatte. Er nannte sie jetzt »Mutter«. Das war sie auch. John und Yoko hatten ein gemeinsames Kind. Sein Name war Sean. Das Kind und die Wohnung waren die einzigen Dinge, die John und Yoko noch gemeinsam hatten. Sie war der Boss, er war Ex-Beatle. Zugegeben, Yoko war die beste Geschäftsfrau, die John sich wünschen konnte. Sie war energisch, eiskalt und gnadenlos, wenn es um Kohle ging. Was aber nützten John viele Millionen, wenn er gar nicht mehr existierte. Es gab ein Zimmer in Johns Wohnung, da standen alle seine Gitarren, die er in den letzten 20 Jahren benutzt hatte. Ganz selten rührte er eine an. Aus John Lennon, dem Genie, war ein Einsiedler geworden.

Ich erreichte das große Vorzimmer zur ersten Ebene und ging schnurstracks auf die Verbindungstür zu. Vor ihr saß ein Wesen, das mich mit großen Augen ansah. Ich stoppte kurz und sagte: »Ich will mit Anisette sprechen!« Das Wesen blickte skeptisch. »Haben sie einen Termin? Heute?«

Ich holte kurz Luft: »Nein«, sagte ich, »ich hatte einen Termin vor vielen Jahren schon.« Die Kinnlade meines Gegenübers klappte nach unten. Dann ging ich zur Tür.

»Halt! Das geht so nicht. Sie ist in einer Besprechung. Sie können da jetzt nicht rein!« rief die Stimme hinter mir. »Und ob ich kann!« zischte ich.

Sie erkannte mich sofort. Seit über zwölf Jahren hatte ich sie nicht mehr gesehen. Sie schien ein wenig verwundert, denn so etwas passiert auf dieser Ebene nicht oft, daß plötzlich jemand reinschneit. Zwei Lakaien stellten sich mir in den Weg. Ich hob die Augenbrauen und sie müssen meinen Blick richtig gedeutet haben, denn sie machten mir beide Platz.

»Anisette, ich möchte mit dir sprechen, alleine, jetzt!« Sie machte den Anwesenden ein Zeichen, und sie verschwanden. Dann kam sie auf mich zu: »Raimond, du kommst sehr unerwartet.« »Ja, ich weiß«, entgegnete ich, »tut mir leid, wenn ich dich störe. Es kann so nicht mehr weitergehen.« »Du sprichst von dir?« fragte Anisette. »Nicht nur von mir. Ich spreche von John und mir.«

Anisette machte eine Handbewegung: »Setz dich! Du hast dich lange nicht sehen lassen.« »Ja«, sagte ich, »ich hatte Hemmungen, Angst, nenn' es wie du willst.« »Angst vor mir?« fragte sie erstaunt. »Ja, auch Angst vor dir. Du weißt von meinen Gefühlen dir gegenüber. Ich konnte dir nie erzählen, was ich empfand, weil – ich konnte es nicht erklären.«

Anisette schaute mich an und lächelte zum erstenmal: »Du mußt es mir auch nicht erklären. Ich habe dich schon viel früher erwartet.« »Du hast recht, Anisette, ich bin längst überfällig, aber vielleicht ist es noch nicht zu spät. Bitte, laß mich wieder arbeiten. Laß mich John helfen.«

Sie senkte ihren Kopf, als ob sie angestrengt nachdachte, dann schaute sie mich wieder an. Wie wunderschön sie noch immer war. »Raimond«, sagte sie leise, »du hättest mich nicht bitten müssen. Ich wollte nur, daß du den Zeitpunkt fühlst, an dem du Kraft genug hast für das, wozu du dich entschieden hast.«

Wir saßen eine Weile schweigend da, und ich erinnerte mich an diesen Abend vor langer Zeit, als wir den Sonnenuntergang

betrachteten, und ich sagte, daß der Alte toll zaubert, wenn er in Laune ist. Sie hatte den Sonnenuntergang gemacht, und ich hab damals nichts gerafft. Ich mußte noch viel lernen.

Poseidon war ganz aus dem Häuschen. Seine Wangen glühten, wie sonst nur, wenn er eine große Rede halten mußte.

»Ich freu mich für dich, Raimond«, rief er, »es war 'ne lange Zeit.«
»Das seh ich auch so, ich werde keine mehr verlieren«, gab ich zurück.

Er hob die Arme, als ob er gleich beten wollte: »Wenn du mich brauchst, dann melde dich, laß dich umarmen!« Er drückte mich herzlich, dann sagte er: »Was wirst du tun?« Ich wartete eine Sekunde, dann antwortete ich: »Poseidon, ich werde die Beatles wieder zusammenbringen!« Der Dicke hielt die Luft an. Er zog die Luft durch seine Nase: »Mein Gott, das wäre eine Sensation. Viel Glück, mein Junge!«

In dieser Nacht noch schickte ich John den nächsten Traum. Die einzige Sache, die John in den letzten Jahren viel Spaß bereitet hatte, war Segeln. Ich wollte, daß er davonselte, weg von allem, was ihn blockierte. Ich zeigte ihm sich selbst, als Käptn eines Bootes, das den Atlantik überquerte. Durch Wind und Wellen. Er hielt das Ruder fest in seinen Händen, und er verlor die Angst, vor Einsamkeit, vor Gefahr und vor den Dämonen in seiner Seele. Am Horizont zeigte ich ihm England, die weißen Klippen von Dover. Dorthin ging dieser Traum.

Nach dieser Nacht redete John von nichts anderem. Er wollte übers Meer. Was würde »Mutter« dazu sagen? Sie sagte ja, denn John war ihr im Weg. Ich hätte sie umarmen können.

Am Morgen nach dem Traum machte ich mich am Auto von John zu schaffen. Irgendwie mußte diese verdammte Tür doch aufzukriegen sein. Warum um alles in der Welt, fuhr er ein deutsches Auto? Am Ende wußte ich mir nicht mehr zu helfen. Ich nahm einen Backstein von einer Baustelle gegenüber und schlug das Seitenfenster ein. Ich hatte gerade noch Zeit, die Kassette auf den Beifahrersitz zu legen, als ich hinter mir eine Stimme hörte: »Keine Bewegung! Hände aufs Dach! Beine auseinander!«

Ich war in Panik: »Ich wollte doch nur eine Kasette ... « »Halt's Maul! Rühr dich nicht!« Ein Mann mit dunkler Sonnenbrille und Uniform zielte mit einer Pistole auf mich. Ich war noch keine zehn Minuten auf der Erde, da war ich wieder in Handschellen. Ich hasse New York.

Die Kasette verfehlte ihre Wirkung nicht. Sie lag immer noch auf dem Beifahrersitz. Johns Privatsekretär Fred Seaman hatte das Auto von der Werkstatt zurückgebracht und John abgeholt. Bevor er sich beinahe draufsetzte, steckte er die Kasette ins Autoradio. Als die Musik begann und die ersten paar Takte vorbei waren, rief John laut: »Fuck a duck! Das ist Paul!«

Nervös drehte er am Lautstärkereger. John zog seine Stirn in Falten. Dann sagte er beinahe ärgerlich: »Das ist leider gut, was Paul da macht!« Dabei blitzten seine Augen. Ich mußte grinsen. Meine Taktik war richtig. Er hatte wieder Blut geleck. »Woher hast du die Kasette?« fragte John seinen Fahrer. »Keine Ahnung, ich dachte, die sei von dir«, war die Antwort.

John zuckte mit den Schultern: »Wahrscheinlich hat Paul wieder alle Instrumente selbst gespielt, wie ich ihn kenne. Verdammter Streber!« Johns Körper wippte im Rhythmus der Platte. Plötzlich fuhr er herum: »Vergiß nicht, meine akustische Gitarre einzupacken, Fred. Ich sollte wieder ein paar Songs schreiben.«

Mein Herz hüpfte, als ich das hörte, denn ich saß auf dem Rücksitz, unsichtbar. »Hast du meine Klamotten für die Schifffreise gepackt?« fragte John. Fred nickte. »Auch das Marihuana?« »Hab ich«, antwortete Fred. »Steckt im Waschbeutel und in den Schuhen.« John grinste: »Immer gut, wenn man einen im Schuh hat.«

Als wir am Dakota angekommen waren räumte John ein paar Tüten vom Rücksitz. Plötzlich drehte er sich zu Fred Seaman und fragte: »Sag mal, was machst du eigentlich in deiner Freizeit?« »Wieso ?« kam die Antwort. »Na, wegen dieser Handschellen da auf unserem Rücksitz.« Johns Fahrer schaute verdutzt: »Keine Ahnung, wie die da hinkommen.«

John fuhr tatsächlich mit dem Boot auf die Bermudas. Er genoß jeden Augenblick. Seit Jahren hatte ich ihn nicht so gesehen. Er sprühte vor Energie. Und als er während eines Sturms fast zwölf Stunden lang alleine am Ruder stand, begann er plötzlich, irische

Seemannslieder zu singen, wie ich sie vor Jahren von Rupert gehört hatte. Als sich der Sturm gelegt hatte, und die anderen Crewmitglieder wieder an Deck kamen, erzählte John ihnen, daß er das alles vorher geräumt hatte. Der Sturm, das Boot, die Wellen, alles.

In diesem Juli, weit weg von Yoko und dem Dakota Haus, war John der alte. Er arbeitete wie früher, als er fast täglich in den Abbey Road Studios war. Wenn er nicht Musik schrieb, erholte er sich am Strand. Er war jetzt nicht mehr blaß. Er fühlte sich wie im Paradies.

Viel Kopfzerbrechen bereitete ihm, einen passenden Titel für seine neue LP zu finden. Er sprach oft darüber, daß Paul das immer erledigt hätte bei den Beatles. Nur zu, dachte ich, ihr werdet schon noch merken, daß ihr einander braucht.

Durch Zufall fand ich einen Titel. Während John segelte, blieb ich meistens an Land und legte mich in die Sonne. Wasser schien mir immer noch unheimlich. Oft ging ich auch zum Zeitvertreib in den Botanischen Garten. Es roch dort so fantastisch. Fast konnte es einem schwindelig werden bei all den Düften dieser vielen Blumen in allen Farben. Sie alle trugen die seltsamsten Namen wie zum Beispiel: Engelsflügel – Feenstaub – Purpurner Ritter – weißer Excelsior, und plötzlich sah ich diesen Namen: »Double Fantasy«. Der Name war so schön wie diese kleine Blume roch. Ich sagte ihn ganz langsam: Double Fantasy. Das war er, der Titel für Johns neue Platte.

Ich überlegte hastig, wie ich das kleine Schild entfernen konnte. Doch irgendwie saß mir die Sache mit dem Autofenster noch in den Knochen. Ich mußte es erreichen, daß John hierher kam. Er mußte diesen Namen riechen.

Als an diesem Abend die Sonne untergegangen war, gab es eine sternenklare Nacht wie lange nicht, und John, der hier auf den Bermudas viel besser schlief als in New York, war früh zu Bett gegangen. Er hatte einen Joint geraucht und schlummerte entspannt. Es war ein idealer Augenblick für einen Traum.

Als John am nächsten Tag die kleine Tafel sah, von der nachts schon wußte, da blieb er eine Weile wie angewurzelt stehen. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf und sagte: »Das ist ein kosmischer Moment.«

Am 29. Juli verließen wir die Bermudas. John nahm schweren Herzens Abschied von diesem Paradies, wie er es nannte. Er war so voller Energie, daß seine Rückkehr nach New York ganz anders war, als manche das gewohnt waren. Ihn drängte es in ein Studio wie in alten Zeiten. Er wollte diesen Augenblick gefangen halten, bevor vielleicht die alten Ängste wieder hochkamen. Er hätte sich keine Sorgen zu machen brauchen. Ich war jetzt bei ihm.

Und ich würde nicht eher ruhen, bis er sein altes Selbstvertrauen gefunden hatte und gleichgezogen hätte mit Paul. Da wollte ich hin. Etwas verwirrt hat mich die Neuigkeit, daß Yoko die Hälfte auf dieser LP für sich reservieren wollte. Wann würde John denn endlich merken, daß sie ihn nur benutzte?

Die besten Musiker, die man für Geld mieten konnte, waren versammelt, und es herrschte eine Stimmung wie vor einer großen Schlacht. Ich war mir sicher, John würde sie gewinnen.

Die Aufnahmesessions begannen meistens damit, das Verstärkermaterial aufzubauen. Wie hatte sich das doch alles geändert seit 1962, als ich zum erstenmal ein Studio von innen sah. Hier waren zig Spezialisten damit beschäftigt, die neueste Technik auszutesten. Die Geräte wurden meistens angeliefert und rein und rausgetragen. plötzlich inmitten von Kabeln und Verstärkern sah ich Rupert. Ich war wie versteinert. Blitzschnell gab ich mir eine Hülle und rief: »Das gibt's doch nicht! Du hier? Ich werd' verrückt.«

Er dreht sich um und schaute mich mit fragendem Blick an: »Kennen wir uns?« »Ja, ich bin's, Raimond, erinnerst du dich nicht?« Rupert grinste verlegen: »Sorry, mir kommt das Gesicht bekannt vor, aber ich krieg's nicht unter.«

Klar, ich hatte in meinem Eifer vergessen, daß er sich nicht mehr an die Zeit davor erinnern konnte. Sie wurde ausgelöscht. Ich machte noch einen Versuch: »Könnten wir irgendwo einen Kaffee trinken?« Rupert zog eine Augenbraue hoch: »Du bist doch nicht eine von den Tunten, die junge Männer abschleppen, oder?«

Ich mußte lachen, ja das war der alte Rupert: »Nein, ganz bestimmt nicht. Ich wollte mich bloß kurz unterhalten, ohne die vielen Leute hier.« »Von mir aus«, brummte Rupert, »ich bin eh fertig hier. Gehn wir!« Rupert bot mir an, mit seinem Wagen zu Jimmy Day's zu

fahren. Es war eine Art Bar in Greenwich Village, vierte Straße West, Ecke Barrow Straße. »Ein schönes Auto, was du da hast«, sagte ich.

Rupert strich über das Lenkrad.« Ja das können sie, die Nazis, gute Autos bauen.« »Du siehst aus, als ob es dir finanziell nicht schlecht geht.« Rupert grinste: »Na ja, kann nicht klagen.« Dann etwas verächtlich: »Du willst nicht zufällig Geld von mir pumpen, hä?«

Er war immer noch mißtrauisch.

»Keine Sorge, es geht mir nicht ums Geld. Wann bist du nach New York gekommen?« »Vor ungefähr acht Jahren«, antwortete er, » vorher war ich in London.« »ich weiß, Brecknock Road.«

Er blickte mich von der Seite an, zog die Nase hoch und parkte dann schweigend seinen Mercedes. Als wir dann bei einem Kaffee saßen, erzählte er mir, daß er Mitinhaber eines Musikgeräteverleihs sei. Die Firma hatte klein angefangen, dann ging es in den letzten Jahren steil nach oben. Es war harte Arbeit, aber gutes Geld. Die Hit Factory, bei der John Lennon seine neue LP aufnahm, gehörte zu den Kunden seines Partners. Dieser war heute verhindert, also hatte er den Job erledigt.

Ich fragte: »Kennst du John Lennon persönlich?« »Nö«, war die Antwort, »er hat hallo gesagt, das war alles. Ist mir auch wurscht. Hauptsache sie zahlen pünktlich.«

Er füllte seine Kaffeetasse mit vier Löffeln Zucker, und ich wunderte mich, wieso der Löffel nicht stecken blieb. Dann druckste er ein wenig herum und fragte: »Woher kennen wir uns?« Ich überlegte, was ich ihm zumuten konnte, dann sagte ich: »Du würdest es mir nicht glauben ... « Rupert runzelte seine Stirn. »Wir haben uns im Jenseits kennengelernt, Rupert. Drüben.«

Rupert setzte seine Kaffeetasse ab: »Drüben! Ah ja.« Er langte in seine Lederjacke und legte ein paar Münzen auf den Tisch: »Das ist für den Kaffee, ich hab zu tun. Schönen Tag noch!« Dann stand er auf und ging.

Er stapfte auf die Tür zu und ging nach draußen. Ich konnte es nicht glauben. Ich war gerade im Begriff ihm nachzueilen, als mich jemand am Ärmel zog. Es war Poseidon. »Laß ihn, Raimond. Er gehört nicht mehr zu uns. Verwirre ihn nicht!« »Aber ich wollte ihn doch nur ... « »Raimond, es gibt viel ernstere Probleme«, sagte Poseidon plötzlich.

Die andere Seite ist nicht erfreut von deinem Plan, die Beatles wieder zusammenzubringen. Sie wollen Lennon beseitigen.«

Ich war wie elektrisiert. Was hatte er da eben gesagt? Beseitigen? Hatten sie solche Angst vor einem Rockmusiker? Vor einem Mann, der jahrelang nicht mal in der Lage war, alleine einen Scheck auszufallen, ohne vorher seine Frau zu fragen, ob das genehmigt sei? Das konnte ich nicht fassen. »Woher weißt du das, Poseidon?« hakte ich nach. »Nun, auch wir haben ein paar Spione auf der anderen Seite. Diese Sache mit den Beatles muß sie sehr beunruhigen.« »Es ist doch noch gar nichts mit den Beatles. John versucht gerade, sich wieder selbst zu finden. Wieso diese Panik?« fragte ich entsetzt. »Ich glaube, sie haben die Sache damals alle unterschätzt. Es kam viel Gutes in diese Welt durch diese Jungs aus Liverpool. Nochmal können sie das scheinbar nicht akzeptieren.« »OK.«, schnaubte ich, »sollen sie es ruhig probieren. ich werde ab jetzt John keine Sekunde aus den Augen lassen.«

Die Ono-Lennons hatten vorerst ganz andere Probleme. Sie kriegten keinen Plattenvertrag. Alle großen Plattenfirmen winkten in dem Moment ab, als sie erfuhren, daß die Hälfte der LP von Yoko besungen werden sollte. Man konnte ihnen das nicht mal verdenken. In der Vergangenheit war es ja wohl eher ein Jodelversuch, was Yoko so auf Platte pressen ließ. Und außer in Bayern ließ sich so etwas schlecht vermerken. John wurde langsam nervös.

Ehrlich gesagt, ich auch. Das ganze Projekt hätte hier noch scheitern können. Er hatte 22 Titel, genug um zwei LP's zu füllen. Trotzdem, keiner biß an. Eine Plattenfirma blieb noch übrig. David Geffen hatte erst vor ein paar Monaten ein kleines Plattenlabel gegründet. Ich beobachtete den Mann ein paar Tage lang, dann wußte ich, wie John und Yoko endlich ihren langersehnten Vertrag bekamen. Ich schickte Geffen einen Traum, den plumpesten, denn ich mir ausdenken konnte. Ich zeigte John und Yoko in AvantgardeKostümen in einem goldenen Käfig. Beide hatten große Schaufeln in der Hand, und John sang »Maggie May« und Yoko quietschte in den höchsten Tönen. Immer, wenn Geffen begeistert rief: »Toll, Yoko, klingt gut«, dann schaufelten John und Yoko Dollarscheine aus ihrem Käfig. David raffte so viele Scheine, wie er nur tragen konnte, aber die beiden schaufelten immer weiter. Ich habe

selten einen Menschen mit so einem glückseligen Gesicht träumen sehen.

Am folgenden Morgen, Freitag, den 19. September traf sich Geffen mit Yoko. Die Unterhaltung lief in lockerer Atmosphäre. Als sie erwähnte, daß die Hälfte aller Songs von ihr kamen und sie auch 50 % der Verlagsrechte in Anspruch nehmen wollte, entgegnete Geffen: »Genauso hatte ich das auch haben wollen.«

John war erleichtert. Das größte Problem war jetzt gelöst. Seine Platte konnte erscheinen. Nun war die Presse an der Reihe. Es war rührend mit anzusehen, wie sich beide bemühten, der Ballade von John und Yoko gerecht zu werden. Nichts davon war wahr. Tatsache war, daß Yoko John wieder auf die Bermudas schicken wollte, damit sie Zeit für ihr Privatleben hatte.

Mich beunruhigte das nicht. Ich wußte, daß John zu sich selbst zurückgefunden hatte. Er hatte wieder Selbstvertrauen. Wenn seine Platte sich gut verkaufen würde, dann war er wieder gleich mit Paul. Das war das Ziel. Paul selbst, der natürlich mitbekommen hatte, daß John wieder aktiv war, hatte angerufen, aber Yoko hat es John verschwiegen. Noch hatte Mutter Macht. Ich schätzte, nicht mehr lange. Mit Unbehagen mußte ich feststellen, daß John und Yoko ihren Bodyguard entließen. Sie ging sogar so weit, den genauen Ankunfts- und Abfahrtsplan zu den Aufnahmestudios in der Zeitung abzudrucken. Als sie ihr Bodyguard daraufhin zur Rede stellte, sagte Yoko: »Du hast recht, gefährlich ist das schon, aber bedenke, ich habe eine Platte zu verkaufen.«

Ich war in höchster Alarmbereitschaft. Wann immer John das Haus oder das Studio verließ, prüfte ich vorher draußen alles nach. Wäre mir nur das Geringste aufgefallen, hätte ich mir blitzschnell eine Hülle gegeben. Ich glaube, John hätte sich an mein Gesicht erinnert, so wie damals im »Speakeasy«. Dessen war ich mir ganz sicher. Dezember 1980

Im Radio lief Johns neuester Hit und immer öfter auch eine alte Aufnahme von den Fab Four. Man begann sich wieder an die Beatles zu erinnern. Die Horden von Fans vor dem Haus wurden immer größer. Jedesmal hatte ich panische Angst, etwas zu übersehen, was John in eine gefährliche Lage bringen konnte. Meistens waren es jedoch nur Fans, die ein Autogramm erhaschen wollten. Ein dickes

Kerlchen hielt John ein Exemplar von »Double Fantasy« unter die Nase. John stoppte kurz und fragte, ob er unterschreiben solle. Der junge Mann nickte und grinste dabei ein bißchen dämlich. Hoherfreut hielt er die LP hoch und zeigte sie den Umstehenden. Ein Fotograf schoß ein Bild und ich erschrak, als es blitzte. Ich war mehr als nur nervös.

Erleichtert hörte ich die Nachricht, daß Yoko ihren Leibwächter morgen wieder einstellen wollte. »Gottseidank«, dachte ich. Es wurde höchste Zeit. Sid Bernstein hatte angerufen, um John und die restlichen Beatles zu einem gemeinsamen Konzert zu überreden. Sid war der erste gewesen, der mit den Beatles ein Konzert in den Vereinigten Staaten gemacht hatte. Der Zug kam langsam ins Rollen. Wie sehr hätte ich mir jetzt gewünscht, daß Rupert wieder da gewesen wäre. Ich hätte einen guten Mann wie ihn dringend benötigt.

Poseidon kam vorbei und sah nach dem Rechten. Er versprach mir, ab morgen zwei Hilfskräfte abzustellen, die mich unterstützen konnten. Ich dankte ihm dafür. Er erzählte mir, daß auf den ganzen Ebenen meine Aktivitäten sehr wohlwollend aufgenommen wurden. Überall sprach man von nichts anderem. Es herrschte eine allgemeine Aufbruchsstimmung.

Im Studio, der Record Plant, rieb sich David Geffen die Hände. »Double Fantasy« hatte in Großbritannien Gold Status erreicht. »Vielleicht geht sie auf Nummer 1, wer weiß!« sagte er mit breitem Grinsen. Er begleitete John zum Aufzug: »Also dann, bis morgen früh«, rief John.

Um 10 Uhr 50 abends bog die Limousine mit den Lennons aus der 72. Straße direkt vor das Dakota Haus. Yoko stieg zuerst aus. Es waren fast keine Menschen vor dem Dakota. Nur dieser Fan stand wieder da, den ich schon am Nachmittag gesehen hatte. John ging an ihm vorbei. Er trug einen Kassettenrecorder und ein paar Kassetten. Ich war erleichtert, daß dieser Tag zu Ende ging, ab morgen würde John mehr Bodyguards haben, als er benötigte.

In diesem Augenblick fielen die Schüsse...

September 1994

Poseidon hat mir diesen Rat gegeben. Ich solle einfach alles aufschreiben. Es würde mir ganz sicher helfen. Für eine Zeitlang hat es das auch. Ich habe sie nochmal durchlebt, diese verrückte Zeit, von der diejenigen, die damals lebten, noch heute behaupten, es war die beste aller Zeiten.

Ich hab sie nicht vergessen, die Augenblicke des Triumphes und auch nicht die Momente, in denen alles nur mißlang. Ich geh noch oft nach Liverpool, zur Penny Lane und dorthin, wo einmal der Cavern war. Ich suche die Mathew Street und dieses Pub, in dem ich Rupert sturzbetrunken fand. Es hat sich viel verändert in all der Zeit. Manchmal glaub ich, ich hätte alles nur geträumt.

Ich kann mich noch erinnern – an die ganz frühen Tage der Beatles. Bevor der Rummel über sie hereinbrach. Wann immer sie eine schlechte Nachricht erhalten hatten, oder die Dinge nicht so liefen wie sie es gerne wünschten, drehte sich einer von ihnen um und rief – »Where are we goin', Johnny?

To the top

Where's that?

At the toppermost of the poppermost!«

Genau dort waren sie gelandet. Ganz oben. Nach dem Tod von John Lennon behaupteten viele, die Beatles gäb es jetzt nicht mehr. Oh, doch, sag ich dann immer.

Ich hab noch einen Traum....